

Biblioteka Muzeum im. Dzieduszyckich
we Lwowie.

Sz. 14. c. N^o 108.

12 1412



**Digital collection of the scientific library of the
State Museum of Natural History
of the National Academy of Sciences of Ukraine**

**Цифрова колекція наукової бібліотеки
Державного природознавчого музею НАНУ**

Sabersky H. Ein Winter in Ägypten. – Eine Reisebeschreibung. – Berlin:
Schall & Grund. Verein der Bücherfreunde. – 304S. mit 16 Bildern und
Karte.

Download a copy of the book from the site:

<https://libsmnh.com.ua>

Permanent link to the book page:

https://libsmnh.com.ua/books/sabersky_h/ein_winter_agypten/





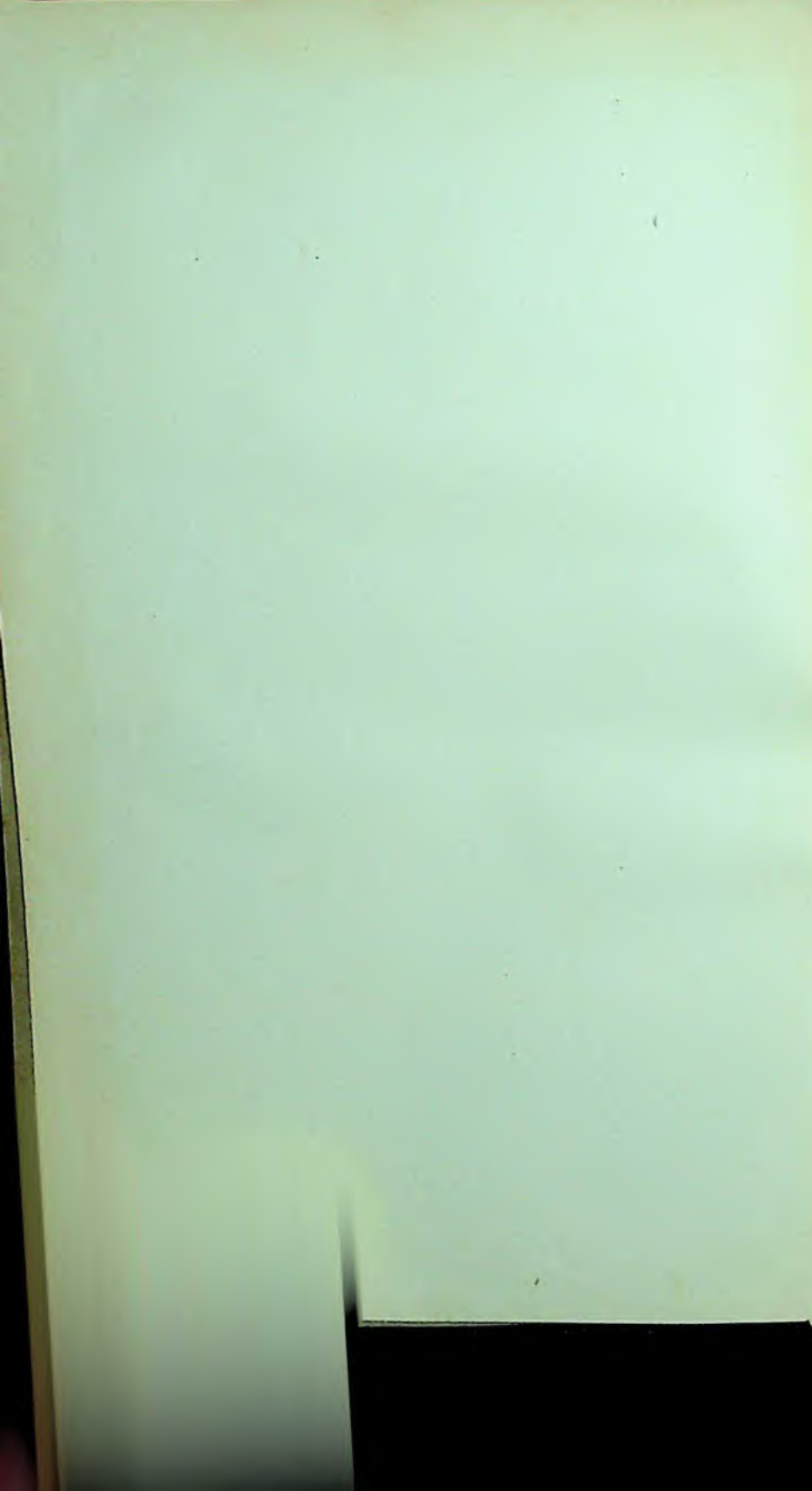
~~2260~~





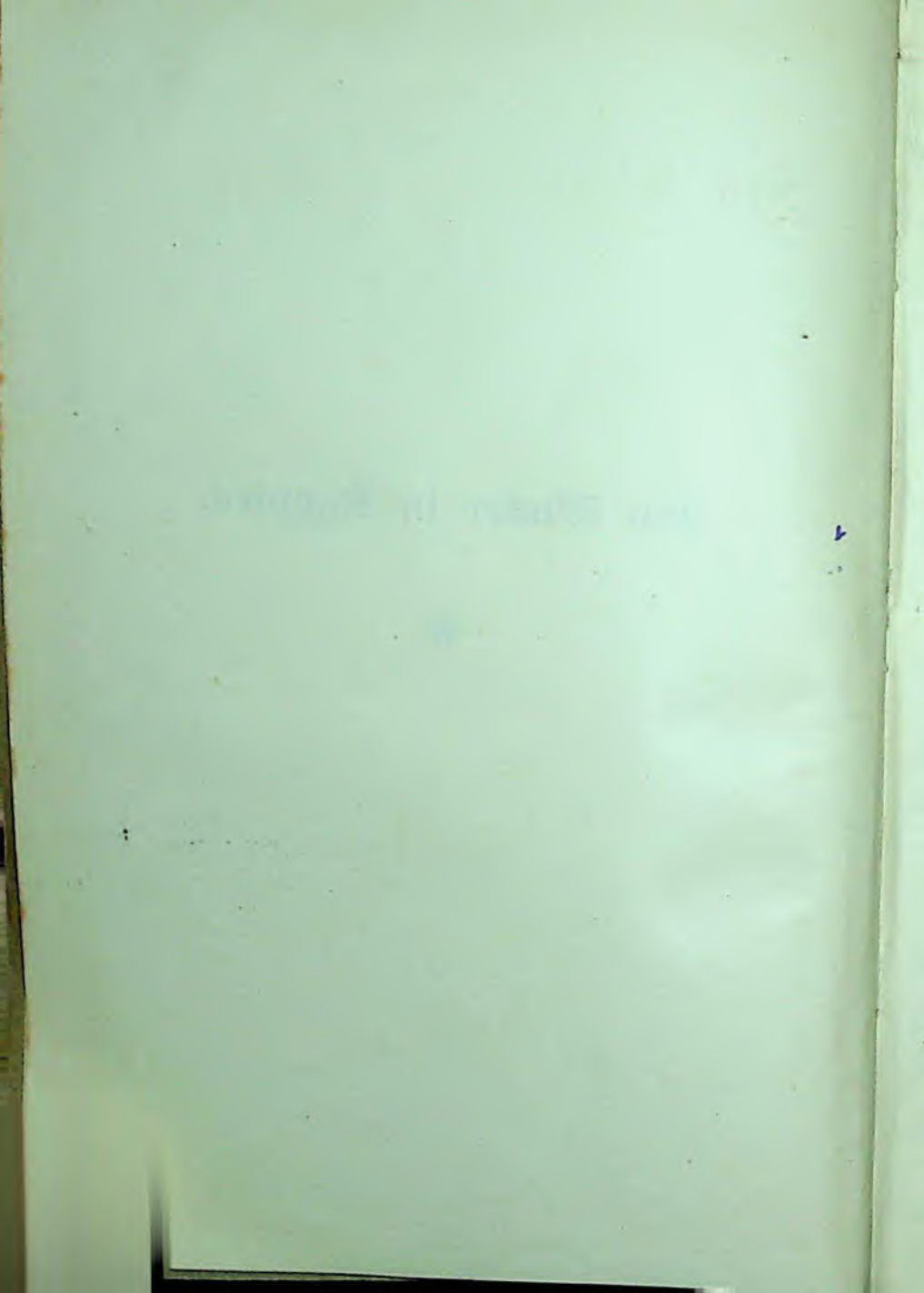
Ein Winter
in
Ägypten

Dr. H. Saberskij



Ein Winter in Ägypten.





✓
90.
Nr. inw. starza

~~A-1412~~

Ein Winter in Ägypten.

Eine Reisebeschreibung

von

Dr. S. Sabersky.

Mit 16 Bildern und 1 Karte.

2260.



Berlin.

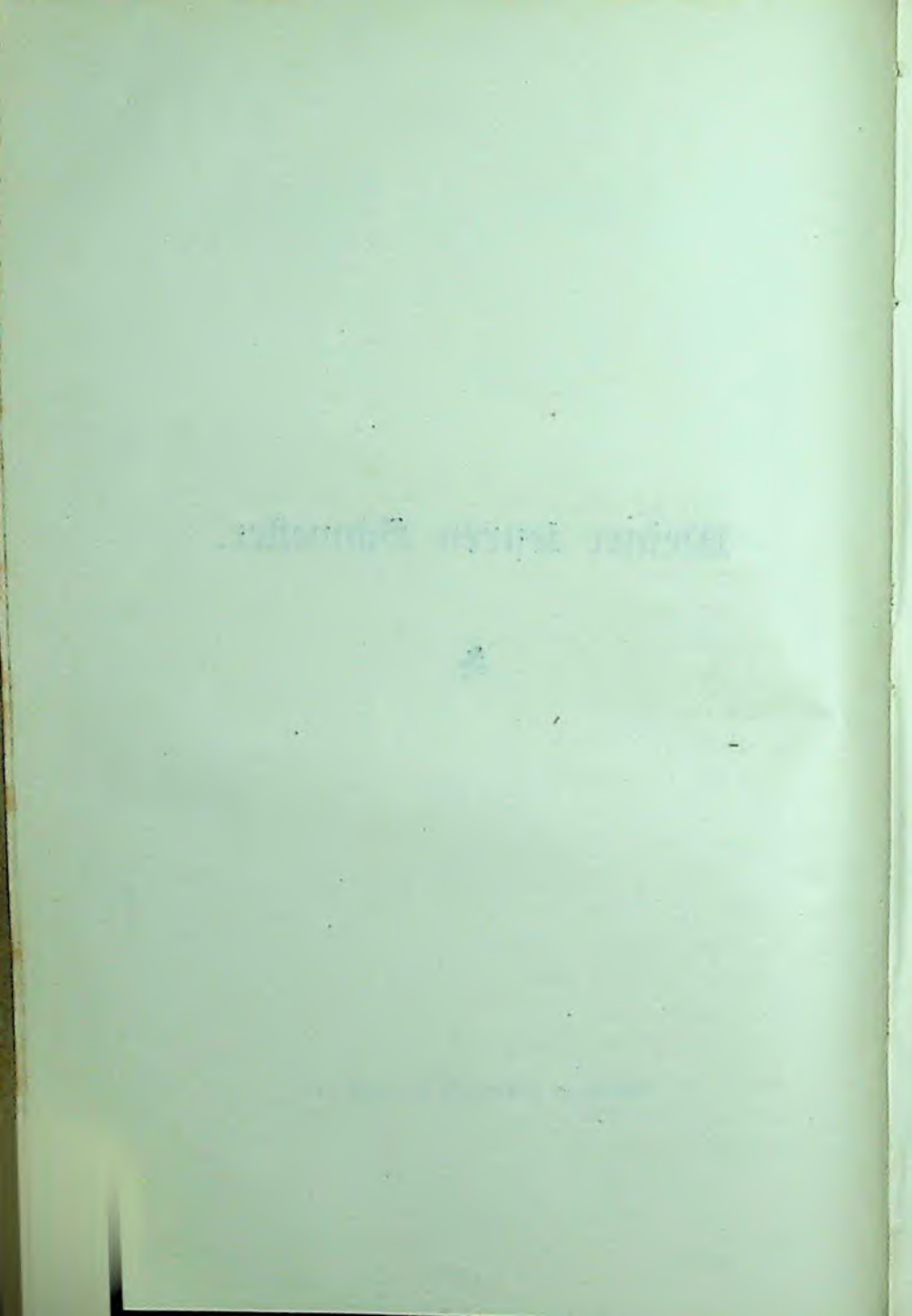
Schall & Grund.

Verein der Bücherfreunde.

Das Recht der Übersetzung vorbehalten

Meiner lieben Schwester.





Vorrede.

Wer die ersten Seiten dieses Buches liest, wird an der etwas leichtfertigen Schreibweise und der bruchstückartigen Form der darin enthaltenen brieflichen Mittheilungen unschwer erkennen, daß sie ursprünglich nicht bestimmt waren, der Öffentlichkeit übergeben zu werden.

Erst nach Absendung einer Anzahl von ihnen beschloß ich, die Beschreibung meiner Reise durch Ägypten in Buchform herauszugeben.

Es war damit eine ernstere Art der Darstellung und ein stärkeres Zurückdrängen des persönlichen Elementes, das bisher überwogen hatte, vorgeschrieben.

Eigentlich hätte ich nun den ersten Teil, um Einheitlichkeit in das Ganze zu bringen, auf dieselbe Tonart stimmen müssen. Ich konnte mich aber nicht dazu entschließen. Denn gerade die ersten Eindrücke auf einer Reise, namentlich in einem Lande, das uns auf Schritt und Tritt Bilder darbietet, die von den bisher gesehenen weit unterschieden sind, pflegen in ihrer Sonderbarkeit am schärfsten von uns aufgefaßt zu werden. Jede nachträgliche Änderung in den Briefen hätte den Stempel

unmittelbarer Wiedergabe der Stimmung verwißt, die zum Ausdruck kam, als das Fremde zum ersten Male seine Wirkung übte. Ich ließ sie darum, wie sie waren, und so müssen sie schon mit allen ihren Eigentümlichkeiten in den Kauf genommen werden.

Es ist nun noch erforderlich, einige Worte über die Veranlassung meines Vorhabens voranzuschicken.

Kein deutscher Tourist, der Ägypten bereist, wird eines der vortrefflichen Reisehandbücher, sei es das von Bädeker oder von Meyer o. a. entbehren können, und ich erinnere mich kaum, einen Reisenden kennen gelernt zu haben, der in dieser Beziehung unvorsichtig gewesen wäre.

Nichtsdestoweniger hörte ich oft von den Besitzern dieser Hilfsmittel das lebhafteste Bedauern ausdrücken, daß sie nicht schon vor Antritt der Reise dafür gesorgt hätten, den so fremdartigen Erscheinungen mit mehr Verständnis entgegenzutreten zu können.

Ich glaubte daher, es dürfte keine undankbare Aufgabe sein, meine Reisebeschreibung so einzurichten, daß sie diesem Bedürfnisse entgegenkäme.

Der Entstehungsgeschichte des Buches entsprechend, konnte erst von der Besteigung der Cheopspyramide an ein derartiger Zweck ins Auge gefaßt werden.

Als Nichtägyptologe war ich genötigt überall da, wo es galt, der Schilderung geographische, geschichtliche oder kunstgeschichtliche Erklärungen einzuflechten, bei den Schriften der bewährten Forscher Rats zu erholen. Namentlich bin ich hierin den Ausführungen des Herrn Professors Georg Ebers gefolgt, die sowohl in seinem großen Werke: „Ägypten“, als auch in Bädekers „Ober-

ägypten“ enthalten sind, der zum weitaus größeren Teile auf einem Ebers'schen Manuskript beruht. Wo immer es geboten war, habe ich im Verlaufe der Beschreibung auf diese Quelle hingewiesen.

Ferner habe ich die im Texte näher bezeichneten Werke der Herren Professoren Johannes Dümichen, Eduard Meyer und Adolf Erman zu gleichem Zwecke benutzt und die betreffenden Stellen daraus in Fußnoten angezeigt.

Herr Dr. E. Schmidt, den ich in Lufkor kennen gelernt hatte und der erst vor einigen Wochen aus Ägypten zurückgekehrt ist, wo er auf Veranlassung der Regierung des Deutschen Reichs zwei Jahre mit ägyptologischen Studien beschäftigt war, hat die außerordentliche Freundlichkeit gehabt, das Buch, als es im Druck bereits vollendet vorlag, einer Durchsicht zu unterziehen. Er hat mich in den Stand gesetzt, einige Anmerkungen und Berichtigungen am Schlusse des Buches hinzuzufügen zu können.

Ihm sei an dieser Stelle der Zoll aufrichtiger Erkenntlichkeit dargebracht.

Desgleichen statte ich den verehrten Herren Verlegern, Herren Schall und Grund, für die Sorgfalt, die sie dem Buche angedeihen ließen, daß es in würdiger und geschmackvoller Ausstattung unter seinen Genossen erscheinen könne, den verbindlichsten Dank ab.

So gebe ich dem Buche, bevor es in die Öffentlichkeit tritt, den Wunsch auf den Weg, es möchte mit dem gleichen Interesse gelesen werden, mit dem es geschrieben wurde.

Wenn es namentlich denen zum vorbereitenden Freunde würde, die beabsichtigen, an den immergrünen Ufern des Nils bis Philae hinauf die Wunderwerke des uralten Kulturlandes mit eigenen Augen zu schauen, so erwüchse mir aus diesem Bewußtsein der Lohn höchster Befriedigung.

Berlin, im November 1896.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Von Genua bis Kairo	1
II. Kairo, die Pyramiden und Memphis	11
III. Heluân	67
IV. Die Nilreise	69
V. Der Tempel von Abydos	89
VI. Der Tempel von Dendera	108
VII. Luxor	117
VIII. Die Tempel von Karnak	135
IX. Die Memnonssäulen	169
X. Kampfspiele	176
XI. Die Gräber von Kurnet Murraï	177
XII. Die Gräber der Königinnen	184
XIII. Die Königsgräber	185
XIV. Emil Brugsch' Auffindung der Königsmumien	201
XV. Der Terrassentempel von Dér el-bâhri	207
XVI. Das Ramesseum	215
XVII. Medinet Habu	224
XVIII. Der Tempel von Kurna	235
XIX. Der Tempel von Luxor	239
XX. Von Luxor bis Assuân	243
XXI. Assuân	255
XXII. Der erste Katarakt	280
XXIII. Die Insel Philae und die Rückkehr	284
<hr/> Sach- und Namenverzeichnis	299

Bilderverzeichnis.

	Seite
Garten im Hôtel du Nil in Kairo	12
Fellachenfrau mit Kindern	15
Straße in Kairo	19
Gewürzkrämer in Kairo	21
Gâmia el-Nzhar (Die Universität) in Kairo	29
August Gorff in Kairo	zwischen 34 u. 35
Sphinx und Cheopspyramide	50
Palmenhain bei Sakkâra	56
Girge	88
Großer Mittelgang im Karnaktempel	149
Der heilige See bei Karnak	168
Die Memnonssäulen	170
Die Königsgräber bei Lutzor	186
Säulenkapitälé aus dem Tempel von Esne	247
Bischarin bei Assuân	261
Kloster auf der Insel Philae	293

Anmerkungen und Berichtigungen.

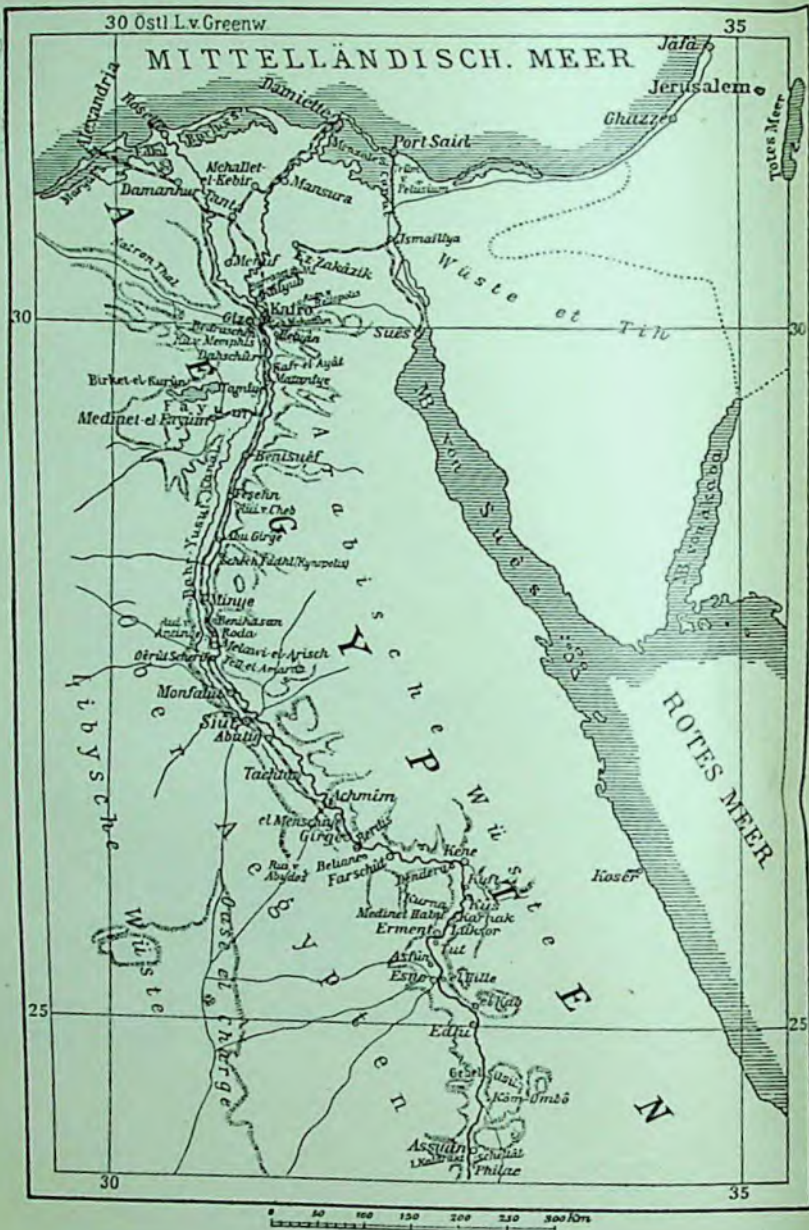
- Zu S. 17 Z. 7 v. u. Die Kinder jagen nach dem Falte Stellen aus dem Koran her.
- Zu S. 22 Z. 16. Auch den Equipagen der hohen Beamten und sonstiger Vornehmer werden Vorläufer vorausgeschickt.
- Zu S. 46 Z. 8. Die ungeheure Menge der gefundenen Skarabäen erklärt sich aus ihrer Verwendung zu Siegelringen.
- Zu S. 82 Z. 10 v. u. Plotinos hat sich erst später, nachdem er die Lehren des Philosophen Ammonios Sakkas in Alexandria empfangen hatte, zu bahnbrechender Bedeutung erhoben.
- Zu S. 86 Z. 7 v. u. Das Klosterdorf, von dem hier die Rede ist, heißt Dér el-Abhâd.
- Zu S. 151 Z. 7. Mernephtha war der letzte bedeutende Herrscher der neunzehnten Dynastie.
- Zu S. 156 Z. 4 v. u. In Kairo hatten wir nicht die Mumie von Gatafu und ihrem Kinde gesehen, sondern diejenige der Königin Ramaka, die der einundzwanzigsten Dynastie angehört. Die Verwechslung rührt daher, daß Gatafu auch den Namen Ramaka führt. Von der Königin Gatafu wird vermutet, daß sie ermordet und bei Seite geschafft wurde. Es ist daher wenig Aussicht vorhanden, daß man ihre Mumie jemals finden werde.
- Zu S. 184 Z. 2. Emil Brugsch Bey, der jetzige Konservator am Museum von Gize ist der Bruder des bekannten genialen Ägyptologen Heinrich Brugsch Pascha, welcher am 9. September 1894 der Wissenschaft, der er eine weithin strahlende Leuchte gewesen war, leider entziffen wurde.
- Zu S. 208 Z. 12 v. u. Dér el-bâhri bedeutet Nordkloster, nicht Nordkirche.
- Zu S. 211 Z. 3. Der erwähnte Turm ist in letzter Zeit entfernt worden.
- Zu S. 218 Z. 5. Die in Klammern stehende Bemerkung ist zu streichen.
- Zu S. 225 Z. 13. Im Tempel von Medinet Habu befand sich eine Basilika, nicht eine Kapelle.
- Zu S. 253 Z. 12. Im Vorüberfahren bei Kom Ombo habe ich die schützenden Ufermauern daselbst nicht bemerkt. Herr Dr. Schmidt belehrte mich, daß sie ein Werk des Herrn de Morgan, des Direktors am Museum von Gize seien, der sich in den letzten Jahren ein hohes Verdienst um die Erhaltung des Tempels von Kom Ombo erworben habe.
-

Druckfehlerverzeichnis.

- S. 30 Z. 22 ließ: Sudaner statt Sndanesen.
 „ 30 „ 3 v. u. ließ: Rôda statt Rôda.
 „ 34 „ 9 ließ: Schubra statt Choubra.
 „ 39 „ 9 ließ: des statt von.
 „ 41 „ 6 ließ: in den von uns dafür statt in den dafür.
 „ 42 „ 4 ließ: bekannt statt genau bekannt.
 „ 43 „ 17 ließ: 18 Kilometer nördlich statt unsern.
 „ 56 Unterschrift des Bilbes: Salkara statt Salkam.
 „ 73 Z. 8 ließ: de Morgan statt Morgan.
 „ 76 „ 2 ließ: Budge statt Budger.
 „ 79 „ 15 ließ: Fabrikgebäudes statt Bahnhofgebäudes.
 „ 79 „ 18 ließ: Antinons statt Antinon.
 „ 106 „ 25 ließ: Rašr statt Rašr.
 „ 108 „ 4 v. u. ließ: VI. statt IV.
 „ 121 „ 13 ließ: Luffor Hôtel statt Hôtel Luffor.
 „ 123 „ 7 ließ: Njaccio kamen, statt kamen, Njaccio.
 „ 125 „ 10 ließ: Rameſſeum statt Romeſſeum.
 „ 137 „ 4 u. a. a. D. ließ: Ammonstempel statt Ammontempel.
 „ 138 „ 4 v. u. der Satz: „jenem pr. S. S. d. E. v. A.“ ist irrtümlich stehen
 gelieben.
 „ 151 „ 7 ließ: Mernephtha statt Menephta.
 „ 160 „ 13 ließ: Roten statt roten.
 „ 204 „ 15 ließ: Mohamed Abd statt Mohamed-Abb.
 „ 207 „ 6 unö überall, wo sonst das Wort noch vorkommt ließ: Dér el-bähri *)
 statt Dér-el bähri.
 „ 221 „ 15 ließ: Dymandhas statt Dymandias.
 „ 236 „ 3 u. a. a. D. ließ: hypostyle statt hypostile.
 „ 273 „ 13 v. u. ließ: Elephantine statt Elephantiae.
 „ 275 „ 2 ließ: Muhammed statt Muhammad,
 „ 280 „ 4 v. u. ließ: Hypostyl statt Hypostil.

*) Im Register ist die richtige Schreibung aller mit el-, esch-, et- u. f. w. vereinigten Wörter angegeben.





Der Nil von Philae bis zum Delta.

I. Von Genua bis Kairo.

22

Genua, an Bord des Dampfers „Gera“,
den 22. Nov. 1894, 2 Uhr nachmittags.

Um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr früh begaben wir uns an Bord, nachdem wir vierundzwanzig Stunden auf die Ankunft des Schiffes gewartet hatten. Wir erfuhren hier die Ursache der Verzögerung. Bei Biscaya war drei Tage hohe See gewesen. Jetzt ist das Wetter herrlich.

Ein wolkenloser Himmel breitet sich über uns aus und zeigt uns das prachtvolle Hafenbild im schönsten Lichte. Es herrscht eine Wärme, die zeitweise glauben macht, wir befänden uns in Neapel oder Sizilien. Der erste Eindruck auf dem Schiffe ist ein sehr fremdartiger, da ein erheblicher Teil der untersten Schiffsbedienung aus Chinesen besteht. Außerdem reisen mehrere deutsche Familien nach Indien oder Japan zurück, die ihre indische Dienerschaft mit sich haben, was uns norddeutsche Landratten immer eigenartig berührt.

Unser Gegenüber bei Tisch ist ein Pflanzer aus Sumatra. Auch die übrige Gesellschaft trägt ein interessantes
Saberky, Ein Winter in Ägypten.

nationales Gepräge. Trotzdem hat es den Anschein, als ob sich ein allgemeiner Verkehr sehr leicht anbahnen werde. Man hört englisch, französisch, italienisch, deutsch, holländisch, japanisch u. s. w. von allen Seiten her sprechen. Unsere Kabine ist verhältnismäßig sehr geräumig. Wenn wir gute Ordnung halten, werden wir bequem darin Platz haben. Prachtige Ventilation, elektrische Beleuchtung, kurz alles, was die Neuzeit an Komfort bietet, ist vorhanden.

E. hat wieder sein Glück gehabt. Vor Tisch gab er dem Stewart seine Visitenkarte, um sich dem Kollegen Schiffsarzt vorzustellen. Wer tritt darauf freudestrahlend an ihn heran? Sein früherer Hörer, ein blutjunger Dr. S.! Tableau! — Natürlich gab es sofort einen höchst freudigen Erkennungsschoppen.

Während ich dies schreibe, liegen wir noch ruhig im Hafen. Es wird Ladung aufgenommen, aber um 3 Uhr soll's in See gehen. Mir ist, als ob ich Genua nie vorher unter so prachtvoller Beleuchtung gesehen hätte. Endlich — um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr setzt sich der Dampfer in Bewegung. Nur mit schwerem Herzen trennen wir uns von diesem entzückenden Hafen, mit seinen festungsgekrönten Hügeln im Hintergrunde.

23. November.

Die erste Nacht auf der „Gera“ war etwas unruhig, aber nur, weil wir dicht neben der Maschine gelagert sind. Hoffentlich werden wir uns daran gewöhnen. Das Meer fängt an, etwas bewegter zu werden, aber das Befinden ist vortrefflich.

Soeben hat uns Dr. S. durch das ganze Schiff geführt. Interessant war die Besichtigung der Vorräte im untersten Teil des Vorderdecks. Das Fleisch wird in riesigen Eisbehältern aufbewahrt. Man glaubt in den Kellereien eines Großkaufmanns umherzugehen. Alles ist in schönster Ordnung aufgestapelt.

Viele Chinesen befinden sich im Zwischendeck, wo es infolge dessen arg schmutzig ist. Sie haben ein kleines Puppentheater aufgestellt. In den für die Deutschen bestimmten Räumen herrscht musterhafte Ordnung und Sauberkeit.

24. November.

Gestern fand unter den Passagieren eine allgemeine Enttäuschung statt. Jedermann hatte sich gefreut, wenigstens auf ein paar Stunden nach Neapel hineingehen zu können. Da kam die verstimmende Kunde, daß wir nicht anlegen, weil die Post sofort weiterbefördert werden müsse. Gegen 8 Uhr abends kamen wir in den Hafen von Neapel, von dem wir, längs der ganzen Küste bis an den Fuß des Vesuvus, eine Unmenge Lichter zu Gesicht bekamen. Die meisten hätten lieber nichts gesehen, als so nahe an der schönen Stadt zu liegen, ohne hinein zu können.

Heute Nacht gegen 2 Uhr ging's weiter, in der Richtung nach Sizilien, Messina zu. In Neapel schifften sich mehrere Deutsche ein. Der Deutsch-Amerikaner, der mit seiner Familie an unserem Tische sitzt, ist ein amerikanischer Bierkönig.

Seine und seiner Familie wohlthuende Bescheidenheit hätten mich das freilich nicht erraten lassen, wenn ich nicht zufällig das Gespräch auf den Bierkonsum in Berlin gelenkt hätte. —

Doch gehen wir wieder zum Wasser über.

Auf der Fahrt von Genua nach Neapel war uns der Himmel nicht günstig geblieben, so daß wir von Korsika, Sardinien und Ischia nur schwache Umrisse hatten erblicken können. Auch war uns der Vesuv, dessen Gipfel Wolken umhüllten, sein schönes Gesamtbild schuldig geblieben und hatte nur eine klägliche Abschlagszahlung in Gestalt eines schwachen Feuerscheins geleistet.

Heut aber (den 25.) sehen wir die liparischen Inseln sich klar vom wolkenlosen Himmel abheben; vor allem deutlich erscheint der Stromboli mit seiner an der Seite hervorbrechenden Rauchsäule.

So anziehend auch der Blick auf das in erhabener Größe sich ausdehnende Meer, auf die vor dem Schiffe spielenden Delfine oder auf die im fernen Dufte schwimmenden feinen Linien der sizilianischen Küste sein mag, so verlangt doch das Bedürfnis nach Gedankenaustausch seine Rechte und findet hier in erfreulicher Weise Befriedigung.

Wir treten der sehr interessanten Reisegeellschaft von Stunde zu Stunde näher. E. fängt an, schüchterne Versuche mit Englisch zu wagen. Auch machten wir Bekanntschaft mit Leuten, die in Japan ansässig sind und uns aufforderten, sie zu besuchen. Es wird uns immer schwerer, mit dem Gedanken, schon in Port-Said zu landen, vertraut zu werden.

Ein sehr gemüthlicher Ton herrscht in der ganzen Gesellschaft. — Heute um 2 Uhr fuhren wir bei Messina vorüber; wir glaubten die Spitze des Atna zu erkennen. Taormina sahen wir wieder. In herrlichem Lichte zeigte sich die calabrische Küste mit Reggio. Von den Spuren

des Erdbebens, das vor vier Tagen hier so furchtbare Zerstörungen angerichtet hat, konnten wir nichts erkennen, nur sahen wir, daß die oberste Spitze des Leuchtturmes von Messina infolge der Erschütterungen heruntergestürzt war. *) Wir nahmen hier von Europa Abschied. Die Einfahrt in das eigentliche Mittelmeer kennzeichnet sich durch höher gehende See. Auch ist der Himmel mit dichten schwarzen Wolken bedeckt.

26. November.

Gestern Abend schien es eine Zeit lang, als ob ein Unwetter im Anzuge wäre. Das Schiff schwankte bedenklich, und hin und wieder war eine Dame von der Tafel aufgestanden, um auf kürzestem Wege in ihre Kabine zu kommen. Trat man aber auf Deck, so war das Meer ziemlich ruhig. Die Schwankungen erklärten sich daher, daß wir unseren Kurs durch das Mittelmeer nach Südost nahmen und der Wind von Südost her wehte, so daß wir gegen den Wind ankämpfen mußten. Auch stand etwas „alte See“, die von östlichen, anhaltenden Winden herührte. Die Nacht vom 25. zum 26. war aber ruhig, und die Freude an dem herrlichen Morgen beim Erwachen desto größer. Wir sehen jetzt nirgends mehr Land, und es wird wohl den ganzen Tag so bleiben.

Der Verkehr mit der Schiffsgesellschaft gestaltet sich immer ungezwungener und wird zum wirklichen Vergnügen. Man geht mit einer Dame, einem Herrn, mit einer Familie ein paar Mal auf und ab, trennt sich wieder, setzt sich

*) Nachher, in Kairo, lasen wir in der Zeitung, daß am Tage der Vorüberfahrt wieder ein starker Erdstoß bemerkt worden war.

zu dem, zu jenem, plaudert ein paar Worte u. s. w. „Guten Tag“, „Adieu“ und alle sonstigen Redensarten sind über Bord geworfen. Das macht besonders das Leben auf dem Schiffe so anziehend. Wir dürfen wohl sagen, daß die ganze Gesellschaft ausnahmslos taktvoll und entgegenkommend ist.

27. November.

Nach außen gab es auch gestern nichts zu sehen, als Himmel und Wasser. Man fühlt sich immer behaglicher auf dem Schiffe, und der Kreis der Beziehungen zu den Mitreisenden erweitert sich. Gestern abend ging's bei Tisch sehr heiter zu. Die Familie des Amerikaners gewinnt alle Herzen, vor allem ist es die anmutige Tochter, die es allen jungen Leuten gewaltig angethan hat.

Gestern erzählte mir Herr P., sicherlich ohne Absicht des Renommierens, daß zur Zeit der Ausstellung in Chicago die Vertreter der deutschen Presse einen Ausflug nach Milwaukee gemacht hätten, hauptsächlich um sein Etablissement zu besichtigen, bei welcher Gelegenheit er ein Festessen für sie veranstaltet habe. Täglich besuchen circa zweitausend Leute die Brauerei u. s. w., in denen drei Angestellte vollauf zu thun haben, die Gäste umherzuführen.

11³/₄ Uhr mittags.

In diesem Augenblick stockt die Maschine. Wir hören, daß am Condensator etwas schadhast geworden ist. So etwas soll nicht selten vorkommen. Uns aber ist es ein wenig unheimlich, besonders, da zu gleicher Zeit die See anfängt, Schaumkronen zu bilden und vielleicht etwas Hoch-

gang im Anzuge ist. 12 Uhr mittags. Wir liegen noch fest. Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr setzt sich die Maschine wieder in Gang. In der Zwischenzeit bot sich uns das seltene Schauspiel einer Wasserhose.

28. November.

Wir sehen auch heute kein Festland. Leider sind wir in der Nacht bei Kreta vorbeigefahren; gern hätten wir die mit Schnee bedeckten Berge darauf noch bei Tageslicht gesehen. Der Schiffsarzt schildert uns den Anblick dieser Insel sehr einladend.

Zum ersten Male sehen wir hier und da fliegende Fische auffspringen und wieder verschwinden. Heut Abend sollen wir in Port-Said ankommen; wir bedauern alle, daß die schöne Seefahrt dem Ende zugeht. Es ist schwer, den verschiedenen Aufforderungen, mit nach Ceylon zu reisen, zu entsagen. Aber es ist wohl das Richtigste, in Ismailia ans Land zu gehen.

28. November.

Nachfolgendes ist erst am dritten Tage unseres Aufenthaltes in Kairo geschrieben und enthält daher nur eine aus dem Gedächtnis gesammelte Auslese von Erinnerungen.

Von Dingen, die vom Schiffe aus unsere Aufmerksamkeit erregt hatten, waren besonders noch eine Wasserhose am Nachmittage und hin und wieder auftauchende, schnell verschwindende, fliegende Fische zu erwähnen.

Ein unvergleichlicher Sonnenuntergang, der die Wolken zauberhaft färbte und südliche Farbenübergänge

zeigte, die unserm Auge ganz fremdartig waren, hatte die ganze Schiffsgesellschaft auf Deck gelockt, und minutenlang war alles von dem ungewöhnlichen Anblick gefesselt.

Doch auch erwähnenswerter leiblicher Genüsse ermangelte es nicht. Vor der Ankunft in Port-Said gab es ein besonders gewähltes Abendessen, das allen den Eindruck eines festlichen Abschiedsmahles machte. Der amerikanische Nabob ließ es sich nicht nehmen, den nötigen Champagner zu spenden, und unser Tisch befand sich in der gehobesten Stimmung. Nur hätten wir gewünscht, daß alle unsere Lieben bei uns gewesen wären und die schönen Stunden mit uns genossen hätten.

Von jetzt an drängen sich meiner Beschreibung immer größere Schwierigkeiten entgegen; denn wer wäre wohl im stande, die Unmenge der fremdartigen Eindrücke, die von Port-Said an auf uns einströmten, in Worten wiederzugeben?

Wir kamen abends in Port-Said an. Hier wurden Kohlen aufgenommen. Aber schon diese Scenen waren für den zum ersten Male den Orient berührenden Europäer durch ihre Fremdartigkeit geradezu überwältigend. Zum ersten Male sahen wir eine Menge orientalischer Gestalten in den abenteuerlichsten Gewandungen. Auch der größte Lärm neapolitanischen Bootsvolks erschien uns sanft im Vergleich zu dem Gebrülle der Araber. Diese Leute vollführen das Geschäft des Kohlenauf ladens stets unter Begleitung eines Gesang sein sollenden rhythmischen Geheules, das wahrhaft betäubend wirkt. Vorher waren wir von unserm Stewart angewiesen worden, die Fenster und Thüren unserer Kabinen fest zu verschließen. Denn sobald diese rabenartigen Gesellen das Schiff betreten, ist

nichts vor ihnen sicher; sie dringen in die Kabinen ein und nehmen, wessen sie habhaft werden können. Unter Leitung des Schiffsarztes nahmen wir ein Boot, in das auch der Amerikaner und seine Familie aufgenommen wurden und fuhren nach Port = Said hinüber. Hier waren wir nun mit einem Schlage in eine orientalische Stadt versetzt, und alles kam uns zunächst wie ein Märchen aus 1001 Nacht vor: die bunten Bazare, die abenteuerlichen Trachten, die fremdartigen Laute der arabischen Bevölkerung, das im Halbdunkel der spärlich beleuchteten, ungepflasterten Straßen geheimnißvoll erscheinende Leben!

Wir wurden weniger angenehm als sonderbar von dem Treiben in dieser Hafenstadt berührt, und nachdem wir noch zwei Cafés besucht hatten, ließen wir uns wieder zum Schiffe übersetzen. Wir blieben an diesem Abende bis lange nach Mitternacht auf Deck, da noch die Ausfahrt dreier Dampfschiffe aus dem Suezkanal abgewartet werden mußte, ehe wir hineinfahren durften, und wir dieses Schauspiel nicht verschlafen wollten.

Der Schlaf war nicht umsonst geopfert worden; denn die Einfahrt geschah bei elektrischer Beleuchtung und zeigte uns die wunderbaren Bauten des Riesentkanals. Noch schöner aber war beim Erwachen am nächsten Morgen der Blick auf die rötlich gelb leuchtende Wüste zu beiden Seiten des Kanals. Hin und wieder sahen wir hier schon lang hinziehende Reihen von Kamelen mit ihren Treibern, auch fremdartige Vögel, die G. natürlich in höchste Aufregung versetzten. Einige wollen Schakale gesehen haben; ich glaube aber, daß es solche in Hundsfellen waren.

Am Morgen, etwa um 11 Uhr, kamen wir in Ismailia an, und so endete unsere bis jetzt schönste Seefahrt. Mit Wehmut verließen alle, die Ägypten zum Reiseziel hatten, das gastliche Schiff, und die Lebhaftigkeit und Ausdauer des Hüte- und Tücherschwenkens auf beiden Seiten war ein deutliches Zeugnis von dem Bedauern der Trennung.

In Ismailia gab's zwar ein wenig Zollscherelei, aber im ganzen wurden wir nicht allzusehr belästigt, und da die Zollbeamten sich am liebsten vermittelt des Italienischen verständigten, wurde uns alles über Erwarten leicht gemacht. Es. Flinte huschte wie ein Spazierstock hindurch, und wir sahen wieder einmal, daß selbst Baedekers Warnungen nicht immer allzu ernst zu nehmen sind.

Wie staunten wir aufs neue über das fremdartige orientalische Leben, das uns hier zum ersten Male bei blendendem Tageslichte (und bei welchem!) entgegenstrahlte. Welche Fülle der wunderbarsten Ausblicke auf die in gelblich roter Färbung leuchtende Landschaft, auf die Häuser mit flachen Dächern, auf die Palmenalleen, belebt von Maultier- und Eseltreibern, Kamelzügen u. s. w.!

Zum ersten Male sahen wir betende Araber, mit dem Kopfe die Erde berührend.

Wir mußten bis gegen Abend auf den Zug nach Kairo warten und verkürzten uns die Zeit, indem wir vom Bahnhof nochmals nach der Stadt pilgerten und daselbst ein Diner einnahmen mit einer sehr lebenswürdigen Dame aus dem Rheinland und der Familie F., die uns, da sie schon früher in Kairo und am Nil gewesen war, in zuvorkommendster Weise über alle dortigen Verhältnisse unterrichtete.

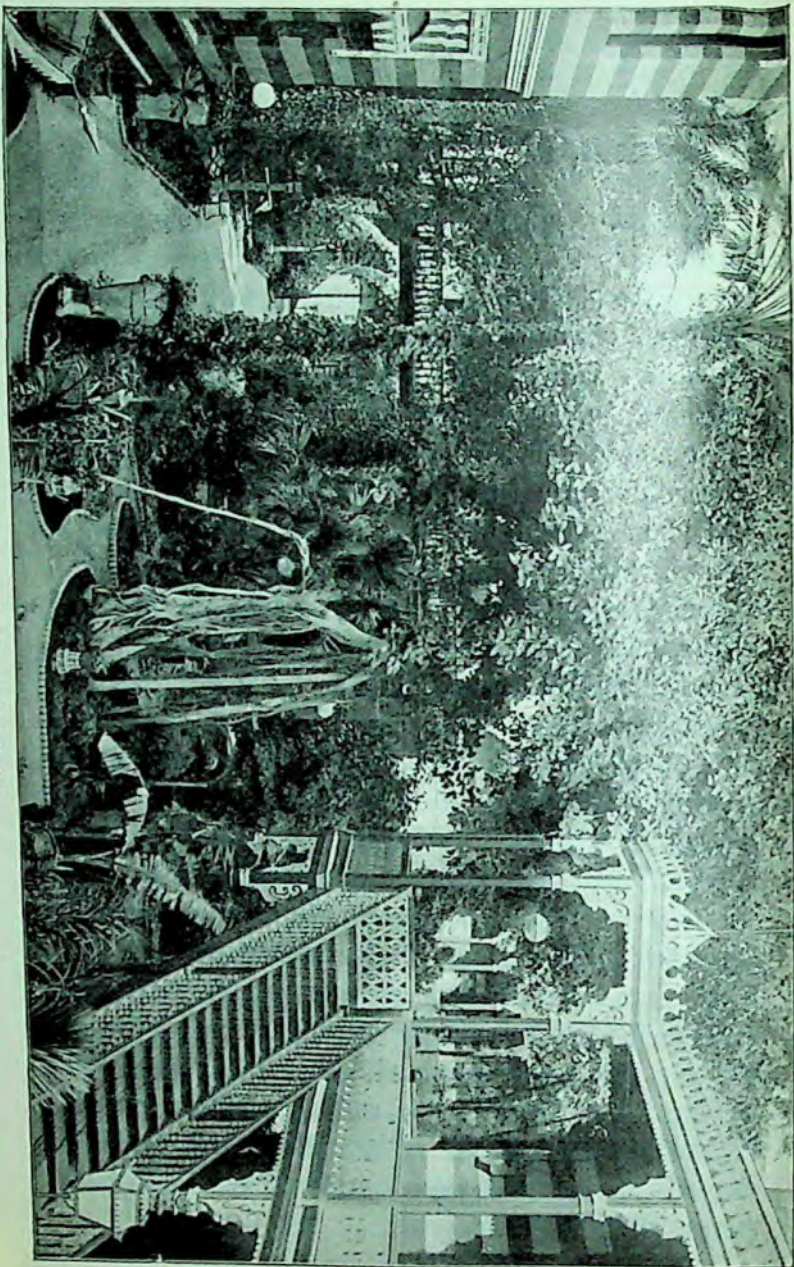
II. Kairo, die Pyramiden und Memphis.

Abends fuhren wir in Gesellschaft eines deutschen Malers in 4 $\frac{1}{2}$ Stunden nach Kairo. Leider gestattete die vollständig eingetretene Dunkelheit nicht, irgend etwas von der Außenwelt zu unterscheiden, so begierig wir auch waren, die Landschaft kennen zu lernen. Dafür bot uns die Gesellschaft des Malers, der bereits im vorigen Jahre 6 Monate in Ägypten zugebracht hatte, viel Wissenswertes. Es machte einen sehr guten Eindruck, daß Deutsche, die hier schon bekannt sind, mit Vergnügen erbötig sind, den Landsleuten mit gutem Räte an die Hand zu gehen.

Das Hôtel du Nil, wo wir abgestiegen sind, liegt mitten im arabischen Viertel und bietet durch diesen Umstand allein schon hohes Interesse für uns.

Unsere Zimmer liegen nach dem mit Palmen und allen Arten südlicher Gewächse üppig ausgestatteten Garten, so daß der Lärm des Straßenlebens nur ganz gedämpft zu uns herübertönt. Das Hôtel ist durchweg im orientalischen Stil erbaut und mit Veranden, Kiosken, und mit buntem, arabischem Zierrat aller Art geschmückt.

Sein größter Vorzug ist der herrliche Garten, in den man, wenn man von dem ohrenzerreißenden Getöse und unbeschreiblichen Gewirre des Straßenlebens bis zur Ermattung durchgerüttelt ist, mit wahren Vergnügen, wie in eine Oase, flüchtet. Nie vorher empfanden wir das Wohlgefühl einer Siesta in dem Maße, wie in diesem Garten, nie vorher lernten wir den Wert des Wortes „unter Palmen“ so schätzen.



Garten im Hotel bei Sitt in Saito.

Schon das Frühstück bot uns ungekannte Reize. Über uns kreisten große Vögel, von nicht derselben Art, aber ähnlich wie die, nach denen E. in Campiglio vergeblich Jagd gemacht hatte. Seine Aufregung war dadurch aufs höchste gestiegen, und es fehlte nicht viel, so hätte er nach der Flinte gegriffen. Wir erfuhren, daß man sich hier vollständig an diese Milane gewöhnt habe, daß sie nicht selten auf die Dächer des arabischen Viertels herniederfliegen und dort, wie unsere Raben, stehlen. Ferner strichen hübsche Falken über unsern Köpfen hin. Gestern sah E. sogar einen sehr großen, adlerartigen Vogel ganz in der Nähe auf der Spitze eines Minarets Umschau halten.

Ein anderer Vorzug unseres Gartens ist der Aussichtsturm. Wir bestiegen ihn am ersten Morgen unseres Hierseins und waren von der Eigenartigkeit der Riesenstadt mit ihren Hunderten von Minarets, Kuppeln und Moscheen, mit ihren Palästen und Ruinen, mit der gelbleuchtenden Wüste und den Palmen im Hintergrunde, die den Nilllauf kennzeichnen, wie gebannt. Hier sahen wir auch fern am Horizont zum ersten Male zwei Pyramiden*), die sich wie zwei spitze Berge im hellrötlichen Nebel abhoben.

Unser erster Gang in Kairo war nach der Post; sie liegt im europäischen Viertel, und hier bekamen wir den ersten Eindruck des gewaltigen Gewühles. Obgleich unser ganzer Weg eigentlich nur durch Straßen und Plätze führte, die auf europäische Art gebaut sind, zeigte doch das Straßenleben morgenländisches Gepräge. Schon

*) Die Cheops- und Chefrenpyramide.

die wunderbaren Trachten, die vom hellsten Braun bis zum tiefsten Schwarz sich abschattierenden Gesichter, die malerisch geschlungenen Turbane, die bis an die Augen verschleierten, geheimnisvoll daherstolzierenden Frauengestalten, die brüllend ihre Esel anbietenden Jungen und hundert andere ungewohnte Bilder ließen uns fast glauben, wir seien plötzlich auf einen Maskenball versetzt worden.

Das alles aber war nur Vorbereitung zu der unbeschreiblichen Buntheit und Mannigfaltigkeit des Treibens, das wir am andern Morgen erleben sollten. Wir mieteten zwei Esel, wegen ihrer hervorragenden Eigenschaften sonderbarer Weise „Caprivi“ und „Bismarck“ benannt, die uns ins arabische Viertel zu den großen Bazaren tragen sollten. Schon das Markten um den Mietzins mit den beiden Eseljungen, die wir mit Mühe und Not aus den vielen, über alle Maßen zudringlichen Eseljungen ausgewählt hatten, war äußerst belustigend. Sie radebrechten recht gut deutsch, so daß wir uns notdürftig mit ihnen verständigen konnten, und hatten dabei etwas so Neckisches, Liebenswürdiges und äußerst Intelligentes, daß wir sogleich beschlossen, sie für unsere späteren Ausritte immer wieder zu mieten. Wir thaten es um so lieber, als der Preis für die Stunde (zwei Pfaster = vierzig Pfennige) gewiß kein hoher war.

Nur schwer gewöhnten wir uns an das Brüllen, Drängen und Stoßen der auf Schritt und Tritt uns umwogenden Menschen, Esel, Wagen, Reiter u. s. w. Wir waren wie betäubt und doch immerfort gefesselt von den malerischen Beduten der langen, engen Straßenreihen, mit ihren oft ver-



Bellachenfrau mit Kindern.

fallenen Säulengängen, wunderbaren zierlichen Portalen und Balkonen, ihren Moscheen und schlanken Minarets. Nur zu sehr bedauerten wir, daß wir nicht schon jetzt unseren Momentapparat mitgenommen hatten.

Zunächst beabsichtigen wir, ein allgemeines Bild der Bazare zu erhalten. Eine nähere Beschreibung zu geben, wäre eine mühselige Arbeit, da eben das ganze Leben, das sich bei uns hinter geschlossenen Thüren abspielt, hier offen dem Auge dargeboten wird. In unzähligen von orientalischn bunt ausgestatteten, eng nebeneinander befindlichen offenen, kleinen Räumen sitzen mit gekreuzten Beinen oder stehen, die Vorübergehenden anrufend, die Kaufleute. Dazwischen befinden sich, auch allen Blicken zugänglich, die thätigen Handwerker und Verfertiger aller erdenklichen Gegenstände, ohne sich um den Straßenverkehr zu kümmern. Vor allem sind es die Teppichwirker, deren kunstreiche Thätigkeit die Blicke anlockt.

Wir waren von unserem ersten Ausritt so entzückt, daß wir beschlossen, am nächsten Morgen andere Bazare aufzusuchen, um beim Durchwandern einen besseren Einblick zu gewinnen.

Man kann sich nichts Unterhaltenderes denken, als hier von Laden zu Laden, von Werkstätte zu Werkstätte zu wandern und sich in das Treiben dieser so eigenartigen Bevölkerung zu versenken. Unbemerkt fließen die Stunden dahin. Leicht genug gewöhnt man sich übrigens an Farbe, Gesichtsschnitt und Tracht der Afrikaner. Nach wenigen Tagen schon hält man das alles für Längstgewohntes.

Ein Ausflug nach den Kalifengräbern, die sich am Rande der Wüste, aber trotzdem ganz nahe bei Kairo befinden, ließ unauslöschliche Bilder in uns zurück.

Auf mächtigen Unterbauten, die sich in geringen Entfernungen von einander aus dem Wüstenande erheben, ragen Riesenkuppeln in schönen Verhältnissen empor. Die eigentümliche, aus der Wüste zurückstrahlende, gelbliche Beleuchtung, die fern hinziehenden Kamele mit ihren Treibern, der blaue, durchsichtige Himmel, die milde Wärme, alles das wirkte so mächtig auf uns ein, daß wir nur bedauerten, nicht malen zu können, um die großartigen Bilder festhalten zu können. E. nahm einige Photographien auf. Aber sie geben ja nur einen mangelhaften Begriff von der Wirklichkeit, da eben das Charakteristische, die Farbe, nicht wiedergegeben werden kann.

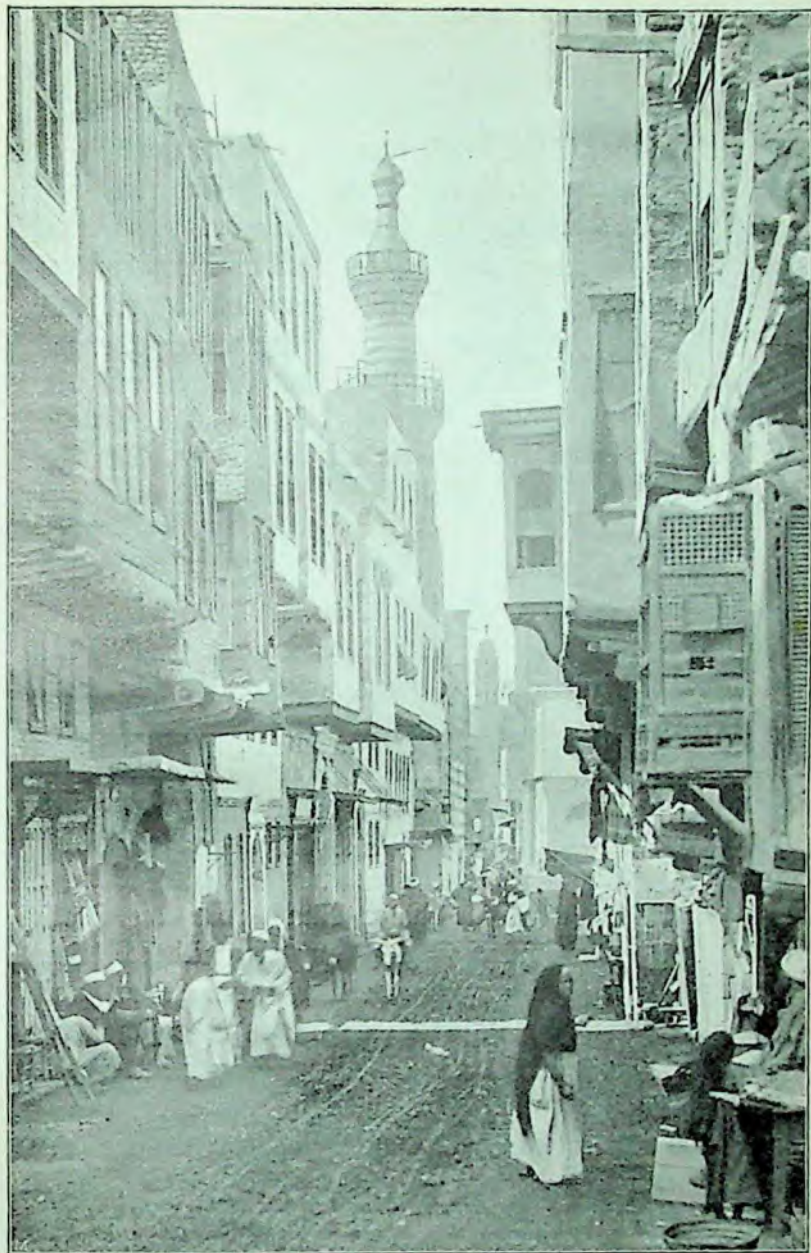
1. Dezember.

Am Morgen, unter wolkenlosem, strahlendem Himmel und sommerlicher Wärme begaben wir uns wieder in das tobende und wild wogende Straßenleben, diesmal zu Fuß, um uns näher mit den Eigentümlichkeiten der Bazare vertraut zu machen. Auf dem Wege dorthin betraten wir auch eine Schule. Der Unterricht wurde zur Freude der auf dem Fußboden mit gekreuzten Beinchen sitzenden, ganz reizenden Kinder unterbrochen, dafür wurde nach dem Takte, den der Lehrer selbst mit einem Rohrstöckchen angab, ein rhythmisches Gebrüll vollführt, das uns ungemein belustigte. Die wenig balsamische Luft und der starrende Schmutz auf dem Fußboden und an den Wänden nötigten uns sehr bald, den Rückzug anzutreten. Sofort stürzte uns eine Horde dieser arabischen ABC-Schützen, unter Anführung eines älteren, etwa zwölfjährigen Bengels, nach, der wahrscheinlich als Prügelgehülfe dem Lehrer beigeordnet

ist, und verlangte heulend ihr „Bakschisch“. Wo immer sich der Europäer nur blicken läßt, um etwas zu betrachten, sofort ist er von einer Menge zerlumpfter Kinder umgeben, die laut ihren Tribut fordern. Von der Zudringlichkeit dieser Gesellschaft kann man sich keinen Begriff machen. Mag man noch so lange thun, als ob man sie nicht bemerke, man wird doch brüllend verfolgt, bis man dann, so ungern man es thut, zum Stock greift. Man gewöhnt sich ja allmählich an diese Unannehmlichkeit, die aber in den ersten Tagen schon manchem Empfindlicheren den Genuß des ruhigen Anschauens vollständig verleidet hat. Uns macht jetzt zuweilen diese uns beim Betreten von Moscheen oder bei sonstigem Verweilen immer umkreisende Schar geradezu Vergnügen, da sich so mancher neckische Kobold, manches malerisch schöne Gesicht darunter befindet.

Das Leben in den engen Gassenreihen, in denen auf Schritt und Tritt höchst originelle, phantastisch ornamentierte Häuserfassaden, oft von uralter Bauart, den Blick fesseln, bietet schon deshalb das höchste Interesse, weil man darin im buntesten Gemisch die Vertreter fast aller, namentlich afrikanischer Rassen mit ihren eigentümlichen Trachten, vom hellbraunen Griechen und Levantiner bis zum pechschwarzen Neger erblickt.

Jeder Einkauf ist unterhaltend; denn auch der käufliche Erwerb des kleinsten, geringfügigsten Gegenstandes wird mit einem Ernst und einem Eifer betrieben, als ob es sich um einen Häuserkauf handelte. Im Überbieten sind diese Leute auch dem geriebensten Neapolitaner weit voraus. Zuerst kauften wir zwei Fläschchen Rosenöl, die wir nach langem Feilschen für 9 Piafter = 1 Mark und 80 Pfennige erstanden.



Straße in Kairo.

Als der Verkäufer den photographischen Apparat bemerkte, bat er in der höflichsten Weise, ihn doch zu photographieren. Natürlich war das Licht dazu nicht ausreichend, und obgleich ihm das verständlich gemacht wurde, schenkte er uns keinen Glauben, sondern setzte sich mit untergeschlagenen Beinen und freundlichen Mienen zum Photographieren bereit. Schließlich glaubte er, die Sache wäre schon geschehen, bedankte sich himmelhoch und nötigte uns als „Baktschisch“ zwei nach Rosenöl duftende Manschettenknöpfe auf, die wir annehmen mußten, wenn wir ihn nicht arg beleidigen wollten. Das Bild find wir ihm schuldig geblieben.

Fast jeder Handelsartikel, jeder Zweig des Handwerks hat hier seine besonderen Gassen. Die Handwerker bedienen sich größtenteils einfacher Werkzeuge, die an Handlichkeit und Gefügigkeit den unseren weit nachstehen. Dafür haben sie dieselben mit äußerster, oft Bewunderung erregender Geschicklichkeit. Die Dauerhaftigkeit der gefertigten Gegenstände steht dagegen weit unter der der Europäer. Es wird viel auf äußeren Glanz gegeben.

Am Nachmittage unternahmen wir einen Ritt zu Esel nach dem etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Palace Hôtel Gezire, auf der Nilinsel. Der Weg dorthin führte durch ein bisher noch nicht von uns betretenes, arabisches Viertel, das an und für sich schon eines Besuches wert war. Denn jedes einzelne der arabischen Stadtteile zeigt einen anderen, ihm allein eigentümlichen Charakter, sowohl in Bezug auf Bauart, als auch auf Tracht und Wesen der Bevölkerung. Hier waren es meist ärmliche Quartiere, durch die wir ritten.



Gewirzkrämer in Kairo.

Ganze Familien sahen wir da vor ihren elenden Hütten gelagert.

Auf der Straße spielt sich das ganze Familienleben ab und bietet immer neue fesselnde Bilder. Es berührt uns angenehm, zu bemerken, daß die Armut nicht zugleich den Stempel des Elends und der Verkommenheit trägt, wie z. B. in den armen Vierteln der sizilianischen Städte. Hier begegneten wir überall, wo nicht gerade die entsetzlich häufige Augenkrankheit und Blindheit daran hinderte, Heiterkeit und Freude am Dasein. Jenseits der Milbrücke, den Nil entlang, der von herrlichen, hohen Palmen an beiden Ufern eingefast ist, zieht sich eine schöne, breite Allee, auf der die vornehme Welt ihren Corso hält. Nicht selten verkündete ein phantastisch und prächtig gekleideter, dunkelbrauner Vorläufer, daß jemand vom Hofe zu erwarten sei.

Bald war an der Menge der eleganten Equipagen, die an dem Parkthor aufgefahren waren, erkenntlich, daß wir Palace Hôtel erreicht hatten. Es ist das ein ehemaliger Palast Ismail Pascha's, von zwei der ersten Pariser Architekten, mit Unterstützung mehrerer berühmter, französischer Bildhauer, mit allem erdenklichen Luxus ausgeführter, mächtiger Schloßbau und einem entsprechend großen herrlichen Park, in dem sich auch ehemals ein großer Harem des Khediv's befand. Nach dem großen Krach blieb alles vernachlässigt liegen und ging dem Ruin entgegen. Neuerdings hat eine Aktiengesellschaft Schloß und Garten übernommen und zu einem vornehmen Hôtel, besonders von Engländern besucht, umgestaltet. Für Kranke, die den Staub und

Lärm Kairo's vermeiden wollen und höhere Preise nicht scheuen, mag es als Aufenthalt geeignet erscheinen. Hôtel du Nil mit seinem reizenden, ruhigen Garten und den gemütlichen Bewohnern ist, unseres Erachtens, den Hôtels mit fürstlicher, kühler Ausstattung, wie sie hier beliebt ist, vorzuziehen.

Auf dem Rückwege stiegen wir noch für kurze Zeit von den Eseln ab, um den interessanten Teil des Weges, unmittelbar am Ufer des Nils, kennen zu lernen und, unter prächtigen hohen Palmen, die bunten Bilder des sich hier so eigenartig darbietenden Lebens an uns vorüberziehen zu lassen. Hier wohnen die Karawanenleute und Schiffer der Dhahabinen oder Nilschiffe mit ihren Familien in kleinen, oft verfallenen Hütten, und ihr Treiben erinnert lebhaft an die uns bekannten Zigeunerbanden. —

Der nächste Morgen sollte der Jagd gewidmet sein, die überhaupt neuerdings G's. besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Ich zog anfangs mehr nolens als volens mit, habe es aber bisher nicht zu bereuen gehabt.

Unser erster Jagdausflug galt den Barrages du Nil, die in einer halben Stunde per Bahn zu erreichen sind. Da wir die Absicht hatten, erst nach dem Lunch, das um 1 Uhr stattfindet, zurückzukehren, wurde uns vom Oberkellner ein für die Zwecke der Jagd und dergleichen schon bestimmter Frühstückskorb mit dem nötigen Inhalt, der uns die veräumte Mahlzeit nicht allzusehr vermissen ließ, mitgegeben.

Die Barrages du Nil stellen das größte Schleusenwerk der Welt dar. Ihre Bestimmung war ursprünglich, den Wasserstand des Nils im Delta während des ganzen

Fahren auf gleicher Höhe zu erhalten, das heißt, ihn unabhängig von dem alljährlich eintretenden Fallen des Flusses zu machen und zugleich die Schöpfarbeit mit ihrem, die Hauptarbeitskraft des ganzen Landes in Anspruch nehmenden, mühseligen Betriebe entbehrlich werden zu lassen. Dieser Zweck ist nicht erreicht worden, obgleich seit einer langen Reihe von Jahren die ersten Ingenieure der Welt ihre Kunst darangesetzt haben, und mehr als zehn Millionen Mark schon dafür verausgabt wurden. Immerhin sind große Erfolge erzielt worden.

E. lag weniger daran, ebensowenig mir, diese Werke näher kennen zu lernen; dazu hätte es auch der Führung eines Wasserbau-Ingenieurs bedurft. Wir wollten vielmehr die gerühmte Jagd auf Wasservögel unternehmen, die hier in großen Scharen in dem von Kanälen und Wasseradern durchzogenen Terrain vorkommen. Der Weg bot wieder viel Neues. Die Landstraße längs der Bahn war von Kameltreibern, Zügen von belasteten Eseln, Beduinen und dahinziehenden Gruppen der bunten Landbevölkerung aufs originellste belebt, wie sich überhaupt die Landstraßen, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, auf das vorteilhafteste, durch das sich auf ihnen abspielende, bewegliche Treiben, von den unsrigen unterscheiden.

Auf dem Bahnhofe der Station Barrages du Nil mieteten wir einen jungen Araber, der uns den Korb nachtragen sollte, und nun ging's in die weite schilfbewachsene, wasserdurchfurchte Ebene, die noch vor wenigen Monaten ganz unter Wasser gestanden hatte. Häufig genug sanken wir in den feuchten Boden bis an die Knöchel ein; an Erkälten war aber nicht zu

denken, da es kein Sumpfland war, und die ägyptische Sonne Feuchtigkeit im Stiefel nicht lange duldete. Lange Karawanenzüge zogen an uns vorüber, aber wir hatten kein Auge mehr für alle diese uns sonst so beachtenswert erscheinenden Wandelbilder, wir forschten nur nach allem umher, was sich in der Luft bewegte. Lange hatten wir nicht zu warten. Bald flog ein Volk Sumpfhühner auf. E. schlich sich in gebückter Stellung schnell heran, und nach wenigen Minuten purzelte zu unserer größten Freude die erste ägyptische Jagdbeute, ein nur hier vorkommendes Sumpfhuhn, zu seinen Füßen nieder. Ich eilte nun schnell mit meiner Ledertasche nach, kam aber in so weichen Boden, daß ich genötigt wurde, mich von unserem Araber tragen zu lassen. Der Kerl war indes so ungeschickt, daß wir beide hinstürzten, natürlich ohne den geringsten Schaden zu nehmen. Ein anderes Mal habe ich seine Hilfe nicht mehr in Anspruch genommen. Der Bursche erwies sich überhaupt als polizeiwidrig dumm. Nicht einmal durch Zeichensprache war es möglich, sich mit ihm zu verständigen. Es blieb nichts übrig, als das kleine Taschenwörterbuch zu Hilfe zu nehmen, um mit ihm nur einigermaßen auszukommen. Das gab dann immer die lustigsten Scenen. So fehlte uns z. B., da wir mit ihm unser Frühstück teilten, nach kurzer Zeit das Brot. Nun suchte ich folgende Wörter im arabischen Ratgeber nach: „wir“ „hungern“ „du“ „Stadt“ „laufen“ „Brot“ „holen“. Wie ein Pfeil flog er davon und nach fünf Minuten brachte er uns ein langes Brot aus dem nächsten Orte. E. schloß im Verlaufe des Tages noch einen hübschen Falken von einer Art, die ihm bisher noch nicht zu Ge-

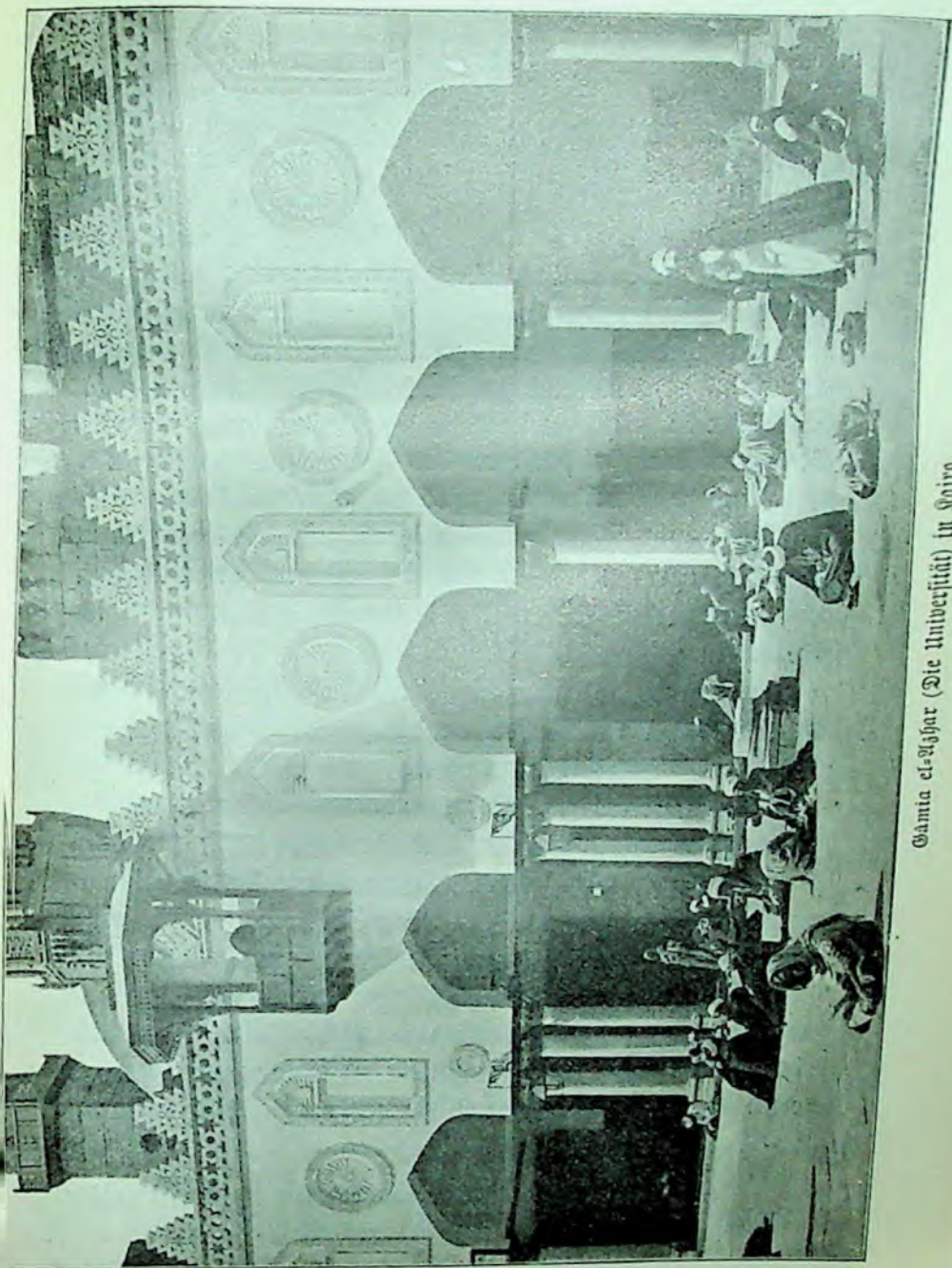
sicht gekommen war. An kleinen Zwischenfällen fehlte es nicht. So hatte E. beim mühseligen Stampfen durch das feuchte Erdreich sein großes Opernglas verloren. Unser Führer bemühte sich im Verein mit einem anderen Jungen, der sich uns angeschlossen hatte, in den Spuren und im Schilf zu suchen. Aber vergebens. Sie kehrten unverrichteter Dinge zurück. Schon gaben wir den teuren Gegenstand verloren, als wir bei einem Manne vorüberkamen, der am Schöpfrade beschäftigt war. Der Mann machte mir einen verständigeren Eindruck, als unser über die Maßen beschränkter Führer. Letzteren fragte ich nun mit mühsam zusammengesuchten Botabeln: „Der andere“ „ehrlich“ „Mann“? Das wurde mit einer gewissen Entrüstung über das Mißtrauen bejaht. Nun sagte ich weiter: „Du erzähle“ „was verloren“. „Bakschisch“ „gut“ „wenn“ „finden“. Der Mann aber ging von dannen, das Opernglas zu suchen, und siehe da, tief vergraben im Schilf des Nils und im Schlamm, da lag das Glas, und der Mann hob es auf, und die Freude strahlte in seinem braunen Antlitz und die schneerweißen Zähne glänzten in der ägyptischen Sonne, und er eilte wie die Gazelle eilt, zu E. brachte ihm das Glas und heischte sein Bakschisch. Und E. gab ihm ein gutes. Aber der Mann war nicht zufrieden mit dem Bakschisch, so er bekommen hatte und verlangte noch mehr von der Sorte. Denn der Ägypter, so ein Bakschisch fordert, ist nie zufrieden mit dem, was er bekommt, und verlangt immer noch mehr davon, und bekäme er auch zehntausend Piafter. Er aber bekam nichts mehr, und wieder glänzten seine Zähne in der ägyptischen Sonne, und er eilte von dannen zu seinem Schöpfrade und begann aufs neue

zu pumpen und wird pumpen bis an das Ende seiner Tage.

Abends nach der Rückkehr wurde die Jagdbeute an die Thür gehängt, und so genügte diese befiederte Visitenkarte, daß schon beim nächsten Lunch viele, besonders die uns näher Bekannten, wußten, daß das Hôtel nun auch seinen Jäger hat.

Die Morgenstunden, in denen wir unser Frühstück gemeinschaftlich einnehmen, sind von so bewundernswürdiger Schönheit, daß sie einer besonderen Erwähnung wert sind. Wir pflegen es in einem nach allen Seiten hin offenen, ringsum von Schlingpflanzen üppig umrankten Kiosk zu nehmen. Derselbe ist über der mitten im Garten befindlichen Lesehalle aufgerichtet und mit der Veranda vor unseren Zimmern durch eine zierliche Brücke verbunden. Wir befinden uns somit in gleicher Höhe mit den Kronen der Palmen, die die Hauptzierde des Gartens bilden. Alle Arten südlicher Bäume, darunter zwei mit großen roten Blüten überschüttete, und Gewächse mit riesengroßen Blättern erfreuen uns jeden Morgen aufs neue. Darüber glänzt ein wolkenloser Himmel in strahlender Bläue, munteres Vögelgezwitscher ertönt von allen Zweigen, und nicht allzu hoch über unseren Köpfen ziehen Scharen von Milanen ihre Kreise. Eine milde, weiche Luft umgiebt uns schmeichelnd, und jeden Morgen fragen wir uns: „Ist es möglich, daß wir im Anfang des Dezembers leben?“ So schön hatten wir uns Kairo nicht vorgestellt. — Am Morgen nach der ersten Jagd war E. damit beschäftigt, die Vögel auszubalgen, und ich sollte ihm als Famulus assistieren, leistete aber nur schwache Hilfe. Späterhin, bei unseren größeren

Jagd ausflügen wird hoffentlich die Not eine bessere Lehrmeisterin sein. Leider mußten wir nach mühsamer Arbeit alle drei Vogelbälge schleunigst von dammen tragen; denn hier kann man das Dichtwort persiflieren: „Über die Sonne duldet kein ‚Frisches‘“. Es war das ein Sporn, in den nächsten Tagen neues Flugwild zu holen, vorher aber ein wirksameres Desinfektionsmittel auszufundschaffen. Die Zwischenzeit benutzten wir, um wieder Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. So galt ein Morgen der *Gâmia el-Uzhar*, das heißt, der Universität. Das schon nahezu tausend Jahre alte, mitten in einem belebten Viertel erbaute Gebäude erregte besonders unser Staunen durch den großartigen, mit Quadern bedeckten Hof, der ummauert und von einem Arkadengang umgeben ist. Dieser wird von ungefähr hundertundfünfzig Marmorsäulen gebildet. Um den Hof sind durch Gitter über zwanzig Reihengänge abgeteilt, die für die Angehörigen bestimmter Provinzen und Länder verwendet werden. Ungefähr fünf- bis sechstausend Studenten lernen und leben in dieser Riesenmoschee. Der ganze Hof war von ihnen angefüllt. Alle sitzen, in kleinen Kreisen von je fünf oder sechs, mit gekreuzten Beinen um einen Lehrer, der aus einem Buche vorträgt. Die „Studenten“ schreiben das Gehörte teilweise auf Tafeln nach, teilweise lesen sie selbst laut. Sie lernen Satz für Satz (meistens Sprüche aus dem Koran mit Erläuterungen) auswendig. Dabei bewegen sie den Oberkörper hin und her, und das Geräusch, das durch den Zusammenfluß aller Stimmen entsteht, ist ganz ähnlich dem Lärm einer großstädtischen Börsehalle. Aber auch Kreise von Kindern mit ihren Lehrern sieht man



Gama el-Aghar (Die Universität) in Cairo.

in Menge. Eine Universität in unserm Sinn ist unter dieser Lernanstalt nicht zu verstehen. Die Hauptthätigkeit besteht im Auswendiglernen ganzer Religionswerke mit ihren Erläuterungen. Auch die Jurisprudenz soll gelehrt werden, aber sie soll nur eine Abteilung aus dem Koran darstellen. Ferner sollen noch Logik, Rhetorik und — die richtige Aussprache der Buchstaben Gegenstände des Unterrichts sein. Das gute Lesen des Korans gilt als eine sehr schwierige Sache. Man sagt, daß diese Studenten die Hauptträger des Fanatismus gegen Andersgläubige seien*). Es wird empfohlen, sich beim Besuch so wenig störend wie möglich zu verhalten. Auch das Photographieren in diesen Räumen ist untersagt. Trotzdem hat E. mittelst des alles besiegenden Bakschisch ein Momentbild erhaschen können.

Ein unterhaltender Besuch eines Bazars folgte, wobei E. mit Aufgebot aller hier erworbenen Künste des Niedrigbietens und Abhandelns mehrere ganz „wilde Sachen“ zu billigem Preise erwarb. So unter anderem Schmuck und Behängungsgegenstände (von Bekleidungsgegenständen kann man nicht mehr reden) von Weibern aus dem Sudän, Hütten- schmuck der Sudanesen u. s. w. Die Sachen waren alle schon im Gebrauch gewesen, was hier einen großen Wert hat.

Nachmittags unternahmen wir einen Ritt zum Nilmesser, den zu besichtigen, wir uns auf die Insel Röda übersetzen ließen. Der Nilmesser ist ein mit Quadern ausgemau- erter Brunnen, in dessen Mitte sich eine Säule befindet,

*) Die darüber umlaufenden Gerüchte sind jedoch mit großer Vorsicht aufzunehmen.

auf der Hoch- und Tiefstand des Nils angegeben ist. Zur Zeit des höchsten Standes, im Anfang August, wird von hier aus das Zeichen zum Durchstich der Dämme gegeben, und zugleich die Befruchtung der Acker durch Kanäle eingeleitet. Es folgen dann die berühmten, wochenlangen Volksfeste. Auf der Insel besuchten wir noch den etwas verwahrlosten, aber mit merkwürdigen Pflanzen und Bäumen reichlich ausgestatteten Garten der Erben Hasan Pascha's. Unter anderm wächst hier der Hennahbaum, dessen Blätter einen gelbroten Farbstoff liefern, den schon seit undenklichen Zeiten die Ägypter zum Färben ihrer Mägel, der Handflächen und Fußsohlen verwenden. Noch interessanter erschien uns ein riesiger Nebkbaum, der als wunderthätig gilt und mit einer ungeheuren Anzahl alter, bunter, ekel-erregender Lappen behängt war. Diese rühren von Kranken her, die ihre Verbandlappen als Opfer aufhängen, dafür einige Blätter des Baumes in den neuen Verband legen, in der Hoffnung, daß sie davon gesund werden. Lange Zeit versenkten wir uns nicht in den Anblick dieser Gartenzierde.

Weit lohnender war der Rückweg über Alt-Kairo. Dieses, eine Stadt, in und auf Ruinen des nach der hundertthorigen Metropole am Euphrat benannten Ortes Babylon erbaut, zeigt noch dessen ehemalige Umfassungsmauern. Jetzt ist dieses Viertel Kairo's ausschließlich von koptischen Christen bewohnt, unter denen sich eine Menge schmutzigen Gesindels befindet. Die in Masse uns umschwärmenden, bettelnden Kinder zeigten uns das auf ihren Armen eingebrennte Kreuz, in der Hoffnung, desto eher eine Gabe zu ergattern. Wir traten in eine etwa tausend Jahre alte, koptische Kirche, mit ältesten Denkmälern christlicher

Kunst ausgestattet. Die unter der Erde liegende Krypta ist der älteste Teil der Kirche. Nach einer Legende soll Maria auf der Flucht mit dem Christuskinde hier geruht haben. Noch mehrere alte Kirchen, auch eine uralte Synagoge, an deren Stelle Elias eine Erscheinung gesehen haben soll, wären zu besichtigen gewesen. Der Abend war aber schon zu tief hereingebrochen, und wir zogen vor, nach Hause zu reiten, dafür später einmal die interessanten Orte in Augenschein zu nehmen.*)

Bei den verschiedenen Ausflügen, die ich bisher erwähnt habe, verdient noch etwas seine eingehendere Besprechung, weil es, obgleich sich täglich wiederholend, doch durch seine immer sich anders darbietende Schönheit jedem Tage seinen besonderen Reiz, sein nur ihm eigentümliches Gepräge verleiht. Ich meine den Sonnenuntergang und noch mehr die Zeit nach ihm. Am liebsten möchte ich den durch ihn hervorgerufenen Eindruck mit den Stimmungen vergleichen, welche die Musik in uns hervorbringt. Er ist es, der dem abgeschlossenen Tage erst die rechte Weihe verleiht. Nur wenige Minuten dauert das Schauspiel. Aber es ist von ergreifender Großartigkeit. Manchmal sieht man linien-dünne Wolkenstriche in reinsten Goldfarbe, die namentlich kurz nach Untergang der Sonne tief am Himmel schimmern, darüber in schwächerem Rotgold breitere, ihnen folgen tiefpurpurne Lagen, die sich, je näher sie dem Zenith zu liegen, bis zum hellsten Rosa abtufen. Dann folgen gelbliche Färbungen, und so giebt es wohl keine Farbe der Palette, die nicht in der wunderbaren Erscheinung einmal

*) Das Versäumte wurde auf der Rückreise nachgeholt. Besonders Bemerkenswerthes war indessen nicht darin zu erblicken.

stärker, einmal schwächer vertreten wäre. Von zauberhafter Wirkung ist noch der gegenüberliegende, östliche Horizont durch den unbefchreiblich weichen, tiefdunkelblauen und violetten Duft, der sich in Abstufungen zum durchsichtigen Blau klärt. Wie nimmt alles bei dieser Beleuchtung eine andere, uns ungewöhnte Färbung an! Ich habe mich oft gefragt, woran es liegt, daß so viele, die hierher kommen, den gleichen Ausspruch thun, nämlich daß sie glauben in eine andere Welt versetzt zu sein, und ich denke nicht fehl zu gehen, wenn ich die Ursache dieser Äußerungen auf den Genuß solcher Abendzeiten zurückführe. Denkt man dabei noch an die Landschaftsbilder, die gerade durch die Palmen ein vollständig anderes Aussehen erhalten, an die andersfarbigen Menschen, welche dahin ziehen mit ihren langen, wallenden Kleidern, mit ihrem patriarchalischem Gange, ihren Turbanen, an die mit beladenen Kamelen und ihren Treibern belebten Landstraßen, an die andere Bauart der Häuser und so vieles von unsern mitgebrachten Erinnerungen Abweichendes, so wird man solche Aussprüche unserer Landsleute nicht allzu übertrieben finden.

Ich will jedoch wieder zur Schilderung unserer Erlebnisse zurückkehren.

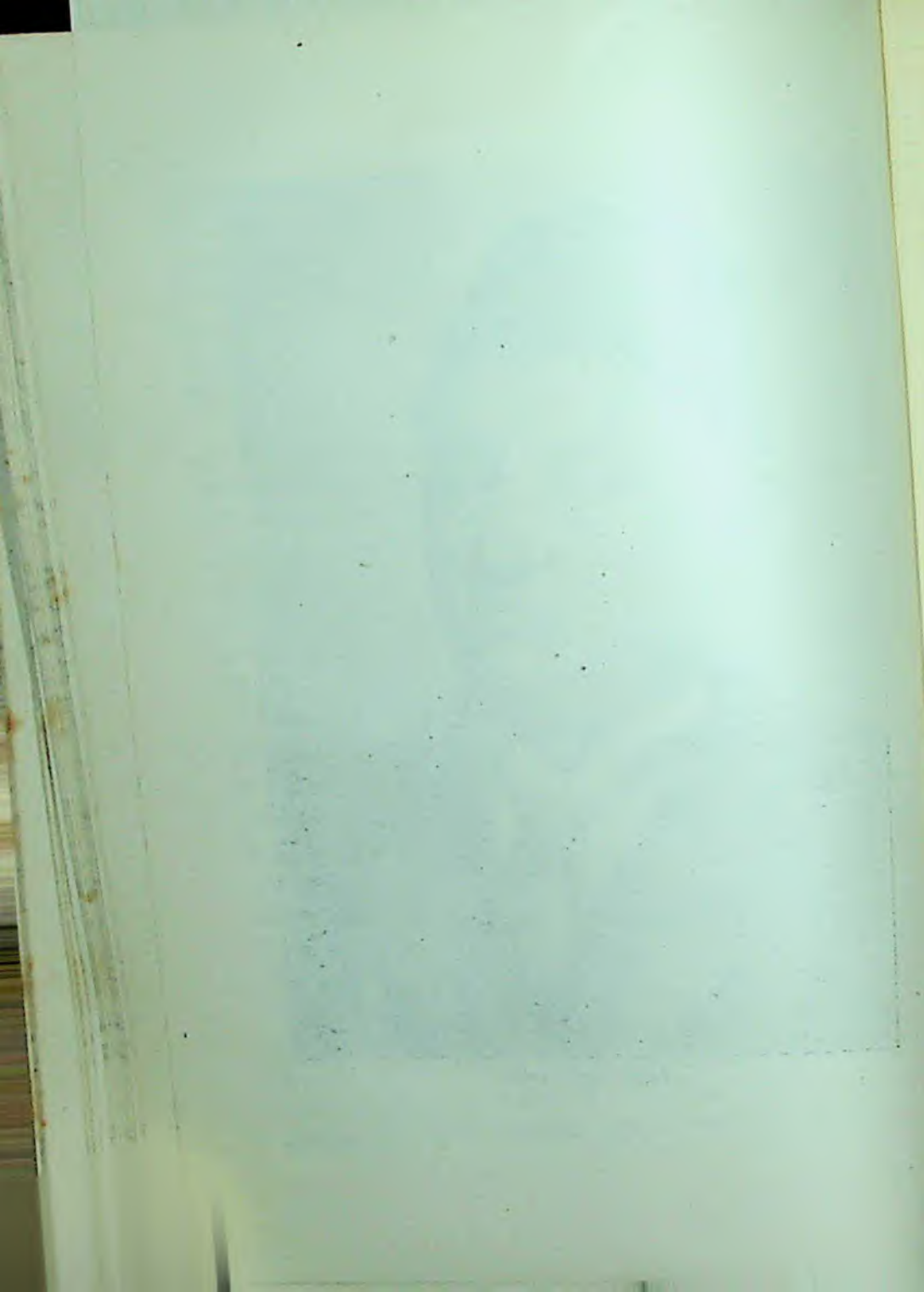
Bei unserem ersten Jagdausfluge nach den Barrages du Nil hatte uns ein Beduine bemerkt, der zwei Engländern, die zum gleichen Zwecke dorthin gekommen waren, als Führer diente. Tags darauf erkannte er uns mitten im Straßengewühl von Kairo und bot sich an, uns bei größeren Jagden, etwa später in Oberägypten, oder bei den Pyramiden, als kundiger Führer zu dienen. Er

machte einen guten Eindruck. Nachdem E. noch die von Engländern erteilten Zeugnisse durchgelesen und gut befunden hatte, und auch von dem braven, allen Deutschen behilflichen Gastwirt, Herrn August Gorff erfahren hatte, daß der Mann vertrauenswert sei, kamen wir mit ihm überein, daß er uns an einem Nachmittage zu einer Jagd auf Schakale verhelfen sollte.

Wir ritten nach Tisch, mit Flinten bewaffnet (ich mit einer geliehenen), auf Eseln nach Choubra, der ersten Eisenbahnstation zwischen Kairo und den Barrages du Nil. Kurze Zeit, nachdem wir das Dorf erreicht hatten, stieg unser gar kühn dreinschauender Beduine ab und sprach einige Worte mit einem älteren Manne. Sofort umringte ihn eine Schar von 20—30 Leuten, die schon vorher lauend auf der Straße gestanden hatte. Jede Altersstufe, bis hinab zum achtjährigen Bengel, war da vertreten. Fast alle waren in Lumpen mehr gehüllt, als gekleidet. Sie stellten den Bestand der Treiber dar und waren augenscheinlich sehr glücklich, uns, nachdem der Beduine die nötigen Anordnungen getroffen hatte, begleiten zu dürfen. Das war nun sehr lustig, wie wir an der Spitze dieser brüllenden Rotte in das mit Zuckerrohrfeldern besetzte Jagdgebiet zogen. Ich selbst mit meiner geliehenen Flinte kam mir besonders komisch vor, und auf dem ganzen Wege war ich wohl weniger von dem Wunsche beseelt, einen Schakal tot zu schießen, als von dem, einem der Burschen nicht das Lebenslicht auszublasen. Als wir in ein größeres Zuckerrohrfeld gekommen waren, wurde E. an der einen Ecke, ich an der gegenüberliegenden anderen des Feldes aufgestellt. Inzwischen hatte sich die



August Gorff in Cairo.



Horde in das Schilf geschlichen und vollführte nun einen wahren Höllenkärm. Nachdem die Treiber so brüllend das Feld von einer Seite zur andern durchsucht hatten, kamen sie heraus, und wir wußten, daß sich kein Schakal im Rohre aufhalte. Dasselbe Manöver wurde bei drei anderen Feldern versucht, immer vergebens. Schon hatten wir die Hoffnung, einen Schakal zu Gesicht zu bekommen, aufgegeben, als aus dem vierten Felde plötzlich ein Unthier herausstürzte. Aber es war kein Schakal, sondern ein Wolf. Ich stand eigentlich mehr schußgerecht als G. Aber ich hatte schon abgespannt und war von dem plötzlichen Ausbrechen des Wildes so überrascht, daß ich erst anlegte, als der Wolf bereits im nächsten Felde verschwunden war. Nachher hat er sich nicht mehr sehen lassen. Nun wurde die ganze Treiberbande weggeschickt, und eine gemüthlichere Jagd auf Flugwild begonnen. Die Beute bestand in einem weißen Kuhreißer und einem hübschen rötlichen Falken.

Am andern Tage, nachdem wir den Morgen wieder im Bazar zugebracht hatten, ritten wir nach Mokattám. Man versteht darunter einen im Osten von Kairo gelegenen Höhenzug, auf dessen einem Gipfel eine uralte, schon dem Verfall nahe Moschee erbaut ist. Wir stiegen auf das Plateau derselben und genossen von hier aus den großartigen Anblick über das gewaltige Häusermeer zu unsern Füßen mit den Hunderten von Minarets, seinen Kuppeln und Palmenhainen unter einem Lichte, wunderbar, wie es die kühnste Phantasie kaum ausmalen kann. Nach der andern Seite verlor sich der Blick in dem Sandmeer der Wüste, an deren Rande im rötlichen Lichte

der untergehenden Sonne die Pyramiden auftauchten. Beim Genuß solcher gewaltigen, unvergeßlichen Eindrücke, die so einzig in ihrer Art sind, bedauern wir ganz besonders, nicht alle unsere Lieben um uns zu haben. Noch lange Zeit nachher, auf dem Rückwege, konnten wir nicht müde werden, uns über das genossene Naturschauspiel voll Bewunderung zu unterhalten, und immer wieder versuchten wir die einzelnen Schönheiten des ganzen farbenprächtigen Gemäldes noch einmal in der Erinnerung an uns vorüberziehen zu lassen. Freilich, als wir in das Straßengetümmel von Kairo zurückkehrten, verboten sich solche Betrachtungen von selbst, und die Sorge, unsere Gliedmaßen aus dem regellos durcheinander wogenden Treiben der Wagen, Reiter, Esel, Pferde oder Kamele, dem Gedränge der Fußgänger gesund nach Hause zu bringen, nahm uns ganz in Anspruch.

Einen Nachmittag benutzte ich, um der Aufforderung von Familie F., sie in Sheppard's Hôtel zu besuchen, nachzukommen. Die Eleganz in diesem Hôtel ist das Non plus ultra von orientalischem Luxus. Ich glaube kaum, daß es in Europa ein Hôtel giebt, das sich in Bezug auf eigenartige Ausstattung, besonders an Teppichen und Vorhängen, an Tapeten u. s. w. mit diesem messen kann. Ich mußte eine zeitlang in der säulengeschmückten Vorhalle warten und ein hübscher Schwarzer in phantastisch orientalischem Kostüm, mit Goldstickerei überladen, war angewiesen, mich zu dem prächtigen Divan zu führen. Die sklavische Unterwürfigkeit des Knaben und die ganze ungewohnte Umgebung kamen mir in diesem Augenblicke so spaßhaft vor, daß ich mich des herzlichsten Lachens nicht enthalten konnte.

Es vergeht fast kein Tag, an dem wir nicht nach kurzem Überlegen, ob wir nicht die oder jene Moschee besuchen, oder auf Jagd ausreiten wollen, schließlich doch der letzteren den Vorzug geben. Die Moscheen fliegen uns bei ihrer dauerhaften Arbeit nicht davon, wohl aber die Vögel.

Häufig kommt es vor, daß einer oder der andere der geschossenen Vögel sich nicht gut „ausnimmt“ und sich darüber schnell „wurmt“. Dann muß er fortgeworfen werden. Das giebt immer wieder Veranlassung, am nächsten Tage auszugehen und Ersatz zu schießen. Bei aller Treffsicherheit ist das nicht immer möglich, und so jagt eine Jagd die andere.

Wie ich bei dieser Jagd auf Jagd mit herumgejagt werde, ist nicht zu beschreiben; nähere Auskunft davon kann nur der Hausknecht erteilen, der den getrockneten Nilschlamm von meinen Stiefeln zu entfernen hat.

Ich lerne dabei wenigstens etwas arabisch; denn ich muß meistens in Gesellschaft unseres Fellachen, der den Frühstückskorb trägt, hinterherlaufen. Daß ich den Burschen zur Erteilung von arabischen Vorlesungen mit minimalem Kommentar nach Kräften ausnutze, versteht sich von selbst. Neulich zogen wir wieder aus, um den zu Grunde gegangenen Kuhreihher zu ersetzen. Wir ritten mit unsern Eselungen, die uns täglich an einer bestimmten Stelle der Hauptstraße (Mouski) erwarten, nach der von Kairo nach dem Museum führenden Allee. Kaum hatten wir die Stadt im Rücken, als auch schon ein Volk Reihher in Sicht kam. Trotzdem die Landstraße von Leuten wimmelte, stieg E. mit der Flinte vom Esel. Eine Menge

Neugieriger folgte ihm auf Schritt und Tritt, aber er ließ sich nicht abhalten, loszudrücken. Bald lag ein schönes Exemplar im Felde und ein Haufe von halbwüchsigem Burschen stürzte sich in Windeseile auf die Beute, um das Baktschisch zu verdienen. Daß es dabei nicht ohne Kauferei abgeht, ist selbstverständlich. Selten kehren wir ohne Beute zurück, und im Hôtel fragt man nicht mehr: „Haben Sie etwas geschossen?“ sondern „Was haben Sie geschossen?“ Doch genug der Jagd.

Wir haben neulich, etwa am 8. Dezember, einen sehr lohnenden Ausflug nach Heliopolis unternommen. Der Nachmittag war wieder, wie immer, wunderbar hell und warm. Wir legten den Weg per Eisenbahn zurück und waren nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden, in denen wir bei drei Stationen vorüberfuhren, am Ziele. Die kleine Fahrt führte an recht hübschen Villenkolonien vorüber, die wohl meistens von Europäern bewohnt werden. Von dem alten Heliopolis (Sonnenstadt) ist eigentlich nur ein Obelisk, der mit gut ausgeführten und trefflich erhaltenen Hieroglyphen bedeckt ist, stehen geblieben. Diese Spitzsäule, ein Symbol des Sonnenstrahles, befand sich ehemals, nämlich vor 2500 Jahren, vor dem dem Sonnengotte geweihten Tempel und hatte bis vor wenigen hundert Jahren noch einen gleich großen Genossen. Auch wird ein Baum gezeigt, unter dem Maria mit dem Christuskinde auf der Flucht nach Ägypten geruht haben soll. Baedeker aber belehrt uns, daß der Baum erst in diesem Jahrhundert gepflanzt worden ist. Die Reste der Umfassungsmauern von Heliopolis sind kaum der Erwähnung wert.

Recht interessant war die Besichtigung der von Fran-

zosen angelegten Straußenzucht, die sich ganz in der Nähe befindet. Wir sahen hier Strauße von gewaltiger Größe und auch mit Färbungen, wie sie wohl in zoologischen Gärten kaum anzutreffen wären. Ungefähr 800 Strauße kann man in dieser, isoliert in der Wüste erbauten Kolonie in ihren Höfen umherstolzieren sehen. Wir begnügten uns, nur einen Teil derselben in Augenschein zu nehmen. Dagegen erstanden wir zwei sehr schön bearbeitete Straußeneier zur Erinnerung an diese Partie.

Ein anderes Mal unternahmen wir einen Ritt nach dem sogenannten steinernen Wald. Es ist das eine Stelle in der Wüste, an deren Rand Kairo erbaut wurde, welche die Reste einstiger Vegetation zeigt, die jetzt in Stein verwandelt ist. Man hat sich aber keine Stämme aus Stein, noch viel weniger einen ganzen derartigen Wald vorzustellen. Hin und wieder findet man unter den übrigen Steinen der Wüste einen, der versteinerte Pflanzenreste aufweist. Der Zweck unseres Ausfluges war nicht, diese immerhin sehenswerte Seltenheit in Augenschein zu nehmen, sondern einmal einen Begriff von einem Wüstenritt zu bekommen. Unsere Erwartungen wurden nicht getäuscht. Wir befanden uns kurze Zeit, nachdem wir die Höhe von Mokattam im Rücken hatten, vollständig wie in einem Sandmeer, in dem, wohin wir unsere Blicke auch wandten, nichts als unfruchtbare Wüste starrete. Trotzdem bot das mehr oder minder hügeliche Terrain einige Abwechslung. Einen gewaltigen Eindruck machte noch das gänzliche Fehlen nicht bloß pflanzlichen, sondern auch tierischen Lebens. Daß diese lautlose Einsamkeit, die nur mit der Meeresstille verglichen werden kann, zur Zeit des Sonnenunter-

ganges, der hier alles in rötlich-gelben Schimmer hüllt, zu majestätischer Erhabenheit gesteigert wird, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Auch dieser erste Ritt in der Wüste bildete gewissermaßen einen Abschnitt in unserer an bleibenden Erinnerungen so reichen Reise nach Ägypten. Die Rückkehr wurde von unsern Eseljungen, die ihre sie sonst beständig begleitende Lustigkeit ganz verloren zu haben schienen, sehr beschleunigt. Sichtlich wurde ihnen mit der zunehmenden Dunkelheit immer unheimlicher zu Mut. Raum ließen sie uns Zeit, einen Blick nach der sogenannten Mosesquelle, bei der wir vorüberritten, zu werfen. Mit diesem Namen wird ein kleines, felsig zerklüftetes Gebiet bezeichnet, aus dessen Tiefe eine Quelle hervorsprudelt. Mit der eigentlichen Mosesquelle hat sie aber nichts zu thun.

Der Ausflug hatte nur wenige Stunden in Anspruch genommen, und wir konnten es nicht begreifen, uns so nahe der Riesenstadt befunden zu haben, ohne auch nur einem Menschen begegnet zu sein. Es ist als ob die nahe Wüste wie ein Ort des Fluches gemieden würde.

4. Januar 1895.

Wir durften Kairo nicht verlassen, ohne eine seiner größten Sehenswürdigkeiten, das Museum der ägyptischen Altertümer, besucht zu haben. Es befindet sich am Nil, in der Nähe des Dorfes Gize, gegenüber der Insel Rôda, am Ende einer schattigen Allee von Lebbachbäumen, also auf dem Wege, den ich früher schon näher beschrieben habe. Die von dem Franzosen Mariette im Jahre 1854 gegründete Sammlung war bis vor fünf Jahren auf

der nahe gelegenen Nilinsel Bulak in einem Postgebäude untergebracht, nahm aber im Laufe der Zeit so sehr zu, daß die Überführung nach einem geräumigeren Orte notwendig wurde. Es wurde das in einem Park befindliche Lustschloß Ismail Pascha's, das angeblich mit einem Kostenaufwande von hundertundzwanzig Millionen Franks erbaut ist, dazu bestimmt. Beim Betreten dieser so ernsten Zwecken dienenden Räume wird man daher auf Schritt und Tritt an die Verschwendungssucht des für sein Land verderblich gewordenen Schedivs erinnert, was dem Genuß des Beschauens gerade dieser Altetümer einigen Eintrag thut. Auch der Kontrast zwischen der ziemlich leichten, französischen Ornamentik, den in vergoldetem Stuck gefaßten Spiegelwänden der vielen hundert Zimmer des Schlosses, denen man ansieht, daß sie kaum einem Jahrhundert trogen werden, und andererseits den vielen darin aufgestellten Denkmälern ägyptischer Kunst, die von ihren Urhebern für die Ewigkeit bestimmt zu sein scheinen —, ist zu groß, als daß er nicht störend wirken sollte. Man denke sich eine Sammlung von Papyrusrollen in einem der Prunkzimmer des Königs Ludwig!

Schon der Umstand, daß dieses Museum das reichhaltigste seiner Art ist, wird es erklärlich machen, daß wir in jedem Saale nur das Allerbedeutendste zur Besichtigung auswählen konnten, wenn wir in den dafür bestimmten Vormittagsstunden noch den Ausgang erreichen wollten. Das übrige mußten wir an uns vorüberziehen lassen, wie etwa die Landschaft vom Eisenbahnzuge aus, so daß uns immerhin noch der Eindruck von dem Charakter des Ganzen unverloren blieb.

Für die Wissenschaft hat das Museum, zum Unterschiede von anderen ähnlichen, noch den besonderen Wert, daß die Fundorte nahezu aller Denkmäler, selbst der scheinbar geringfügigsten Gegenstände, genau bekannt sind und daher eine Feststellung ihrer Zeit und des Ortes, denen sie zugehören, leichter ermöglicht wird. Uns Laien interessierten vor allem die vielen Mumien von Königen und Priestern in einer Anzahl und besonders in einer Erhaltung, wie wir es in Anbetracht der drei- bis viertausend Jahre, die darüber hingegangen sind, nicht für möglich gehalten hätten. Wir hatten ja in Berlin schon Mumien gesehen, aber ihre Gesichtszüge waren arg verschrumpft und machten nichts weniger als einen ästhetischen Eindruck. Davon ist nun bei vielen hier aufbewahrten Königsmumien zwar auch nicht die Rede, sie gehören aber zu den besterhaltenen und man muß die Kunst bewundern, die es verstand, die Züge des Verstorbenen so zu bewahren und sie scheinbar unzerstörbar zu machen. Einige Königsmumien sahen wir mit so unveränderten Zügen, als ob die Seele eben erst entflohen wäre. Eine Mumie erinnerte deutlich an das bekannte Bild Werners „Moltke auf dem Sterbebette“. Da man an die dunkle Hautfarbe der Menschen hier zu Lande gewöhnt ist, so wirkt das Schwarz der Mumie nur noch natürlicher.

Vor Allem lehrte uns der Besuch des Museums, daß die alten Ägypter und namentlich die der allerältesten Zeit, auf einer weit höheren Stufe der Bildhauerkunst gestanden haben, als es die Denkmäler vermuten lassen, die man im Berliner Museum sieht. Überall da, wo der Künstler die bekannten, von den Priestern für die Menschen-

darstellung vorgeschriebenen Regeln überschreitet, namentlich bei einfachen Nachbildungen aus dem profanen Leben, sahen wir Kunstwerke, die sich solchen aus der Blütezeit griechischer Kunst leicht an die Seite stellen ließen. So staunten wir über die natürliche Wiedergabe eines in behäbiger Stellung dastehenden Mannes, der sich auf einen Stock stützt. Die Gesichtszüge sind so eigentümlich, daß man schließen muß, man habe die Nachbildung einer bestimmten Persönlichkeit vor sich. Der wohlgebaute, etwas beleibte Mann mit kurzgeschorenem Kopf ist nur mit einer Schürze bedeckt. Das hat dem Künstler Gelegenheit gegeben, seine Kunst in der richtigen Darstellung der unbedeckten Körperteile bis ins Feinste durchzuführen. Die Statue ist von Holz, war aber, wie man noch sieht, ursprünzlich mit einer dünnen, farbigen Gipschicht überzogen. Sie wurde vor ungefähr 40 Jahren in Sakkära (unfern der Cheopspyramide) gefunden, und, da der ausdrucksvolle Kopf eine sprechende Ähnlichkeit mit dem damaligen Dorfschulzen von Sakkära zeigte, wurde sie von den Entdeckern Shekh el Beled (Dorfschulze) benannt. Derartige Statuen, in Kalkstein oder Marmor ausgeführt, allerdings nicht in gleicher Vollendung, aber von hohem künstlerischen Werte, sahen wir noch eine Anzahl. Ich habe mich nur bei der Beschreibung des Dorfschulzen länger aufgehalten, weil sie die interessanteste dieser Art ist und weil es mir darauf ankam, daran zu zeigen, daß die ägyptischen Künstler durchaus nicht bloß Reliefdarstellungen in immer gleich steifer Profilstellung, wie man sie zu Hunderten im Berliner Museum sieht, hervorbrachten, sondern daß sie die Fähig-

keit besaßen, die Natur so richtig nachzubilden, wie die Künstler irgend eines anderen Volkes. Daß sie eine vorzügliche Kenntnis der Verhältnisse des menschlichen Körpers besaßen, bewiesen uns vor allem mehrere Königsstatuen in übermenschlicher Größe, bei denen die Muskeln der Brust und der Arme zu vollendeter Darstellung gelangt waren. Bei den meisten Denkmälern erregte auch die Technik Bewunderung. Sie sind in dem härtestem Material, wie Syenit, Porphyr, schwarzem Granit u. s. w. ausgeführt, die ganze Oberfläche ist aber von so tadelloser Glätte, daß man annehmen muß, es seien zu jenen urältesten Zeiten Behandlungsweisen des Steines bekannt gewesen, die jetzt verloren gegangen sind. In vorzüglicher Treue sind auch viele Arten von Tieren, namentlich Gänse, Hunde, Affen, Stiere, Löwen u. s. w. künstlerisch wiedergegeben. Wir bemerkten, daß die Hieroglyphen, mit denen alle diese Denkmäler bedeckt sind, in den ältesten Zeiten (es handelt sich dabei immer um ein Alter von mehreren tausend Jahren) mit größerer Kunst und feinerer Technik ausgeführt sind, als in den uns näherliegenden Zeiten. Leider versagte uns die Unkenntnis aller dieser Dinge, die Menge von steinernen Briefen aus Moses', Abraham's und „Olim's“ Zeiten, die sich offen vor uns befanden, zu lesen, so daß wir uns nur auf das arme Studium ihrer Kalligraphie einlassen konnten. Aber schon dieses bot seine Reize. Wir können indes ahnen, welche Freuden dem Ägyptologen hier blühen mögen! Dasselbe gilt auch von der Betrachtung der hier in großer Anzahl vorhandenen, in bekannter Weise bemalten Reliefs. In ihnen kommen alle erdenklichen Scenen des

bürgerlichen und staatlichen Lebens in Ägypten zur Darstellung. Dem Kulturhistoriker und Geschichtsforscher namentlich bieten sie Schätze von Erkenntnis, der Laie wird sich beschränken müssen, sie auf ihren künstlerischen Wert zu prüfen; ihr Genuß bleibt ein minderwertiger. Auf die Beschreibung der Sphinx, der vielen Sarkophage in riesenmäßiger Größe, die oft aus einem Stein gehauen und mit vorzüglicher Technik ausgeführt sind, der Kolossalstatuen u. s. w. mich einzulassen, überschritte den Zweck dieser Aufzeichnungen. Da die alten Ägypter des festen Glaubens lebten, die Seele kehre nach einer abwechselungsreichen Rundreise, während der sie die Prozedur der Reinigung durchzumachen habe, tadellos wieder in den verlassenen Körper zurück, so nahm natürlich der Beerdigungskultus und alles, was damit zusammenhängt, eine bedeutende Stelle in ihrem Leben ein. Im Museum sind daher auch mehrere Säle mit den darauf bezüglichen Gegenständen angefüllt. Ich verstehe nichts davon und konnte diese Dinge, wie Masken, Umhüllungen, Schmuck für Mumien, Amulette, die alle mit Hieroglyphen bedeckt sind, nur etwa betrachten, wie man sich Maschinen in der Gewerbeausstellung ansieht, wenn man nicht Ingenieur ist. Die Gegenstände in dieser Abteilung, die für Laien die meiste Anziehungskraft haben, sind die Skarabäen. Es sind das Nachbildungen gewisser Käfer, die für heilig oder gar selbst für Gottheiten gehalten wurden. Sene Käfer formten aus einem Stoffe, den der Engländer als „Nebel“ *) auffaßt, wenn er den Deutschen davon sprechen hört, eine Kugel, die sie zur Wiege und zum Kinder-

*) In Oberägypten hatten wir später mehrfach Gelegenheit, die interessante Thätigkeit solcher Mistkäfer zu beobachten.

garten mit Kost und Logis ihrer Nachkommenschaft bestimmten. Diese weise Vorsicht sahen die Aegypten als ein Zeichen ungewöhnlichen „Instinktes“ an, betrachteten die Kugel als ein Symbol der allerschaltenden Sonne und erhoben den nichts ahnenden Käfer in den Stand der Heiligkeit. Jedem Toten gab man nun, sobald es die Mittel erlaubten, die Nachbildung eines solchen Käfers mit ins Grab. Daher erklärt sich die unglaubliche Menge der bisher gefundenen Skarabäen. Das Museum enthält natürlich nur Exemplare von besonderer Schönheit des Steines und der Arbeit. Die meisten sind auf der flachen Seite mit schön eingeschnittenen Hieroglyphen versehen. Die besten sind Königsgräbern entnommen. Trotz der Unmenge echter werden doch Nachbildungen gemacht. Das Museum aber besitzt viele Doubletten, die in einem besonderen Raume verkäuflich sind.

In anderen Sälen sind Kinderpielzeuge, Kleidungsstücke u. s. w. aus uralter Zeit ausgelegt, die natürlich jedermanns Interesse erregen. Die im Jahre 1860 im alten Theben (jetzt Luxor) aufgefundenen Schmucksachen einer Königin, sammeln eine Menge Neugieriger um den großen Glaskasten, in dem sie verwahrt sind. Wir erinnerten uns nicht, jemals vorher Goldschmuck in solcher Vollendung der Arbeit und von so außerordentlichem Geschmack gesehen zu haben. Entzückend fanden wir die feinen emaillierten Ketten und Spangen. Künstlerisch umrahmte Bilder, zierlich in Gold auf blauem Grunde graviert, sind zu prächtigen Gehängen aneinandergesügt; Armbänder aus Gold und Lapislazuliperlen u. s. w. liegen zwischen reichen Diademen und kleinen, goldenen Sphingen. Reizende kleine Barken mit Mannschaft, aus feinstem Golde

und in bewunderungswürdiger Ausführung, liegen dazwischen und haben wohl auch irgendwie als Schmuck gedient. Wie gesagt, diese Kostbarkeiten stammen aus Luxor. Aber auch ohne solche Kenntniß bekommt man den Eindruck, daß nur die Königinnen von damals verstanden „luxuriös“ zu leben.

9. Januar 1895.

So lange im „Lande der Pyramiden“ gewesen zu sein, sie so oft von nicht zu weiter Ferne gesehen zu haben, ohne es als Bedürfnis zu empfinden, sie auch von nächster Nähe kennen zu lernen, wäre kaum denkbar. Bei uns stellte sich die Sehnsucht dahin besonders lebhaft ein, nachdem wir im Museum so viele Schätze kennen gelernt hatten, die vormals in ihrem Innern verborgen lagen. Man würde nun erwarten, daß die Fortsetzung dieser Zeilen etwa lautete: „Wir benutzten den ersten schönen Tag“ u. s. w. Das war aber nicht so. Denn gerade der Morgen, den wir zur Fahrt nach den Pyramiden bestimmt hatten, war der Anfang einer Reihe von Tagen, die uns nicht gefielen. Von der Wüste her wehte ein unangenehmer scharfer Wind, der uns den feinkörnigen Wüstensand ins Gesicht trieb und den Atem benahm. Solche Tage erzeugen hier ungefähr dieselbe Stimmung, wie bei uns die Regentage. Nichtsdestoweniger war der Himmel, wie vorher, wolkenlos; nur erschien das Blau etwas fahler. Das Licht der Landschaft, das sonst so ungemein erfreulich wirkt, ist getrübt, und man fragt sich oft genug, wo all der Zauber plötzlich geblieben sei, mit dem vorher alles umkleidet schien. Die Frage ist umsomehr berechtigt, als wie gesagt, keine Wolke am

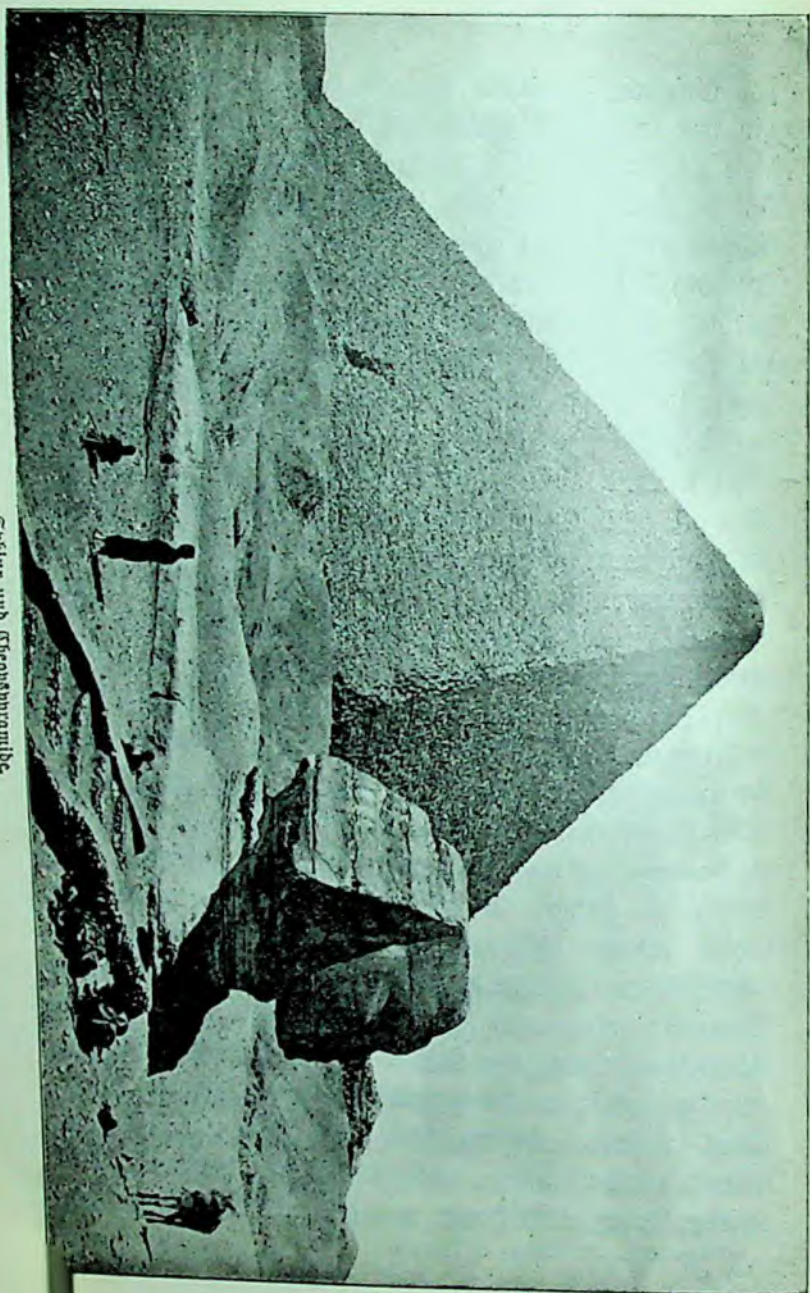
Himmel zu sehen ist. Wieder umzukehren, hätte die Lage nicht verändert, eher verschlimmert; denn der aufgewirbelte Staub ist in den Straßen von Kairo noch unangenehmer als außerhalb. Übrigens dauerte die Wagenfahrt nur eine Stunde. Es führt eine Allee Lebbachbäume bis zum Fuße der Cheopspyramide. Der Weg bildet für solche, die schon ein wenig in der Umgegend umhergestreift sind, nicht viel Neues. Das Interessanteste daran ist natürlich das immer riesenhafter sich aufrollende Bild der Pyramiden selbst. Sonderbarer Weise verliert sich der Eindruck der Großartigkeit, sobald man an den Fuß derselben gelangt ist. Dasselbe bestätigten noch alle, die im Hôtel von ihrem Pyramidenbesuch erzählten.

Von dem Gefindel, das am Fuße der Pyramiden herumlungert und die Fremden mit dem Angebot falscher Antiquitäten belästigt, wie wir sie oft hatten klagen hören, oder mit der Hilfe beim Besteigen sich unverschämt aufdrängt, wurden wir nicht behelligt. Denn G. hatte den Beduinen mitgenommen, der ihm bei Jagden von Kairo aus schon gute Dienste geleistet hatte. Mit Vergnügen konnten wir wahrnehmen, daß sich letzterer überall einer großen Achtung erfreute.

Ehe ich von meiner Besteigung der größten dieser Bauwerke erzähle, ist es vielleicht angebracht, einige Worte über ihren Zweck und ihre Bauart voranzuschicken. Es mag diese Wiederholung scheinbar bekannter Thatsachen mit der Versicherung entschuldigt werden, daß das letzte Wort darüber auch heute noch nicht gesprochen sein soll.

Sonderbar genug ist es, daß, wie ich aus „Ebers, Ägypten“ entnehme, Herodot und nach ihm Duzende

von Geschichtsschreibern Griechenlands und Roms, späterhin von England, Frankreich und Deutschland, die alle diese Bauwerke selbst gesehen haben, bis in das letzte Jahrhundert hinein, über die Art und Weise ihrer Entstehung im Dunkeln waren. Erst Lepsius (und nach ihm Erbkam) haben eine geniale Erklärung gegeben, die den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit für sich hat. Er hat die Beobachtung gemacht, daß die äußersten Teile der Pyramide am wenigsten sorgfältig gebaut sind und daraus den Schluß gezogen, daß sie in weit kürzerer Zeit vollendet werden mußten, als die inneren Teile, die alle den Stempel höchster Gediegenheit der Ausführung tragen. Zunächst wurden schon bei Lebzeiten des Königs große Grabkammern in einen felsigen Teil der Wüste gehauen, um nach seinem Ableben die Mumie vor der Überflutung des Nils zu schützen. Um erstere wurde nun, wahrscheinlich zum Schutz gegen den alles begrabenden Wüstenand ein hochragendes Bauwerk in Form einer abgestumpften Pyramide gelegt. Starb der König in jungen Jahren, so wurde diesem Bauwerke von seinem Nachfolger eine Spitze gegeben und es wurden an den Unterbau noch Steine sogefügt, daß sich eine Pyramide über dem Grabe erhob. Hatte er aber eine lange Regierungsdauer, so wurde schon bei seinen Lebzeiten die abgestumpfte Pyramide zu einer vollständigen ergänzt und ein neuer Mantel angebaut, der bereits so gewaltige Dimensionen annahm, daß, wenn die Pyramide bis zum Tode des Herrschers vollendet werden sollte, die Arbeit schnell gefördert werden mußte, und die Steine nicht mit der gleichen Sorgfalt behauen und aneinandergesügt werden



Sphinx und Giesepyramide.

konnten, wie beim Anfang des Baues. So nur, meinte Lepsius, lassen sich diese Riesenbauten erklären. Die Ausfüllung der Stufen übernahm der Nachfolger auf dem Thron.*)

Wahrscheinlich waren die Pyramiden auch mit Hieroglyphen bedeckt. Der Zerstörungssucht mehrerer arabischer Herrscher fielen zunächst die Hüllen zum Opfer. Noch vor siebenhundert Jahren (wenn man viele ägyptische Tempel gesehen hat, erscheint eine solche Zeit noch kurz!) wurde eine Reihe von Moscheen in Kairo aus den Steinen erbaut, die man aus den Zerstörungsversuchen von Pyramiden gewonnen hatte.

Es würde zu weit führen, wenn ich noch über die Anordnung der Gänge oder Schächte schreiben sollte, die zum Inneren der Grabkammern führen. Es genüge zu erwähnen, daß die Größe der Platten, aus denen die Kammern erbaut sind, sowie ihre Politur und die haarscharfe Zusammenfügung, Bewunderung erregen und sie zu Meisterwerken der Steinmekkunst machen. Der Umstand, daß die Steine herausgerissen sind, mit denen die Cheopspyramide ursprünglich bis zur Spitze so bedeckt war, daß jede der vier Seiten eine glatte Fläche bildete, ermöglicht jetzt deren Besteigung. Immerhin ist notwendig, sich dazu der Unterstützung dreier Beduinen zu bedienen. Unser

*) Leider hat auch diese geistreiche Erklärung, wie ich später in Meyer, Gesch. d. alt. Aeg. p. 106 gelesen habe, ihren sehr ernstlichen Gegner gefunden. Petrie zeigt in seinem Werke: The Pyramids and Temples of Gizeh, daß schon der erste Entwurf der Cheopspyramide ungeheure Dimensionen aufweise. Über die Art der Erbauung wissen wir also noch nichts Sicheres!

Führer suchte sie für mich aus, und nun ging es an das harte Werk. Da jede der Stufen ein Meter hoch ist, so muß sich auch ein Langbeiniger jedesmal einen Schwung geben, um die folgende Stufe zu erreichen. Freilich könnte man sich, wie es viele thun, halb schieben, halb ziehen lassen, aber wer einmal ein bißchen in den Bergen herumgefragelt ist, hat den Ehrgeiz, sich von dem Führer so wenig wie möglich helfen zu lassen. Man stelle sich nun vor, daß jemand in meterlangen Sägen die Höhe des Straßburger Münsters erklimmen wollte, und man hat einen ungefähren Begriff von der aufzuwendenden Mühe der Pyramidenbesteigung. Die Cheopspyramide ist sogar noch drei Meter höher als der Straßburger Münsterthurm, sie mißt hundertsiebenundvierzig Meter! Für mich hatte die Besteigung noch den Wert, daß ich erst dadurch sah, welche fast unglaubliche Riesenarbeit hier geleistet war, diese unübersehbare Masse von Steinplatten hierher zu schaffen und bis zu solcher Höhe emporzuheben. Wenn Herodot berichtet, daß hunderttausend Menschen zehn Jahre lang ununterbrochen beschäftigt waren, nur die Straße zu bauen, auf der die Steine aus den Steinbrüchen bis zum Bauplatz befördert wurden, daß diese Straße ganz und gar aus polierten Steinen mit eingehauenen Figuren erbaut war (Spuren sind noch zu sehen), so begreift man auch, daß gleich große Menschenmassen zum Bau der Pyramiden selbst verwendet wurden, und nur so kann man verstehen, wie es möglich war, solche Werke zu schaffen.

Auch der Blick von der Höhe ist lohnend, wenn ich auch nicht in das Entzücken einstimmen kann, in das so mancher Landsmann bei ihrer Besteigung geraten sein will.

Sehr fesselnd ist beim Niederblick von der Höhe der Kontrast zwischen der unmittelbar davor gelagerten Chefrenpyramide und anderen kleineren ihrer Art, der scheinbar unendlich sich ausdehnenden Wüste einerseits, und den in frischem Grün prangenden Nilniederungen, den vielen Beduinendörfern in der Ferne und Kairo mit den hochragenden spitzen Citadellentürmen im Hintergrunde andererseits.

Der Rückweg ging schneller von statten. Aber beinahe hätte es ein Unglück gegeben. Ich hatte an der Seite, die nach außen führt, einen ganz alten, klapprigen Mann zum Führer. Dieser rutschte einmal an der glatten Kante ab und wäre hinuntergefallen, wenn ich ihn nicht festgehalten hätte. Ich werde den herzzerreißenden Blick des armen Mannes nicht leicht wieder vergessen. Er bekam einen Verweis vom Scheich und durfte für diesen Tag sein Führeramt nicht mehr bekleiden.

Ganz nahe an der Pyramide befindet sich das Menahouse-Hôtel, in dem wir für zwei Tage Unterkunft nahmen. Es reiht sich in Bezug auf Ausstattung u. s. w. würdig den ersten Hotels von Kairo an. Besonders prachtvoll sind die Zierraten in durchbrochener Holzarbeit (Muscharabie) an Möbelstücken und Wänden in den verschiedenen Sälen des Hôtels. Es ist damit eine wirkliche Verschwendung getrieben, die man erst versteht, wenn man weiß, daß hier ehemals ein ägyptischer Prinz gewohnt hat, und daß dann der Palast zum Hôtel umgewandelt wurde. Wir wohnten hier zum ersten Male in einem fast ausschließlich von Engländern bewohnten Hause. Für zwei Tage war es interessant, aber auf die Dauer hätte uns die teilweise Verzichtleistung auf die deutsche Sprache kaum behagt.

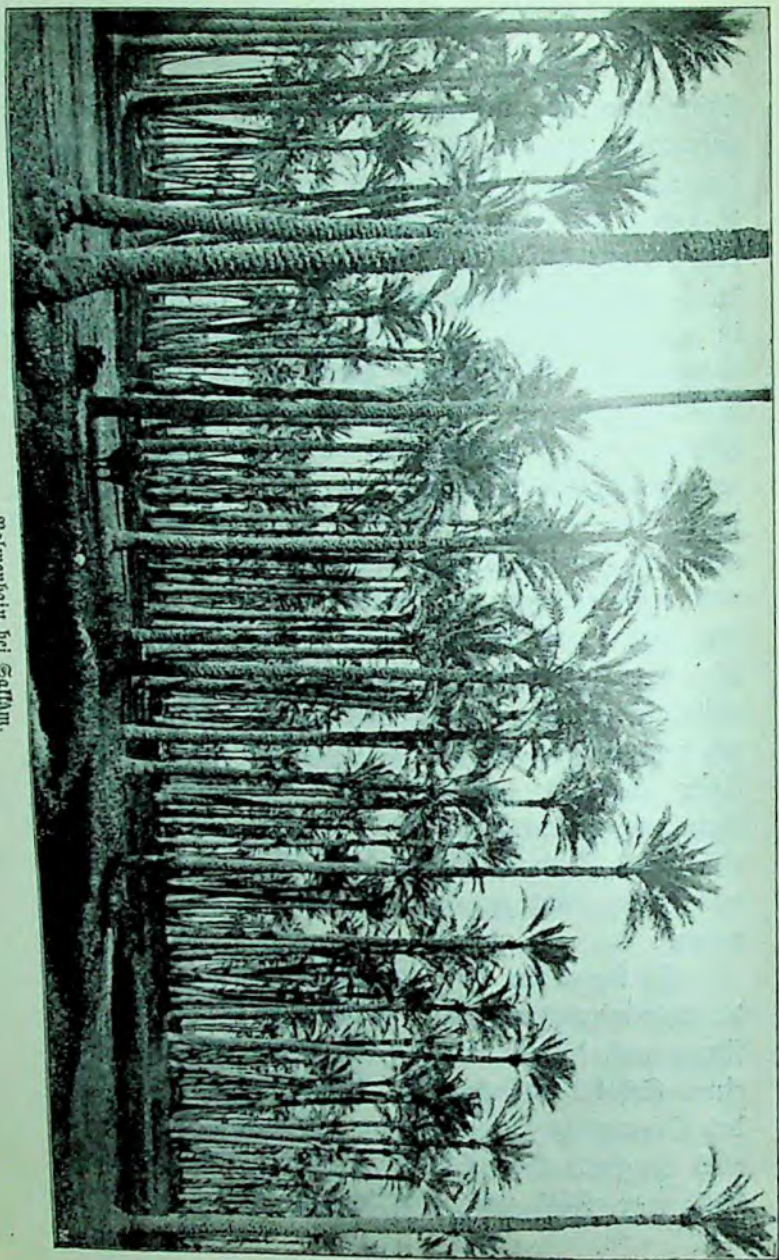
Nachmittags besuchten wir noch den Sphinx (bei den Aegyptern haben die Sphinge immer einen Widder- oder Männerkopf!) Es ist dieses bekannte Bauwerk gleichfalls in riesigen Verhältnissen ausgeführt. Einen Begriff von der Größe giebt die Thatsache, daß ein auf dem oberen Rande des Ohres stehender Mann auch mit ausgestrecktem Arm nicht im Stande ist, den Scheitel des Kopfes zu berühren. Leider ist das Gesicht fast vollständig zerstört, auch ist es zum größeren Teil vom Wüstenande verschüttet. Die ganze Figur ist aus dem Felsen herausgehauen, nur mit geringer Nachhilfe von Mauerwerk ist ihr die Form eines liegenden Löwen gegeben. Er ist wahrscheinlich älter als die Cheopspyramide, hat also über viertausend Jahre auf seinem Löwenrücken.

Wir besuchten noch einen erst 1853 von Mariette freigelegten Tempel, in dessen Innern die Statue des Erbauers der zweiten Pyramide, Chefren (etwa 3700 Jahre vor Chr. Geb.), gefunden wurde. Er diente wahrscheinlich als Versammlungsort für die Verehrer der Manen dieses Königs. Wieder mußten wir die Mächtigkeit der Platten und die Vollendung der Steinmetzarbeit bewundern.

Die Stunde nach Sonnenuntergang war für die Jagd bestimmt. Gegen sechs Uhr machten wir uns in Begleitung des Beduinen auf, ein Andenken aus der libyschen Wüste womöglich in Gestalt eines Schafals zu holen. Wir gingen bei der Rückwand der Cheopspyramide vorüber, d. h. entgegengesetzt der Seite, die den Eingang und die Grabkammern enthält, ließen dann die kleinere Chefrenpyramide im Rücken und wandten uns der Wüste zu. Es war schon ziemlich

finster geworden, als uns der Beduine auf Schakalspuren aufmerksam machte. Er suchte ein etwas felsiges Gebiet aus, hinter dessen Vorsprüngen wir uns verbergen sollten. E. wurde mit dem Gesicht nach der Wüste zu gelagert, der Beduine und ich, wir legten uns so, daß wir den Blick nach den Pyramiden zu hatten, weil die Bestien in den Trümmern, die weit herum am Fuße derselben liegen, häufig ihre Verstecke haben, die sie dann am Abend verlassen, um in den Beduinendörfern auf Raub von Hühnern u. s. w. auszugehen. Dieses ruhige Daliegen in der ungeheuren Einsamkeit war an und für sich schon im höchsten Grade romantisch. Vor mir ragten die gewaltigen Umrisse der Pyramiden, die im Dämmerlicht weit mächtiger und ernster erschienen als noch kurz vorher; weiter nach rechts ruhte der Sphinx mit dem Löwenleibe, der sich wie ein Riesenwächter der Wüste ausnahm, weiterhin erblickte ich eine Reihe kleinerer Pyramiden, die sich fern darin verloren, und diese selbst in unbeschreiblicher Majestät. Kein Laut war vernehmbar, keine Bewegung zu merken. Nur ganz fern sah ich die Umrisse eines Arabers, der beim Gebet seine Arme mehrmals nach oben streckte und dann den Kopf zur Erde neigte.

So lagen wir wohl eine halbe Stunde, als plötzlich der Beduine meinen Arm berührte und dann mit dem Zeigefinger nach der Gegend der Pyramiden wies. Er hatte einen Schakal entdeckt. Ich konnte ihn nur mit Hilfe des Opernglases sehen. Unsere Hoffnung, daß er sich nach der Seite wenden würde, wo E. lag, war vergebens. Bald war nichts mehr von ihm zu sehen. Es dauerte



Palmenhain bei Saffam.

aber nicht lange, so zeigte sich schon ganz in meiner Nähe, so daß ich ihn mit bloßen Augen deutlich sehen konnte, ein anderer Schakal. Ich winkte E. heran; doch auch diesmal versagte das Jagdglück. Der Schakal war verschwunden, als E. angerückt war. Trotzdem unsere Expedition verfehlt war, wird sie doch lange noch als ein interessantes Erlebnis in unserer Erinnerung bestehen bleiben.

Wir wollten uns nur zwei Tage im Menahouse-Hôtel aufhalten. Unsere eigentliche Absicht war, die berühmten Totenfelder und Pyramiden kennen zu lernen, die am Rande der libyschen Wüste, in einer Ausdehnung von fast einer deutschen Meile von Gize aus, von Norden nach Süden, in dem felsigen Grunde gelagert sind. Daß wir dabei Gelegenheit hatten diese ganze Strecke auf Kamelsrücken zurückzulegen, bildete einen nicht zu unterschätzenden Anziehungspunkt. Die Sache war ja auch anfangs ganz lustig. Als ich aber nach zwei bis drei Stunden die Empfindung hatte, als ob meine sämtlichen Knochen aus ihren Charnieren gegangen wären, erschienen mir die Vorteile des Eselreitens im blendendsten Lichte. Aber was half alles Protestieren? Ich thronte hoch oben zwischen den beiden unförmigen Höckern und wurde nach vorn geschleudert und nach hinten, zur Rechten und wieder zur Linken oder gar, was das Widerwärtigste war, beim Trabe, nach oben, so daß es mir häufig genug vorkam, als sei ich auserwählt worden, auf meine innere Haltbarkeit geprüft zu werden. Daß ich für den Spott nicht zu sorgen hatte, der bekanntlich dem Schaden auf dem Fuße folgt, bewies E.'s Gelächter,

das immer eintrat, wenn ich einmal gar zu sehr meine gewöhnliche Haltung mit der einer Gliederpuppe wider Willen vertauscht hatte. Ob C. die Kunst des Kamelreitens besser verstand, oder ob er ein Tier unter sich hatte, das ihn nicht in gleicher Weise zu massieren vermochte, ist mir nicht bewußt; jedenfalls ist sicher, daß er die Beschwerden der „aufreibenden“ Thätigkeit durchaus nicht so empfand wie ich.

In der Ferne sahen wir nun mehrere größere Pyramiden liegen, kamen auch bei einigen vorüber, besonders aber bei vielen Gräberstätten, die den hohen Beamten gewidmet waren, meistens aber in früheren Zeiten zerstört und ausgeraubt worden sind. Ich unterlasse es, diese Laiendarstellung mit den vielen Namen, die den Grabstätten beigelegt sind, zu belasten. Denn wir haben nur bei dem Allersehenswertesten Halt gemacht. Wenn man bedenkt, daß dieses ungeheure Totensfeld von Sakkära Jahrtausende lang zur Begräbnisstätte der Könige und ihrer Großen diente, und daß diese ihre größten Schätze den Toten mitgaben, ferner daß sie das Beste ihrer Kunst in Skulptur und Malerei auf die mit peinlichster Sorgfalt ausgeführten Grabkammern verwandten, so kann man ermessen, wieviel Wunder Aegyptens hier noch unter der Erde ruhen, obgleich schon im Altertum und späterhin im Mittelalter Ausraubungen stattfanden, die ganze Generationen bereicherten. Es finden sich hier alle Arten von Grabdenkmälern vertreten, je nachdem es die Sitte der Zeit, denen sie angehören, mit sich brachte, von den Pyramiden, deren man elf zählt, bis hinab zum einfachen Felsengrabe. Die neueste

Zeit hat besonders vieles Kostbare ans Licht gebracht. Die Stätten sind aber wieder mit Sand verschüttet worden, um sie vor zerstörenden Einflüssen zu sichern. Nur auf besondere Erlaubnis hin werden einige gezeigt. Allen Fremden aber sind die seit 1850 durch Mariette aufgedeckten Denkmäler zugänglich, die auch für uns den nächsten Zielpunkt des Rittes bildeten.

Das wichtigste unter ihnen ist das Serapeum oder Mausoleum, das für die Mumien der heiligen Apisstiere von Memphis erbaut wurde.

Interessant ist schon die Entdeckungsgeschichte dieses Ortes. Mariette hatte früher bereits mehrfach Sphinge in Privatgärten verschiedener Gegenden Agyptens gesehen, die den Namen Serapis trugen und daraus den Schluß gezogen, daß dieselben zu dem Serapistempel, den ein griechischer Schriftsteller (Strabo) beschreibt, gehören könnten. Eines Tages fand er bei Sakkära einen Sphing, der genau dieselben Merkmale und Namen enthielt, wie die von ihm gesehenen. Er grub weiter nach und entdeckte elf griechische Bildsäulen und eine ganze Doppelreihe von Sphingen, die in der That zu dem allerdings sehr zerstörten Apismausoleum führte. Erhalten fand er nur noch viele lange Gänge, die zu beiden Seiten in sorgfältig ausgemauerten Gewölben 24 Sarkophage für Apismumien enthielten.

Diese Sarkophage bilden die Hauptsehenswürdigkeit des Ortes. Sie sind aus schwarzem, fein poliertem Granit hergestellt, von geradezu kolossalen Dimensionen und doch jedesmal aus Einem Stein gearbeitet. Auf einem von ihnen liest man den Namen Rambyzes. Um ihr Inneres zu be-

trachten, muß man mit Leitern hineinsteigen. Das Gewicht eines jeden wurde auf ungefähr 1400 Centner berechnet! Sie gehören verschiedenen Epochen an, und die Bauart der Gewölbe und Sarkophage ist daher nicht überall die gleiche. Man unterscheidet drei Bauepochen. Die ältesten Sarkophage rühren etwa von der Zeit her, in der Moses lebte. Aus dabei gefundenen Inschriften geht indessen hervor, daß schon viel früher hier Apismumien bestattet wurden. Aus eben diesen Quellen weiß man, daß über jeder Apisgruft eine Kapelle stand, von der aus ein schräger Gang hinabführte. Alles das, sowie die Pylonen und sonstiges Zubehör ägyptischer Tempel, die sich über dem Ganzen erhoben, ist jetzt verschwunden. Auch fand Mariette bei der Wiedereröffnung der Apisgräber, daß ihr kostbarer Inhalt ausgeraubt war. Nur eines von ihnen hatte ein merkwürdiger Zufall verschont. Mariette schreibt darüber: „Durch ein mir schwer erklärliches Ungefähr war ein Gemach des Apisgrabes, das man im 30. Jahre Ramses II. vermauert hatte, den Plünderern des Denkmals entgangen, und ich war so glücklich, es unberührt wieder zu finden. 3700 Jahre hatten nichts an seiner ursprünglichen Gestalt zu ändern vermocht. Die Finger des Ägypters, der den letzten Stein in das Gemäuer einsetzte, welches man, um die Teile zu verkleiden, errichtet hatte, waren noch auf dem Kalle erkennbar. Nackte Füße hatten ihren Eindruck auf der Sandschicht zurückgelassen, die in einer Ecke der Totenkammer lag.“ Man kann sich die Freude des Entdeckers vorstellen. Nahe dabei steht „Mariettes Haus“, das sich der merkwürdige Mann, dem ein großer Teil bedeutender Aus-

grabungen ägyptischer Denkmäler in diesem Jahrhundert verdankt wird, bauen ließ, um für sich und seine Mitarbeiter einen Unterkunfts-ort und Studienraum in der Nähe der Ausgrabungen zu haben.

Nachdem wir, nicht ohne ein gewisses Behagen darüber zu empfinden, wieder in die Region des blendenden Tageslichts, in die schimmernde, offene Wüste zurückgeführt worden waren, brauchten wir nicht mehr unsere Kamele zu besteigen, da die nächste Sehenswürdigkeit, nur eine kurze Strecke von Mariettes Haus, zu Fuß erreicht werden konnte. Nämlich das Grab des Ti. Letzterer bekleidete vor uralten Zeiten, etwa 1100 Jahre vor Moses, bei dem König Ra-nefer-ar-ka und seinen zwei Thronfolgern ein Amt, das etwa dem eines heutigen Reichskanzlers entsprach. Er stand im Range eines Prinzen und Propheten zugleich und hatte auch eine Gemahlin aus fürstlichem Hause. Dies genügte, daß man ihm eines der schönsten Grabdenkmäler setzte, die bisher aufgedeckt wurden. Früher ragte es hoch empor; im Laufe der Zeiten ist es aber vom Wüstenand ganz begraben worden, so daß die Eingänge erst freigelegt werden mußten, und man bei der Besichtigung den Eindruck hat, als befände man sich in unterirdischen Gewölben. Architektonisch interessant ist die große Vorhalle, deren Decke von vierzehn Pfeilern getragen wird. Es wird angenommen, daß diese Halle als Raum für die Opferung der Tiere diene. Die Wandbilder in dieser Halle sind sehr verwittert und kaum erkennbar. In der Mitte des Fußbodens mündet ein Schacht, der zur Sarkophagkammer führt. Für den Laien sind zwei Wandgemälde von Interesse, die besser erhalten

sind, als die übrigen. Das eine stellt das Stopfen der Gänse, das andere die Fütterung von Kranichen dar. Auf die naturgetreue Wiedergabe von Tieren, namentlich von Vögeln, verstanden sich die alten Ägypter ganz besonders.

Von der Halle gelangt man in einen Korridor mit Wandbildern, die Opferscenen darstellen. Wunderbarer Weise sind die Farben häufig sehr gut erhalten. Die Männer sind rotbraun, die Frauen hellgelb gemalt. Überall herrscht allerdings die bekannte typische Darstellungsweise vor. In einem anderen Gemache sieht man Abbildungen einer Töpferei und Bäckerei, mit den dazu gehörenden Gefäßen. In dem darangrenzenden Zimmer fesseln uns sehr lebendige Zeichnungen, die Schiffahrt betreffend, aus denen man erfahren hat, daß zu jener Zeit das drehbare Steuer noch nicht bekannt war. Am reichsten ist der Schatz der Wandbilder in der eigentlichen Grabkammer, die von Pfeilern getragen ist. Wenn man bedenkt, wie groß der Wert ist, den die Kulturgeschichte der Menschheit aus diesen Abbildungen gezogen hat, ist man wohl berechtigt, ihnen einen würdigen Platz unter den bedeutendsten Schätzen einzuräumen. Sechs Reihen Erntescenen bilden einen Hauptschmuck der Kammer, dann folgen sehr charakteristische Darstellungen aus dem Schiffbau. Meistens fällt jedem der dargestellten Arbeiter eine andere Art der Thätigkeit zu, so daß man den Eindruck hat, als sollten diese Bilder, wie die Anschauungsbilder in unseren Schulen, mehr einen belehrenden Zweck verfolgen. Brugsch' Meinung, die damaligen Menschen hätten der Nachwelt zeigen wollen, wie weit sie es schon gebracht hätten,

enthält, wenn man vor den Bildern selbst steht, viel Bestechendes.*)

Es folgen drei Reihen Bilder aus den Werkstätten der Zimmerleute, Tischler, Steinmehen, Bildhauer, Glasbläser, Stuhlmacher, Lederarbeiter, Wasserträger u. s. w. Auch Gerichtsscenen sind abgebildet und eine Menge religiöser Scenen mit Hieroglyphen, die alles erläutern.

Es würde zu weit führen, wenn ich den Inhalt aller Wandzierrate, die zum großen Teil in vorzüglichen Reliefs ausgeführt sind und auf die Kunsttechnik einer so frühen Zeit das vorteilhafteste Licht werfen, hier aufzählen wollte.

Zur eingehenden Schilderung des Gesehenen habe ich mich der Ebers'schen Erklärungen bedient. Für Ägypten, wo so vieles nicht ohne die Vorarbeit der Gelehrten verstanden werden kann, ist eine solche Beihülfe schlechterdings nicht zu entbehren. Es mag mir daher verziehen werden, wenn ich mich bei Erzählung des jüngsten Ausflugs nicht blos auf das eigene Auge und Urteil verlassen habe.

Solcher Grabstätten der Großen (Mastába) giebt es nun noch eine Reihe neu aufgedeckter und interessanter, und zweifelsohne liegen noch sehr viele im Wüstensande begraben. Wir begnügten uns mit der Besichtigung der bedeutendsten.

Noch möchte ich hier etwas nachtragen, was der Erwähnung wert ist, weil es jeder Besucher des Ti-

*) In späteren Epochen wurde den bildlichen Darstellungen in Gräbern eine tiefere Bedeutung beigelegt. Näheres darüber findet sich bei Beschreibung der Königsgräber in Luxor erörtert.

grabes mit besonderem Interesse betrachtet. An einer Wand sieht man nämlich Zeichnungen, die erst entworfen sind, andere die noch fehlerhaft sind, aber Verbesserungen mit Rotstift enthalten, die offenbar von geschickter Hand herühren. Der übrige Teil der Wand ist leer gelassen. Die Ursache ist darin zu suchen, daß die Grabstätten der Großen, wie die der Könige schon bei ihren Lebzeiten begonnen wurden. Mit der Todesstunde des Besitzers wurde mit der inneren Ausschmückung abgebrochen.

Wir begaben uns nun wieder auf unsere Kamele und ritten noch eine Stunde am Rande der Wüste hin, indem wir die Pyramiden und das Totenfeld von Abusir im Rücken ließen und das von Sakkära durchquerten.

Das bemerkenswerteste von den Denkmälern, die meist in zerfallenem Zustande an unserem Wege blieben, war die sogenannte Stufenpyramide. Sie besteht aus sechs Stockwerken, jedes in Höhe von neun bis elf Metern; das dazwischen liegende Plateau beträgt jedesmal zwei Meter. Sie hat daher ein ganz anderes Aussehen, als alle übrigen ihres Namens. Interessant wird sie noch dadurch, daß sie der ersten Dynastie angehören soll. Wir hätten demnach das älteste Bauwerk der Erde vor unsern Augen gehabt!

Unser Weg führte uns jetzt wieder allmählich den grünen Gefilden zu, welche die Ufer des Nils im Dezember so erfreulich umsäumen. Auf den Dämmen, die sich an den künstlich gezogenen größeren und kleineren Kanälen erheben, von denen die Nilniederungen überall durchfurcht sind, ritten wir nun dem Flusse zu und begegneten manchem Araber, der von seinem Kamele aus

halb spöttisch zu uns herüber grüßte, als wollte er sagen: „So ganz stilgerecht sitzt ihr noch nicht!“

Da der weitaus größere Teil der Fremden diese Tour zu Eiel zurücklegt, ist es erklärlich, daß unsere kleine Karawane den Eingeborenen etwas auffallend erschien. Es war auch eine „Kateridee“ im wahren Sinne des Wortes; denn ich spürte den Gliederkater noch mindestens acht Tage nachher!

Weiterhin kamen wir durch einige ärmliche Fellachendörfer mit Wohnungen, die den Backöfen in unseren Dörfern nicht unähnlich sind, vor deren löcherartigen Eingängen die Bewohner, mit Lumpen behängt, hockten und uns mit nichtsagenden Blicken anglohten. Weniger gleichgültig waren wir ihren halbnackten Kindern, die oft aus Ärger, daß wir ihrem Geheul um Bakschisch kein Gehör schenkten, versuchten, unsere Kamele in schnellere Gangart zu versetzen. Schlimmer spielten sie uns mit, wenn sie diese zu Seitensprüngen veranlaßten, was besonders mich in fortwährender Besorgnis vor einem Sturze in die Tiefe erhielt. Für diese Unannehmlichkeiten wurden wir reichlich entschädigt, als wir kurz darauf durch einen wahrhaft entzückenden Palmenwald ritten, durch dessen Stämme wir noch einmal einen unvergeßlichen Blick auf die Wüste mit elf daraus hervorragenden Pyramiden genossen.

Wir befanden uns jetzt auf der Stätte des ehemaligen Memphis. Wenn sich nicht die oben beschriebenen Totensfelder in so weiter Ausdehnung nahe daran befänden, würde wohl niemand ahnen, daß sich hier eine der reichsten und bevölkerlichsten Städte der alten Welt befunden hat. Das „Sic transit gloria mundi“ wird wohl selten so eindringlich empfunden, wie in dieser Ebene. Nur wüßt herum=

liegende Scherben, hier und da ein Granitblock und viele Schutthügel lassen erkennen, daß eine Stadt ehemals an dieser Stelle stand. Nach Ebers sollen sich noch im zwölften Jahrhundert die Straßenreste des alten Memphis eine halbe Tagereise weit bis zu den Pyramiden von Gize und andererseits bis zum Nil ausgedehnt haben.

Noch nicht vor langer Zeit grub man einen Koloß des Ramses aus, dessen riesenhafte Verhältnisse wir bewunderten, ohne daß wir zugleich irgend welche ästhetische Befriedigung dabei empfanden. Uns erfreute vielmehr der liebliche Palmengain, in denen der Koloß, auf dem Rücken liegend, jetzt als einzige Sehenswürdigkeit von Memphis gezeigt wird.

Nachdem wir so viel Wüste, Pyramiden und Kunst gesehen und soviel Freuden des Kamelsattels gekostet hatten, stellte sich ein starkes Bedürfnis ein, das Innere des Frühstückskorbes, der uns vom Menahouse-Hôtel mitgegeben worden war, gründlich kennen zu lernen. So streckten wir uns an dem Koloß unter den Palmen von Memphis aus und verzehrten mit Behagen unser Frühstück. Der Beduine wollte erst zugreifen, sobald wir uns gesättigt hätten. Wir reichten ihm den Schinken, ohne daran zu denken, daß die Satzungen seiner Religion ihm diesen Genuß untersagten. Darauf boten wir ihm vom Hühne an, aber das wollte er auch nicht essen; denn es hatte in der Nähe des Schinkens gelegen. Leider hatte ihn Muhamed auch zum Weinverächter gemacht, so daß dem frommen Manne nur der minder gehaltvolle Rest des Korbes zur Verfügung stand.

Nach einer halben Stunde abermaligen Reitens hatten wir Bedraschên am Nil erreicht, von wo wir in dreiviertel Stunden auf der Eisenbahn nach Kairo zurückfuhren.

III. Heluân.

Kurz vor Weihnachten siedelten wir nach Heluân über, das von Kairo mit der Eisenbahn in ungefähr einer Stunde zu erreichen ist. Es ist in die arabische Wüste hineingebaut und befindet sich etwa eine halbe Meile vom Nil entfernt. Das wenige, was man an Bäumen sieht, besteht aus ganz jungen Anpflanzungen, wozu die Gartenerde von weit her geschafft werden mußte. Obgleich sich hier eine von alters her berühmte Schwefelquelle befindet, ist doch der ganze Ort erst seit etwa zwanzig Jahren wieder neu aufgebaut worden, um solchen zum Aufenthalt zu dienen, die eine Zeit lang reine Wüstenluft einatmen sollen.

Wir nahmen im Heluân-Hôtel Aufenthalt. Es ist das ein nach jeder Richtung hin empfehlenswertes Haus. Zimmer und Verpflegung sind gut. Außerdem sind die im orientalischen Stil ausgeführten Räumlichkeiten, die dem allgemeinen Verkehr dienen, weit angelegt und von hervorragender Behaglichkeit, so daß Leidende, die an das Haus gefesselt sind, gern zu Haus bleiben. Auch Gesunde gehen am Abend wegen des nach Sonnenuntergang eintretenden schroffen Temperaturwechsels nicht gern mehr auf die Straße oder vielmehr in die Wüste, was hier fast gleichbedeutend ist. Vor dem Hôtel sind zwei große, orientalische Zelte, unter deren Dach es ähnlich zugeht, wie auf dem Verdeck eines großen Dampfers. Der Hauptreiz Heluâns besteht vornehmlich in dem Genuß des Lebens in der Wüste.

Gewöhnlich stellt man sich diese als eine ins Unendliche vergrößerte Landfläche vor, die infolge dessen das Non plus ultra an Langeweile bieten müßte. *) Das ist durchaus nicht so. Fast könnte man das Gegenteil davon rühmen. Die Wüste ist reich an landschaftlichen Schönheiten, die durch die Mannigfaltigkeit ihrer hügelartigen, oft bergigen Erhebungen und vor allem durch die immer wechselnde Beleuchtung hervorgebracht werden.

Bei Sonnenuntergang erscheint sie in ihrer schönsten Pracht und so mannigfaltig sind diese Farbenspiele, daß man selten unterläßt, auf den Genuß dieses Schauspiels zu warten. Wie die Natur des Wellenschlags in den Nordseeabätern, so bildet der jüngste Sonnenuntergang bei den Fremden in Heluân fast täglich einen Gegenstand der Unterhaltung. In der That übt hier die Wüste eine ähnliche Anziehungskraft wie das Meer. Es giebt Leute, die den ganzen Tag in ihr zubringen. Sie lassen sich das Frühstück nachschicken und kehren erst abends zur Hauptmahlzeit wieder zurück. Unser Aufenthalt in Heluân war überaus reich an anregendem Verkehr. Würde man mir die Frage vorlegen, wo auf

*) Treffend sagt Dr. G. Honigmann in seinem 1895 erschienenen, sehr beachtenswerten Schriftchen „Ägypten als klimatischer Kurort“: „Man darf sich diese Wüste nicht im Sinn der Oberländer'schen Bilder in den „Fliegenden Blättern“ vorstellen, wo sie durch einen wagerechten Strich und ein paar Kamelknochen gekennzeichnet zu werden pflegt. Dieser Darstellung würde die am linken Nilufer sich ausdehnende libysche Wüste schon eher entsprechen. Die arabische Wüste ist dagegen überraschend abwechslungsreich; erhebliche Hügelketten etc.“

unserer Reise für Herz und Gemüt am besten gesorgt worden sei, so zögerte ich keinen Augenblick, den lieblichen Ort an erster Stelle zu nennen. Dies dank einer Anzahl sehr wertvoller Menschen, die wir hier kennen lernten. Während unseres Aufenthaltes wohnte auch Herr Prof. Schweinsurth eine Zeit lang im Hôtel.

In größerer Gesellschaft unternahmen wir einmal auf Eseln einen sehr genußreichen Ausflug nach Turra, einem etwa zwei Stunden von Heluân entfernten Orte in der Wüste, wo sich die Steinbrüche befinden, die nach Angabe dortiger Hieroglyphen das Material für mehrere Pyramiden geliefert haben.*)

E. widmete in Heluân einen guten Teil der Zeit seiner ägyptischen Lieblingsbeschäftigung, der Jagd. Fast jeden Morgen ritt er an den Nil und ließ sich auf eine nahe Insel übersetzen, wo zur bestimmten Stunde sein Todfeind, ein großer Fischadler, das Frühstück verzehrte. Leider gelang es nicht, ihm durch eine Kugel den Appetit zu verderben. Mehrere Male war ich Zeuge des Manövers.

IV. Die Nilreise.

Am 9. Januar verließen wir mit dem Gefühl lebhaften Bedauerns Heluân, wo wir so angenehme Tage verlebt hatten, nicht ohne den näheren Bekannten das Versprechen zu geben, nach unserer Rückkehr von der Nilfahrt,

*) Im alten Reich hatten die Hohepriester die Pflicht, auch die Steinplatten, die hier gebrochen wurden, um für Gräber verwendet zu werden, kunstgerecht verarbeiten und mit Inschriften versehen zu lassen. Vergl. Meyer, Gesch. d. alten Ägyptens, pag. 70.

die wir jetzt unternehmen wollten, womöglich noch einige Zeit daselbst zuzubringen.*)

Wir beschloßen, die Reise auf einem der Cook'schen Postdampfer auszuführen, die um die Hälfte billiger sind, als die Vergnügungsdampfer derselben Gesellschaft, auch ihnen gegenüber eine Zeitersparnis bieten.

Der Mildampfer „Hatafoo“ sollte uns nach Oberägypten befördern.

Schon im Omnibus, der uns vom Hôtel in Kairo, wohin wir noch einmal zurückgekehrt waren, nach der Landungsstelle des Dampfers, in der Nähe der Nilbrücke bringen sollte, der also Reisende beherbergte, die das gleiche Ziel, wie wir hatten, machten wir die Bekanntschaft mehrerer, die in unseren Erinnerungen an die Nilfahrt eine bleibende Stelle einnehmen sollten. So befanden sich unter anderen ein ungarischer Herr mit seiner Gattin und deren Vater, einem eifrigen Jäger, ferner ein Oberst von S. im Wagen, mit denen allen wir später längere oder kürzere Zeit auf verschiedenen Stationen wieder zusammentrafen.

Die „Hatafoo“ war kein elegant eingerichteter Dampfer, wie die übrigen Cook'schen Nilschiffe, die für die längere Nilreise bestimmt sind. Aber wir fanden ihn nicht unbequem. Die Verpflegung gehörte nicht zu der ersten Ranges, keineswegs aber war sie unzureichend und mangelhaft. Der Raum auf dem Verdeck war genügend. Für eine Gesellschaft von etwa fünfzehn Personen bedurfte es keines großen Promenaden decks. Als wir das erste Lunch einnahmen, bemerkten wir, daß sich ein höchst interessantes,

*) Ist auch gesehen.

internationales Völkchen auf dem kleinen Raum zusammengefunden hatte. Da war ein spanisches Ehepaar aus Sevilla, drei Engländerinnen, ein Pole, zwei Ungarn, ein Italiener, ein Franzose, mehrere Deutsche. Es wurde also, da der Oberkellner mit der Bedienung arabisch sprach, die gegenseitige Verständigung oft in acht Sprachen herbeigeführt, was manchmal ein höchst komisches Sprachepotpourri abgab. Für die Bereicherung unsrer Sprachkenntnisse konnten wir daher das Beste hoffen und wir sind, wie sich in der Folge herausstellte, in der That nicht zu kurz gekommen. Auch verlief kaum eine Mahlzeit, bei der nicht über irgend ein sprachliches Thema verhandelt wurde, was besonders großes Vergnügen bereitete.

So viel von dem beständigen Teil, d. h. der Gesellschaft, der, wenn er auch das Unwesentliche daran ausmacht, doch erwähnt werden muß, weil der unbeständige und eigentliche Teil der Reiseindrücke immerhin sehr von dem ersteren beeinflusst wird.

Viel Zeit verwendeten wir nicht zur Einrichtung in dem uns bemessenen kleinen Kabinenraum, weil wir mit Recht befürchteten, es könnten uns zu viel von den reizvollen Bildern verloren gehen, die besonders bei der Abfahrt von Kairo in überraschender Abwechslung aufeinander folgten. Darin könnte man Kairo mit Neapel vergleichen, daß es von der Wasserseite aus gesehen, dem Beschauer ganz unerwartete Bilder bietet. Wir bewunderten eine Stadtansicht, die schon wegen des Vordergrundes (der mit allen Arten von Nilschiffen mit ihren gelben lateinischen Segeln und der phantastisch gekleideten Mannschaft ausgestattet ist), ferner durch ihren orientalischen Charakter

und nicht zum wenigsten durch die im Hintergrunde sichtbaren Pyramiden zu den originellsten gehört, die wir bisher gesehen hatten. Noch einmal ließen wir die Insel Rôda mit ihren Palästen, die Citadelle, Alt-Kairo, dahinter das Mokattâm-Gebirge an unseren Blicken vorüberziehen und freuten uns, daß es nicht bloße Bilder für uns waren, die man nur von Einer Seite kennt, sondern gleichsam in herrliche Wirklichkeit umgesetzte Merkworte zu den Erinnerungen an die schöne in Kairo verlebte Zeit.

Wir fuhren bei den Steinbrüchen von Turra vorbei und gedachten dabei gerne der schönen lustigen Tagespartie, die wir in heiterer Gesellschaft von Heluân aus durch die Wüste auf Eseln dorthin unternommen hatten. Auch unser liebes Heluân zeigte sich, allerdings in weiter Ferne; denn von da bis zum Nilufer pflegte man $\frac{3}{4}$ Stunden zu reiten. Aber gerade die Orte, die am Ufer lagen, waren mir in angenehmster Erinnerung, denn hier hatte ich zum ersten Male einen Palmenhain gesehen, der so ganz und gar dem Bilde entsprach, das sich gewöhnlich mit dem schönen Worte verbindet. Ost genug, wenn E. den Nil entlang streifte um einem Vogel nachzugehen, hatte ich mich auf den moosigen Boden des Haines gelagert, und zugeschaut, wie die Fellsachenfrauen in ernster Haltung, den Krug auf dem Kopfe, barfuß zum heiligen Nil hinabstiegen, um Wasser zu schöpfen.

Wir fuhren bei der Nilinsel vorüber, an die E. in Erinnerung an das bereits erwähnte Jagdmißgeschick nur mit gemischten Gefühlen dachte. Wie zum Hohne saß der Adler noch auf demselben Flecke, rührte sich nicht einmal, wie wenn er mit sicherem Blick erkannt hätte, daß sein Feind diesmal keine Waffe bei sich trüge.

Wiederum zogen die Pyramidengruppen von Abusir, Sakkära und Dahschür an uns vorüber und wir freuten uns in dem Gedanken, daß wir jetzt alle diese Wunder bequem vom weichen Sitz eines Dampferverdecks aus betrachten konnten, anstatt, wie wenige Wochen vorher, vom Marterstiz eines Kamelrückens. Dahschür sahen wir, das in den letzten Monaten soviel von sich reden gemacht hat, weil Morgan, der Direktor des Museums in Kairo, aufs neue kostbaren Goldschmuck von unschätzbarem Werte dort gefunden hat.

In Bedraschën, der Eisenbahnstation, von der aus die Touristen einen Ausflug nach Memphis und Sakkära zu unternehmen pflegen, erinnerte sich E. Kleiner Jagdabenteuer, die er in der Nähe des Bahnhofes gehabt, und mir kam wieder ins Gedächtnis, daß der Inhaber der Bahnwirtschaft mich seiner Zeit zu einem Spaziergang an den Nil aufgefordert hatte, unterwegs aber, beim Eintritt in den Bazar, einem schmutzigen, am Nil gelegenen Stadtteil, in eine arge Schlägerei verwickelt worden war. Das hinderte ihn aber nicht, unmittelbar nachher wieder den Würdigen zu spielen und sich ruhig zu bemühen, mir eine Menge arabischer Wörter, vor allem die Zahlen beizubringen, schließlich als Belohnung dafür ein neues Gewand zu verlangen, damit er sich — noch eine Frau zulegen könne.

Bis hierher hatten wir also Gebiete vom Nil aus gesehen, die wir von Kairo aus zu Lande schon in Augenschein genommen hatten, und es ist nur noch übrig, ein paar Worte über den Charakter der Uferlandschaft zu sagen.

Die Nilufer bieten keine überraschend großartigen Bilder, aber man kann ihnen auch eine gewisse Mannigfaltig-

den Händen vieler Mitreisenden sieht man das stilvoll ausgestattete Buch „The Nile“ von Budger, dem Custos der ägyptischen Altertümer im British Museum in London. Der berühmte Gelehrte hat es für die Cookgesellschaft eigens geschrieben, und jeder Passagier erhält es zugleich mit seinem „Ticket“. Das Buch ist nicht so erschöpfend, wie Baedeker's und Meyer's Reiseführer durch Ägypten, und kann, was Gründlichkeit und Fülle des Stoffs anbelangt, nicht mit diesen verglichen werden, aber es bietet das Wesentlichste in knapper und übersichtlicher Form.

Abwechselung gewähren auch die häufigen Stationen an denen das Schiff für einige Minuten Halt macht. Hunderte von Fellachen stehen oft in dichter Menge da. Viele erfüllen, sobald das Schiff angekommen ist, die Luft mit dem ohrenzerreißenden, widerlichen Bakschischgeschrei, andere bieten bunte Stoffe, Thongefäße, Bernsteinketten, Waffen (meistens gefälschte) u. an, ein Teil versorgt die im Unterdeck befindlichen mit Zuckerrohr, wobei das Feilschen um ein oder zwei Para's nicht eher beendet wird, als bis sich der Dampfer wieder in Bewegung gesetzt hat.

Die Namen der vielen kleineren Stationen hier zu nennen, hätte geringen Zweck. Dagegen will ich nicht unterlassen, daß wir am ersten Tage unserer Fahrt das Vergnügen hatten, eines der ältesten Bauwerke der Erde, die sogenannte falsche Pyramide von Mèdüm, die vielleicht ebenso alt wie die Stufenpyramide ist, von der Ferne aus zu sehen. Kurz nachdem wir die Station Rikka passiert hatten, von der südwestlich sie am Rande des hier ziemlich breiten Fruchtlandes erbaut ist, sahen wir

ihre Umrisse sich zuerst nur schwach am Horizont abheben, dann aber mit unserer Fahrt nach Süden immer deutlicher hervortreten. Es ist das ein pyramidenartiger Bau, der sich in drei hohen, tiefausladenden Stufen am Rande der Wüste erhebt. Die Stufenpyramide sollte ursprünglich die gleiche Form erhalten wie alle übrigen; ihr Bau blieb aber unvollendet, und so bietet sie den Archäologen jetzt die ergiebigste Quelle für das Studium der Konstruktionen dieser merkwürdigen Denkmäler.

Weiter nach Westen, nur durch wenige Meilen Wüstenlandes getrennt, das sich hier gebirgsartig erhebt breitet sich die große Oase „Fayûm“ aus, jenes berühmte Rosenland, die blühendste und fruchtbarste Provinz Ägyptens, die mit 200 000 Menschen bevölkert ist. Besonders diese haben die Engländer mit einer Menge von Verkehrswegen und sonstigen Vorteilen der Civilisation reichlich bedacht. Auch für die Vogeljagd soll das Fayûm das ergiebigste Gebiet Ägyptens sein. E. hatte daher schon in Kairo mit einem Beduinen, den wir auf mehreren Jagdausflügen als einen angenehmen und zuverlässigen Mann kennen gelernt hatten, die Verabredung getroffen, mit ihm acht Tage in der Oase zu jagen. Wir waren mit ihm übereingekommen, daß er uns ein Zelt aufschlagen und für die nötige Verpflegung sorgen sollte. Dieses Zeltleben, das uns der Beduine so verlockend ausgemalt hatte, schwebte während der ganzen Reise wie eine Fata morgana vor unserm geistigen Auge. (Leider hat es sich auch als solche bewiesen, da es uns späterhin nicht mehr möglich war, den geplanten Abstecher zu unternehmen). Was Wunder daher, daß

während unsere Mitreisenden ihre Blicke auf die falsche Pyramide richteten, E. darüber hinaus zu den Gebirgen schaute, von denen er wußte, daß sie das Fayûm mit seinem großen See Birket el Kurûn umschließen, ein Jagdgebiet, von dem es hieß, daß ihm wenige in der Welt gleichkämen. Auch ich wiegte mich in der Hoffnung, daß, wo soviel Flugwild die Luft bevölkert, es merkwürdig genug zuginge, wenn nicht wenigstens eins der unglücklichen Geschöpfe durch Zufall in die von mir abgeschickte Kugel fliegen sollte.

Weite Strecken hindurch wird der Nil jetzt am östlichen Ufer von ziemlich steilen, öden Kalkfelsen begrenzt, während sich nach Westen hin das Fruchmland immer mehr erweitert und überall üppigste Fruchtbarkeit offenbart. Besonders reich an Zuckerrohrpflanzungen ist hier die Gegend und die Zahl der sichtbaren Zuckerrohrfabriken, wie die Menge der mit Zuckerrohr hoch beladenen Schiffe zeigt deutlich, daß wir den wirtschaftlich ergiebigsten Teil des Nillandes durchfahren.

Schon haben wir Unterägypten im Rücken und passieren Beni-suef, den ersten Ort in Oberägypten. Eine Anzahl Inseln, denen gegenüber am Ufer die Trümmer einer Stadt aus der Pharaonenzeit (Theb) sichtbar sind, lenken für einige Zeit die Blicke der Reisenden auf sich.

Wir erreichen Abu Girge. Kurz darauf wird uns bedeutet, daß in der Nähe der Trümmer von Schem el Fadhî, an denen wir vorüberfahren, viele Hundsmumien gefunden würden, die es außer Zweifel stellen, daß hier in grauen Zeiten die Totenstadt von Rynopolis (Hundstadt) sich befand, wo Anubis verehrt wurde, jener Gott

mit dem Hundskopfe, dessen Bild jedem Aegyptenreisenden so häufig in Tempeln und Grabmälern begegnet.

Auf der Spitze eines am Ufer steil aufsteigenden Felsens erblicken wir ein koptisches Kloster, in dessen Mauern sich die Mönche mit Schuhmacherarbeit beschäftigen sollen. Beim sogenannten roten Schutthügel, einer Gräberstadt aus der Pharaonenzeit, vorüberfahrend, gelangen wir nach Beni-Hasan, in dessen Nähe jene für die Kunstgeschichte so bedeutenden Gräberfunde gemacht wurden, die wir aber erst bei der Rückfahrt besichtigen werden. Die Eisenbahn, die sich von Kairo aus längs des Nils hinzieht, ist bei der Station Rôda so nahe an den Fluß gebaut worden, wie bisher nur an wenigen Stellen. Der Kontrast der uralten Trümmer von Antinoe, das jetzt hervortritt, mit den Bauten eines modernen Bahnhofsgebäudes und seinem Zubehör, wirkt höchst eigenartig. Antinoe wurde von Hadrian zu Ehren seines Lieblings Antinons erbaut; dieser soll sich hier in den Nil gestürzt haben, um das Unglück abzuhalten, das seinem Gönner vom Orakel geweissagt worden war. Mehr aber als die Trümmer ziehen uns die Palmenpflanzungen an, die hier in bisher nicht gesehener Üppigkeit und Majestät die Bewunderung der Reisenden erregen. Wieder fahren wir bei berühmten Ruinenstädten vorüber, wie den von et-Tell und Tell-el-Amarna, von denen in gewaltiger Ausdehnung nur noch die Fundamente der Häuser übrig sind.

Es treten jetzt (hinter Derüt-esch-Scherif) die steilen Felsen der arabischen Gebirgskette bis dicht an das Ufer heran, und es ist interessant, zu beobachten, wie ganze Schwärme von Enten und alle Arten kleiner Nilvögel,

die hier in den Höhlen des Gesteins nisten, auf- und niederziehen. Man sagt, daß an dieser Stelle das gefährlichste Fahrwasser zwischen Kairo und Assuân sei. Viele arabische Legenden, die von gestrandeten Nilschiffen handeln, sollen hier ihre Wiege haben.

Die östlich gelegenen Gebirge treten wieder weit in die Wüste zurück und gewähren einem breiten Fruchtlande Raum, auf dem sich in verhältnismäßig geringen Entfernungen Ort an Ort entwickelt hat. Dagegen sind auf der westlichen Seite die Höhenzüge nahe an den Fluß getreten, ohne jedoch der Entfaltung fruchtbaren Bodens hinderlich zu sein. Der Fluß macht hier bedeutende Krümmungen, infolge deren der nächste größere Ort Siüt mit seinen schlanken Minarets am purpurnen Abendhimmel bald verheißungsvoll winkt, bald wieder ganz verschwindet. Hier soll Nachtquartier gemacht werden.

Siüt, mit der stattlichen Einwohnerzahl fünfunddreißigtausend, gehört zu den bedeutendsten und ältesten Städten Ägyptens. Wir begrüßten daher mit großer Freude die Nachricht, daß wir noch zeitig genug ankommen würden, um uns in das Innere der Stadt begeben und sie vor Einbruch der Nacht besichtigen zu können.

Wie der Italienreisende, der von Deutschland aus das Land durchreist, je weiter er nach Süden kommt, die Beobachtung macht, daß sich der Pulsschlag des Volkslebens immer mehr beschleunigt, bis es scheinbar in Neapel seinen Gipfelpunkt erreicht, so konnten auch wir, als wir in Siüt ans Land stiegen, einen ähnlichen Vergleich in Bezug auf Ägypten anstellen. Wir mußten uns gestehen, daß ein so leidenschaftliches Gebahren des Volkes uns nie vorher be-

gegnet war. Wie stark das Gebrülle und Geheule der Esel anbietenden Menge war, in die eingeteilt wir uns plötzlich versetzt sahen, wird man begreifen, wenn ich hinzufüge, daß die Angebote neapolitanischer Droschkenkutscher am Bahnhofe höchst gemessen dagegen erschienen. An ein Ausweichen des Esels war gar nicht zu denken; denn wir wurden buchstäblich hinaufgezerrt, gehoben, gestoßen, gequetscht und waren glücklich, ohne Unfall aus der dichten Menge herauszukommen.

Dafür hatte ein jeder der kleinen Karawane die Genugthuung, sich im Sattel eines Reiteseles von vorzüglicher Güte zu befinden. Im flottesten Galopp sausten wir auf starken, prächtig gebauten Tieren dahin und hatten durchaus die Empfindung, als befänden wir uns auf edlen Rossen. Wir bedauerten nur, das Vergnügen eines solchen Rittes nicht länger genießen zu können. In der That sollen in Siüt die besten Esel gezüchtet werden, und man behauptet, daß der Käufer eines Esels erst dann sein Kaufgeld erlegt, wenn er, auf ihm galoppierend, eine bis an den Rand gefüllte Tasse Kaffee eine Viertelstunde lang in der Hand gehalten hat, ohne einen Tropfen davon zu vergießen.

Das Fruchthland ist hier sehr breit, und es entfaltet sich eine üppige Vegetation. Auf dem Wege zur Stadt, der etwa eine Viertelstunde in Anspruch nimmt, kommen wir an stattlichen Palmengärten vorüber, in deren Hintergründe anmutige Häuser sichtbar werden, die von der Wohlhabenheit der Bewohner zeugen. Konsulatsgebäude, eine große amerikanische Missionschule, ein Krankenhaus und das Bade-Etablissement zeigen, daß die Stadt noch

immer, wie im grauen Altertum, einen Verkehrsmittelpunkt bildet.

Raum daß wir in die innere Stadt gekommen sind, wird es unseren guten Eseln schwer gemacht, das bisher innegehaltene flotte Tempo beizubehalten, denn von allen Seiten strömen Warenausrüfer herbei und suchen sich uns in den Weg zu stellen. Vor allem werden uns hübsche, billige Thonwaren, dunkelbraune Krüggchen, Tassen und Pfeifenköpfe, die hier besonders gut fabriziert werden, zum Kauf entgegengestreckt; auch bunte Tücher, gestickte Lederwaren aus dem Sudän u. s. w. werden feilgeboten. In dem Bazar, den wir zunächst durchreiten, bietet sich uns wieder ein echtes, orientalisches Verkehrsbild, ein Kairo im allerdings sehr verkleinerten Maßstabe, aber noch urwüchsiger als dieses. Der übrige Teil der Stadt, den wir auch durchreiten, bietet zwar nichts an Sehenswürdigkeiten, aber die leidenschaftliche Art der Bewohner führt uns Schritt für Schritt vor Augen, daß wir wieder ein gutes Stück mehr nach Süden vorgerückt sind. Daß im Schoße dieser gewiß zu allen Zeiten so lärmenden Stadt der größte der neuplatonischen Philosophen Plotin leben und hier sein System ausdenken konnte, flößt für den Begründer desselben noch mehr Bewunderung ein.

Da die Nacht hereinbrach, hatten wir nicht Zeit genug, die berühmte Gräberstätte von Siüt, dem alten Lykopolis, noch aufzusuchen. Erwähnt sei jedoch, daß sie dreiviertel Stunden vom Nil entfernt, in den steilen Abhängen des libyschen Gebirges und zwar in zahllosen Höhlen und Grotten sich eingehauen befindet. Anubis, der hundsköpfige Gott, wurde hier als Schutzgott verehrt, und daher findet

man die Mumien von Schakalen, die ihm heilig waren, desgleichen mumifizierte Hunde, Katzen und Raubvögel.

Ein besonderes Interesse gewinnt die Gräberstadt noch dadurch, daß sie, als am Anfang des vierten Jahrhunderts die ganze Gegend von Angehörigen des Christentums bewohnt war, vielen frommen Gläubigen, von denen einige zu Heiligen gesprochen wurden, zum Aufenthaltort diente.

Wir aber, die wir nicht einmal die Luft verspürten, einen Abend in diesen Höhlen zuzubringen, geschweige ein ganzes Leben wie jene, kehren zusammen mit der übrigen Schiffsgesellschaft, die dank der genossenen Abwechslung in sehr gehobener Stimmung ist, wieder zum Dampfer zurück. Besonders die Damen hatten die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, sich allerhand kleine Andenken aus dem Bazar mitzubringen und empfanden augenscheinlich im Auskramen und Herumzeigen derselben schon jetzt ein Vorgefühl der Freude, die sie daheim damit bereiten wollten.

Den ganzen nächsten Tag führten wir wieder das beschauliche Leben, wie es der Aufenthalt auf dem Verdeck mit sich bringt.

Der Verkehr mit den Mitreisenden hat sich zwangloser und vertraulicher gestaltet. Vor allem ist es eine mit allen Reizen ungarischer Liebenswürdigkeit ausgestattete junge Frau von K, die in kurzer Zeit die Herzen aller erobert hat. Sie taucht bald hier, bald dort auf und besitzt die Kunst, mit jedem sich über das zu unterhalten, was ihn besonders interessiert. Die Engländerinnen sind aus ihrer Zurückhaltung herausgetreten, und ihre

Bemühungen, deutsche Wörter zu erlernen, geben vielen Anlaß zur Heiterkeit. Gerne übe ich mich in der stets fesselnden Unterhaltung mit dem jungen Neapolitaner, der aber einen englischen Namen führt, im Stalienischen. Er hat in dem Spanier einen leidenschaftlichen Jäger entdeckt, und jede neu auftauchende Nilinsel mit den mannigfaltigen Vögeln darauf giebt neuen Stoff zur Plauderei, die auch auf italienisch geführt wird.

Die Landschaft gewinnt an Fruchtbarkeit. Weithin zu beiden Seiten des Flusses erstrecken sich gut angebaute Felder, Dorf folgt auf Dorf, und da sie alle von üppigen Palmenpflanzungen dicht umgeben sind, so gewinnt die Landschaft ein ungemein liebliches Gepräge. Wir erblicken hier zuerst in größerer Anzahl jene hohen Bauten, die die Form von Tempelpylonen haben, und die durch ganz Oberägypten verbreitet sind. Es sind dies Wohnungen, die den Tauben erbaut sind. Dem Aegyptier sind die Tauben, weil sie ihm den einzigen Dung für die Felder liefern, äußerst wertvoll, und er sorgt mit allen Mitteln für ihre Erhaltung. Man sieht sie oft in ungeheuren Scharen über die Felder ziehen.

Wir gleiten an Gegenden vorüber, die für den Forscher ägyptischer, griechischer und römischer Geschichte, sowie der Anfänge des Christentums von höchster Wichtigkeit sind. Überall in dieser fruchtbaren Gegend finden sich die Trümmer alter Kulturstätten, Tempel und Gräber mit vielsagenden Inschriften und Hieroglyphen, Ruinen griechischer und römischer Tempel, zerfallene Klosterbauten aus den ersten christlichen Jahrhunderten. Wäre es den Mitreisenden gestattet, an jeder Stelle, die solche Sehenswürdig-

keiten bietet, auszustiegen, so müßte der Dampfer wenigstens sechs Wochen unterwegs sein. Wir überlassen gern dem Fachmann die Freude, tiefer einzudringen und begnügen uns, hier und da eine in den Felsen eingehauene Gruft, eine Tempelruine, eine Gräberstätte mit gesteigerter Aufmerksamkeit zu betrachten. Ich nenne daher nur einige von den wichtigeren Stationen, an denen wir tagsüber Halt machten. So legten wir bei Abutig an, einer ungefähr 18800 Einwohner zählenden Fellschenstadt. Interessant war mir der Name, weil er sich als ein aus dem ägyptischen Namen Abéti, wie die ehemalige Stadt hieß, zurechtgemachter griechischer Name *ἀποθήκη* (apotheke), Speicher, erweist und daraus erkennen läßt, daß schon zu alten Zeiten die Gegend durch Fruchtbarkeit sich auszeichnete.

Bei Käu-el-Kebir haben sich Schutthügel mit Ziegeln gefunden, aus deren Stempeln hervorgeht, daß hier in der 18. Dynastie, also etwa zu Moses' Zeit, eine große Stadt gestanden hat. Andere griechische Inschriften lassen mit Sicherheit erkennen, daß an dieser Stelle späterhin Antaeopolis stand, der Ort, an den die Mythe den Kampf des Herkules mit dem Riesen Antaeus verlegt.

Weiter südlich bei Sohäg mündet ein Kanal, der bis hinauf nach Siüt geleitet ist. Er befruchtet die ganze libysche Seite des Nilufers mit dem Überschwemmungswasser. An seinen beiden Ufern haben sich ebenfalls Fellschen in vielen kleinen Ortschaften angesiedelt.

Wo die Felsen nahe an den Fluß herantreten und steil abfallen, sieht man oft in beträchtlicher Höhe Grotten eingehauen, die zu Begräbnissen dienten. Mit Hilfe des Opernglases erkannten wir hieroglyphische Inschriften.

Nicht unerwähnt bleibe Achmîm; eine Stadt mit etwa 10,000 Einwohnern, die interessant ist, weil in ihr der Stoff zu den blauen Mitteln gearbeitet wird, die in ganz Ägypten von den Fellachen getragen werden.

Achmîm ist an der Stelle erbaut, an der das alte Chemmis stand, die Stadt, die lange Zeit als älteste Ägyptens galt. Herodot rühmte von den Bewohnern von Chemmis, daß sie die einzigen in Ägypten wären, die griechischen Sitten hold seien. Auch die Römer hatten unter Trajan einen berühmten Tempel hier erbaut. Im Anfange des Christentums sollen hier viele Klöster errichtet worden sein.

Es mag wenige Stellen der Welt geben, an denen sich so deutliche Spuren geschichtlichen Lebens durch Jahrtausende verfolgen lassen, wie gerade an der Strecke des Nils, die wir in diesen Tagen durchfahren. Erst 1884 entdeckte Maspero in der Nähe eines koptischen Klosters, nordöstlich von Achmîm, eine Nekropolis mit tausenden von Mumien. Alle diese Umstände mögen beigetragen haben, daß Achmîm jetzt zu den Städten gehört, in denen der Mumienhandel am ausgiebigsten betrieben wird.

Einer kleinen Festung ähnlich, nähert sich uns das wegen seiner weißen Umfassungsmauern schon in größerer Entfernung sichtbare Klosterdorf Dêr-abu-Schânudi, das von 50 koptischen Familien bewohnt sein soll.

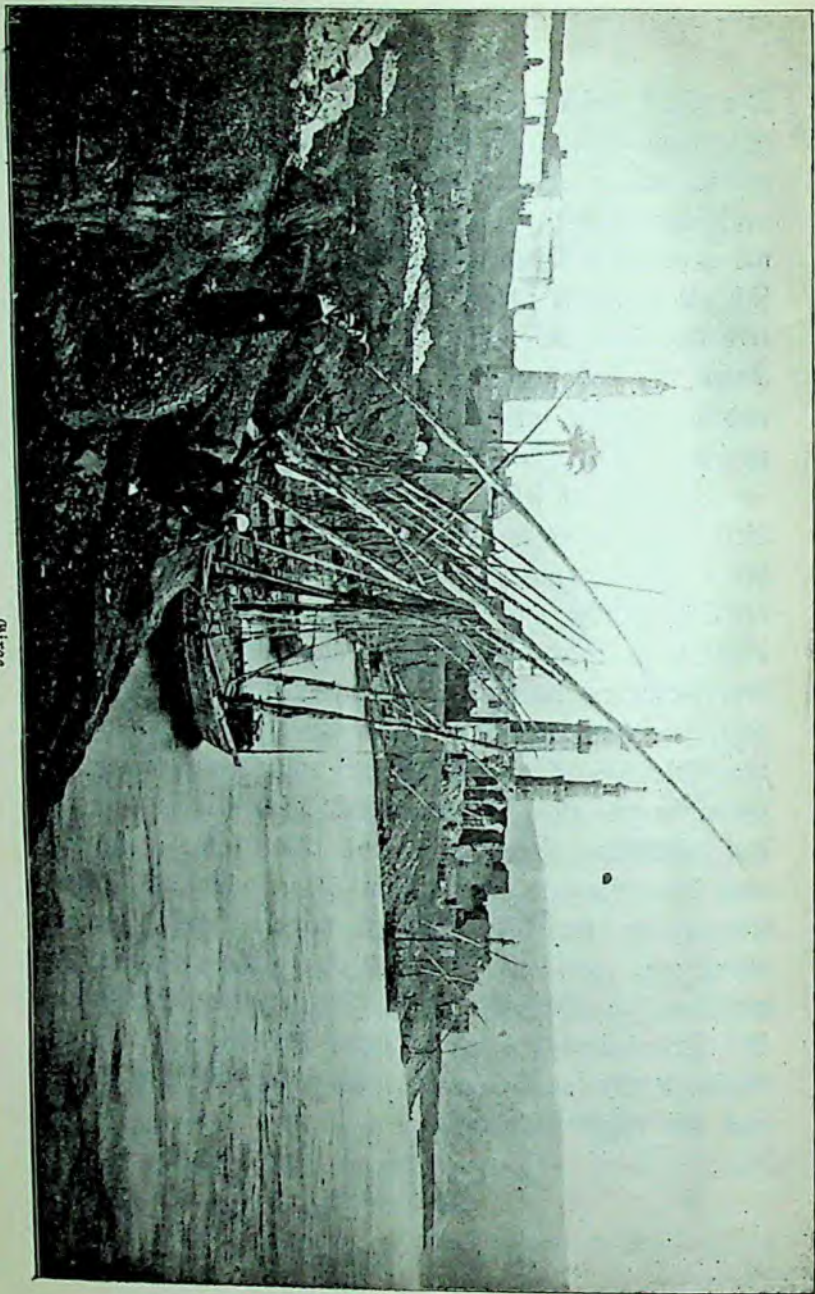
Jetzt tritt die arabische Bergseite wieder näher an den Strom und aufs neue erblicken wir hoch über dem Wasserspiegel in Fels eingehauene Gräfte, an denen halb zerstörte Inschriften sichtbar sind.

Wir sind in Girge, am Ziele unserer heutigen Reise.

Der Blick auf die Stadt ist sehr malerisch, weil hier der Nil einen scharfen Bogen bildet, und es den Anschein gewinnt, als ob die am Ufer steil abfallenden Berge des arabischen Gebirges sich hinter Girge erheben, das aber am gegenüberliegenden westlichen Ufer liegt. Auch sügen sich die wenigen schlanken Minarets, die sichtbar werden, eine am Ufer befindliche alte, halbverfallene Moschee, der Hafen mit der scheinbar von Bergen umschlossenen Stadt und das bunte orientalische Treiben am Landungsplatze zu einem höchst wirkungsvollen Bilde.

Die Stadt selbst zu besichtigen, verspüren wir kein Verlangen, da es bereits anfängt, dunkel zu werden. Auch der erfahrene manager (am Nil werden die Vorsteher der Schiffsbedienung sogar von den Deutschen so genannt, obgleich sie meistens Deutsche sind) meint, daß die Stadt dem Fremden wenig Interessantes biete, am wenigsten dem, der das Treiben in Siüt schon kennen gelernt hat. Nach Ebers berichte ich wieder, daß unter den nahezu 15000 Einwohnern viele Kopten leben. Das Kloster zählt zu den ältesten Ägyptens. Das Wort Girge entstand aus dem Namen des heiligen Georg, der als Schutzpatron der koptischen Christen verehrt wurde, woraus hervorgeht, daß hier ehemals eine große christliche Gemeinde ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatte. Sie ist aus den Trümmern des alten This, der Wiege der ägyptischen Königsfamilie, erbaut. Es finden sich noch Gräber aus der sechsten Dynastie.

0172c



V. Der Tempel von Abydos.

Auf dem Verdeck unseres Schiffes machte sich am Abend eine freudige, hoffnungsvolle Erregung bemerkbar. Am nächsten Morgen sollte zum ersten Mal eine größere Eselpartie unternommen werden. Sie war der berühmten Tempelruine von Abydos zugebacht. Es wurde nicht verschwiegen, daß dieser Ausflug nicht frei von Anstrengungen sein werde, weshalb die Damen nur zögernd ihre Beteiligung daran versprachen. Das Für und Wider wurde von jedem einzelnen so ernsthaft erwogen, als ob es sich um den Entschluß zu einer größeren Reise handelte, und als am Abend festgestellt wurde, wer für die Partie sei, zeigte es sich, daß nur drei Herren sich dafür entschieden hatten.

Mehrere hielten sich von der Teilnahme fern, weil sie befürchteten, sie könnten den Dampfer verfehlen, den die Auszügler weiter südlich in Beliane zu der fahrplanmäßig festgesetzten Zeit, auf die Gefahr des Zurückbleibens, erreichen mußten. Ein Herr v. A. und E. zogen vor, am Ufer umherzustreifen, um der längst ersehnten Jagd auf Nilvögel fröhnen zu können. Um 7 Uhr sollte aufgebroschen werden.

Lebhast wünschte ich, daß mir ein kräftiger Schlaf in der Kabine beschieden sei, damit ich den neuen Eindrücken die volle Empfangsfreudigkeit entgegenbringen könnte. Leider ging der Wunsch nur teilweise in Erfüllung. Denn die Hunde am Ufer machten einen so ohrenzerreißenden Lärm, daß die ersten zwei Stunden der Nacht dem Ärger darüber statt

dem Schlaf geopfert wurden. Es war das ein Vorspiel jener oberägyptischen Hundepflege, die uns später, besonders in Luxor, so manche Stunde nächtlicher Ruhe rauben sollte.

Am andern Morgen zur festgesetzten Zeit saßen wir auf unsern Eseln, die uns der sorgliche Manager schon am Abend vorher bestellt hatte. Hinter uns ritt der Araber mit dem „Futterkorb“.

Wir waren froher Dinge und ritten erwartungsvoll durch die morgenfrischen Saatfelder, deren lachendes Grün das Auge fesselte. Fern im Hintergrunde des breiten Fruchtlandes vor uns zog sich, so weit der Blick reichte, in milden Linien die goldgelblich schimmernde Kette der arabischen Berge hin, welche die Wüste vom Fruchtlande trennen. Lange sollte ich mich indessen nicht solcher ruhiger Betrachtungen erfreuen. Denn kaum, daß ich etwa eine Viertelstunde im Sattel saß, knickte mein Esel mit den Vorderfüßen zusammen, und ich flog im Bogen über seinen Hals zu Boden. Glücklicher Weise kam ich mit dem bloßen Schrecken davon. Denn ich hatte mich schon in Kairo gewöhnt, der Sicherheit wegen ohne Steigbügel zu reiten. Diesmal hatte sich das Vorbeugungsmittel prächtig bewährt. — Einer der beiden Reisegenossen zeigte sich unterwegs als ein vorzüglicher Kenner der ägyptischen Tempelbauten und beherrschte das Gebiet so sicher, daß ich glaubte, er sei Archäologe. Er entpuppte sich aber als ein Regierungsassessor, der in seinen Mußestunden ägyptische Studien mit Vorliebe getrieben hatte. Viele Belehrung, auch über neuägyptische Verhältnisse, konnte ich aus seiner Unterhaltung schöpfen. Ich machte bald die angenehme Erfahrung, daß mir in ihm ein Ge-

fellschafter zu teil wurde, der mit nicht gewöhnlichen Geistesgaben ausgestattet war. Auch Herr v. K., der Gatte der ungarischen Dame, die ich bereits erwähnte, zeichnete sich durch die seiner Nationalität eigene, naive Liebenswürdigkeit aus. Er zeigte eine tüchtige Kenntnis der politischen und sozialen Zustände seines Vaterlandes und jene innige Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, die ich schon oft bei seinen Landsleuten bewundert habe. Nur wirkte die Art erheiternd, wie er die deutsche Sprache mit ungarischem Accent sozusagen „verzapfte“, und es war daher oft schwer, dem würdigen Manne gegenüber den Ernst zu bewahren, den zu beanspruchen er im übrigen das vollste Recht besaß. Gelegenheit zum Lachen wurde uns übrigens auch mehrere Male geboten. Denn es zeigte sich bald, daß wir alle auf ganz erbärmliche Esel geraten waren. Es vergingen nicht zwanzig Minuten, so lag der Herr Assessor am Boden und nach kurzer Zeit der ungarische Herr. Dann kam ich wieder an die Reihe, und wenn im weiteren Verlaufe des jämmerlichsten Rittes, den ich in Ägypten gemacht habe, die regelmäßige Folge der Abstürze unterbrochen wurde, so mußten wir uns alle drei auf das bevorstehende Ereignis vorbereiten, was zu Sitzarten in unseren Sätteln veranlaßte, die unaufhörlich zum Lachen aufforderten. Es stellte sich heraus, daß unser Frühstücksträger mit der Unverschämtheit, die diesen Leuten eigen ist, den besten Esel für sich behalten hatte, und da ich mit dem schlechtesten fortgekommen war, wurde mir das Recht zugesprochen, ihn mit dem meinigen zu vertauschen.

Als wir nach Durchquerung eines Fellachendorfes

an den großen Kanal gekommen waren, schienen die geschilderten Leiden ein Ende zu haben, und wir konnten uns wieder der Betrachtung der lieblichen Landschaft ruhiger hingeben.

Wir begegneten vielfach Fellachen, die uns von ihren mit Säcken von Zuckerrohr beladenen Kamelen herab ihren Morgengruß mit halb ehrerbietigen, halb mißtrauischen Mienen zuriefen. An langen Reihen von halbnaekten, bronzefarbenen Männern, die mit ihren in Lumpen gehüllten, häßlichen Weibern und den nackten Kindern am Boden kauerten und stumpfsinnig ins Leere starrten, ritten wir vorüber. Nur die Kinder verfolgten uns lange mit ihrem so widerwärtigen Bakschischgebrülle.

Beim ersten Anblick scheint es, als ob diese Männer die Zeit im dolce far niente verträumen. Sie ruhen aber nur von der harten Arbeit des Schöpfens aus, der sie von Sonnenaufgang bis oft tief in die Nacht hinein, dem glühenden Sonnenbrande ausgesetzt, mit wenig Unterbrechungen obliegen. In Anbetracht des erbärmlichen Lohnes, der ihnen bewilligt wird, ist ihr Los kein beneidenswertes. Nur mag der ewig heitere Himmel, unter dem sie leben, und die Bedürfnislosigkeit es ihnen nicht so traurig erscheinen lassen.

Immer deutlicher zeigten sich uns die Berge der libyschen Wüste. Die herrlich grünen Saatfelder, unterbrochen von kleinen längs des Kanals gebauten Dörfchen, die mit Palmen und Sykomoren umgeben sind, bildeten mit den goldgelb schimmernden Höhenzügen einen Kontrast, der das sich vor uns ausbreitende Bild höchst charakteristisch gestaltete. Schon unterschieden wir schwache Umrisse von

Tempelbauten, die sich im Süden von uns unmittelbar an den Rücken der Berge anzulehnen schienen. Deutlich erkannten wir den Saum des Fruchtlandes.

Wir ritten noch über einige breite Kanaldämme, auf denen uns die lebhaftere Entfaltung des Vogel Lebens, besonders die zutrauliche Art der Wiedehopfe, die uns zu folgen schienen, viel Vergnügen bereitete. Mehr als vier Stunden waren wir auf dem Sattel gewesen, als wir die Wüste erreichten. Die Strahlen der Sonne brannten heiß auf uns hernieder. Wir hörten daher mit Genugthuung von unsern Eseltreibern, daß nur eine Viertelstunde Wüstenrittes vor uns liege. Diese verrann um so schneller, als schon jetzt unser Interesse mehr in Spannung versetzt wurde. Wir bemerkten nämlich zu allen Seiten Spuren von Ausgrabungen in dem felsigen Boden der Wüste und erkannten an den sich weithin streckenden Mauertrümmern, die hier und da neben dem Gestein aus dem Wüstenande hervorragten, daß wir uns bereits auf dem Boden des alten Abydos befanden, zunächst auf den Resten des Grabtempels Ramses' II. Die Zerstörung ist so stark, daß wir wenig Gewinn aus der Besichtigung zogen.

Zur Orientierung sei hier wieder einiges vorbemerkt, das ich Ebers' tempelgeschichtlichen Anmerkungen entnehme. Abydos war mit This, über dem, wie erwähnt, Girge erbaut ist, in enger Verbindung. Die bedeutendsten Ägyptologen nehmen an, daß diese beiden Städte die ältesten Niederlassungen der Ägypter waren. Schließt man sich diesen in der Meinung an, daß die Asiaten von Süden her durch die Straße von Babel-man-deb in das Nilland

eingedrungen sind, so genügt schon dem Laien ein Blick auf die Karte, um diese Ansicht als eine kaum anfechtbare erkennen zu lassen. Denn hier nimmt das Fruchtland zum ersten Mal eine Breite und mithin auch eine Fruchtbarkeit an, die den Einwanderern gestatten konnte, sich zu entfalten und feste Niederlassungen zu gründen. Abydos gehörte wie Theben, Memphis und Heliopolis zu den Städten, die besonders den Bedürfnissen des religiösen Lebens dienten. Man nahm an, daß hier das Osirisgrab sich befände*); deshalb war das Heiligtum, das man dem Gotte an dieser Stelle erbaute, nebst dem in Memphis befindlichen, unter allen 42 Osiristempeln des Landes das weitaus bedeutendste. Vornehme des ganzen Reiches ließen in der Nähe des heiligen Grabes ihre Mumien beisetzen. Während alle übrigen Städte, die am Fuße der Berge erbaut waren, ihre Toten in Höhlen und Grotten bestatteten, legte Abydos seine Totenstadt um die zahlreichen Tempel an, die hier erbaut waren. Nach dem übereinstimmenden Bericht der alten Schriftsteller, wie Strabo Plutarch, Plinius u. s. w. war die Stadt selbst nicht groß. Sie wird sich wohl allmählich um den festen Kern der Tempel und Gräber entwickelt haben.

Die erste Tempelruine, zugleich die bedeutendste der heiligen Stadt, zu der wir zunächst unsere Schritte lenkten, immer durch felsiges Wüstenland, weithin mit Trümmerresten erfüllt, watend, war das Memnonium Seti's des Ersten.

Interessant ist auch hier der Name, weil er die

*) Auch die Insel Philä genoß diesen Ruf.

Erinnerungen zweier Kulturvölker des Altertums in sich schließt. Nach Lepsius nannten die Ägypter jedes Denkmal, sei es Bildsäule oder Tempel, das zu Ehren einer Person oder eines Gottes errichtet war, ein Memnu. Späterhin wurden einzelne hervorragende Werke, wie die bekannten Statuen bei Theben, auch der Tempel in Abydos, so bezeichnet. Die Griechen bezogen aber den Namen auf ihren vor Troja gefallenen Helden Memnon und nannten nun ihrerseits den Tempel „*μεινονιον*“ (Memnonion), den Palast des Memnon, und die Riesenstatuen bei Theben die Säulen des Memnon.

Erst im Jahre 1859 hat Mariette, der unermüdliche Schatzgräber, dieses ganze Tempelgebiet, nachdem es Jahrtausende lang im Wüstenlande verschüttet lag, wieder dem Tageslichte erschlossen. Wenn man weiß, daß alle diese Bauten gewissermaßen Friedhofstempel darstellen, daß sie auch die einzigen in Ägypten waren, in denen sich weder Sänger noch Flötenspieler noch Lautenschläger hören lassen durften, kann man sich beim Eintritt in den großen, fast ganz zerstörten Vorhof eines gewissen Ehrfurchtschauers nicht erwehren.

Leider hat auch der Pylon, der bekanntlich vor jedem großen Tempel stand, barbarischen Eroberern nicht trogen können. Was wir betreten, ist nicht der Boden des ältesten Heiligtums in Abydos. Spuren davon, die laut der Inschriften noch 1000 Jahre älter sind, etwa aus den Jahren 2400 bis 2500 vor Christi Geburt, haben sich etwas weiter nördlich gefunden. Von diesen Inschriften liegt eine im Louvre in Paris, welche besagt, daß schon zu jener Zeit der Tempel einer Restauration unterworfen werden mußte.

Gegenüber einem so ehrwürdigen Alter erscheinen selbst die ältesten Tempelreste in Griechenland und Sizilien, sowie Pompeji noch ziemlich neu. Dem schützenden Wüstenlande, sowie den günstigen atmosphärischen Verhältnissen verdanken wir die wunderbare Erhaltung der redenden Zeugen vergangener Jahrtausende, — nicht zum mindesten aber auch der Weisheit ihrer Verfertiger, deren Streben, sie gewissermaßen für die Ewigkeit zu bauen, überall erkenntlich ist.

Die Umfassungsmauern des zweiten Hofes, dessen Breite etwa der der Friedrichstraße in Berlin entspricht, ragen schon höher und besser erhalten aus dem Sande hervor. Die auf ihnen sichtbaren bunten Bilder von Königen in den bekannten typischen Darstellungsformen sind bereits sehr verwischt und die Inschriften zeigen auch die Spuren von Barbarenhänden. Die Bilder und Inschriften beziehen sich auf Ramses II., denselben, von dem man glaubt, daß er ein Jugendgenosse des Moses gewesen sei. Man nimmt an, daß sich letzterer unter den jungen Ägyptern befand, mit denen der König aufgezogen wurde.

Trotzdem ist der erwähnte Teil des Tempels nicht von Ramses II. erbaut, sondern von dessen Vater Seti I., wie Mariette an aufgefundenen Schwalbenschwänzen, d. h. an den die Steinplatten verbindenden Stücken aus Sykomorenholz, mit dem Namen dieses Königs erkannt hat.

Dem Eingange gegenüber, in dem zweiten Vorhof sind, in gleichen Entfernungen von einander, zwölf Sandsteinpfeiler aufgerichtet, welche parallel mit der Hinterwand in geringem Abstände von ihr stehen. Diese Wand war zu Zeiten des Erbauers, wie die Inschriften besagen,

von sieben Eingängen durchbrochen, die für sieben Projektionen nach verschiedenen Heiligtümern ins Innere des Tempels bestimmt waren. Der Sohn ließ nach dem Tode des Vaters fünf vermauern, so daß jetzt nur zwei Pforten in das Innere offen erhalten sind. Die erwähnten Pfeiler sind wieder mit Bildern und Inschriften verziert, in denen aber schon vom verstorbenen Seti die Rede ist, und aus denen ersichtlich ist, daß Ramses zu Ehren seines Vaters den Teil erbauen ließ, in den wir jetzt treten.

An der linken Wand des Haupteingangs sehen wir eine große Inschrift, die als berühmteste des Tempels gilt. Uns Laien fesselt das ihr beigefügte große Bild des Ramses, der mit einer Krone auf dem Kopfe dargestellt ist, wie er einer Göttin und einer Trias, aus Osiris, Isis und seinem Vater Seti bestehend, Opfer bringt. Es geht daraus hervor, daß er seinen Vater schon unter die Götter versetzte. Die Inschrift ist, wie aus Ebers' Erklärungen hervorgeht, voll von Ehrfurchtsbezeugungen gegen den Vater und besagt ausführlich, wie der Sohn die von dem ersteren angefangenen Tempelbauten weiter ausführen wolle. Zugleich aber legt er den Großen seines Reiches Worte in den Mund, die ihn hoch über alles Lob erheben. So unter anderem: „Seit dem Sonnengotte Ra gab es keinen Sohn, der vollbracht hätte, was du vollbrachtest.“

Unser Interesse wird noch mehr gefesselt, sobald wir, durch die erwähnte Mittelthür schreitend, in den sogenannten „ersten hypostylen Saal“ gelangt sind. Seine Decke wird von 24, in zwei Reihen geordneten schlanken Säulen getragen,

Sabersky, Ein Winter in Ägypten. 7

deren Kapitäle die Form von Papprosknospen haben. Leider zeigt die Decke starke Spuren der Zerstörung. Die Breite des Saales entspricht der angedeuteten Breite der Vorhöfe; die Tiefe aber ist im Verhältnis zu der Säulenzahl nur gering, so daß wir den Eindruck haben, als überschritten wir einen Korridor, der von Säulen gebildet wird. Diese und die Wände sind, wohin der Blick auch fällt, mit bildlichen Darstellungen und Hieroglyphen angefüllt, wobei man deutlich erkennt, daß der ganze Untergrund schon früher zu gleichem Zwecke verwandt worden war.

Die Inschriften bestätigen, daß Seti bereits die innere Ausschmückung dieses Raumes begonnen hat. Die noch vorher gepriesene Pietät des Ramses scheint aber gewichen zu sein; denn in diesem Saale beziehen sich die Darstellungen ausschließlich auf ihn selbst, seines Vaters wird nicht mehr gedacht. Wir sehen ihn in häufig wiederholten Skulpturen den Göttern, besonders Isis, Osiris und dem hundsköpfigen Anubis Opfer darbringen. Längs des unteren Teiles der Mauern werden wir auf die Personifizierung sämtlicher Gebietsteile (Nomen) aufmerksam gemacht. Jeder „Nomos“ trägt eine Standarte und auf dem Haupte das ihn bezeichnende Emblem, was darauf hindeutet, daß alle Gaue ihre Vertreter nach Abydos schickten, um hier ihre Opfergaben niederzulegen.

Unser kundiger Assessor, der tiefer in die Rätselschrift der Ägypter eingedrungen ist, als die Durchschnittstouristen, erkennt jede Gottheit schon an dem oft recht gewichtigen Beiwort, das sie auf dem Kopfe tragen, und erspart uns oft, bei Ebers nachzufragen. Er ist glücklich,

das alles nun in Riesengröße leibhaftig vor sich zu sehen, was er bisher nur aus der Beschreibung kannte, und ist lebenswürdig bemüht, uns mit den Namen der Gottheiten an den Wänden und ihren sonstigen lobenswerten Eigenschaften bekannt zu machen. Aber die Zeit ist knapp zugemessen. Wir müssen ihn zur Eile antreiben, und nur ungeru reißt er sich los, um uns in den zweiten hypostylen Saal zu folgen, in den wiederum sieben Eingänge führen, die aber alle offen gelassen sind. Die Inschriften besagen, daß früher Thüren aus Bronze angebracht waren. 36 prächtige hohe Säulen tragen die Architravbalken, auf denen die Platten der Decken lasten. Die Säulen sind in drei Reihen zu je zwölf geordnet, was eine größere Tiefe des Saales bedingt, als die des beschriebenen. Die ersten beiden Säulenreihen sind mit Papyrosknospenkapitälern geschmückt, die dritte dagegen ermangelt gänzlich dieses Zierates; diese nämlich steht auf einer Erhebung des Saales, die ihrerseits den Eingang in sieben gewölbte Kammern ermöglicht. Wären die zwölf kürzeren Säulen auch mit Kapitälern versehen worden, so wäre ihr Größenunterschied störend in die Augen gefallen.

Gleich beim Eintritt drängt sich uns die Empfindung auf, daß wir hier ein Denkmal ägyptischer Kunst aus ihrer besten Zeit vor uns haben. Die bildlichen Darstellungen und Hieroglyphen im Relief sind alle in einer Sauberkeit und in einer Stilreinheit ausgeführt, die deren Betrachtung zu einer wahren Augenweide macht: Jedes einzelne von den vielen Tausenden hieroglyphischen Zeichen mit denen Säulen, Wände, ja selbst die Deckenplatten angefüllt sind, trägt so deutlich

die Spuren der ängstlichen Sorgfalt und Liebe, mit der sie ausgeführt sind, zugleich aber auch den Stempel echt künstlerischen Geistes, daß wir nicht anders als mit dem Gefühl der Bewunderung hier umhergehen können. Ich wurde an den Eindruck erinnert, den die Betrachtung der Bilder Fra Fiesoles oder das Blättern in einem von frommen Mönchen des Mittelalters fein mit Initialen verzierten Buche hervorzubringen pflegt. Auch deren Hand wurde von der Andacht geführt. Welche Freude muß aber erst Mariette beseelt haben, als er diesen Saal freigelegt hatte, dessen Wände ihm nicht bloß tote Zeichen wie uns, sondern lebendige Kunde aus vergangenen Jahrtausenden offenbarten.

Der Saal ist unter Seti erbaut und aller Schmuck darin von seinen Künstlern ausgeführt worden. Wir sehen den König in vielen großen Reliefbildern, hier Opfer darbringend, dort Geschenke erhaltend. Das hervorragendste Bild stellt ihn dar, wie er von den Göttern gesegnet wird. Sein Profil zeigt sehr schöne Züge, die übrigens denen seiner Mumie im Museum von Kairo vollständig entsprechen.

Ich hatte oben sieben gewölbte Kammern erwähnt, die den Saal abschließen. Sechs von ihnen waren je einem besonderen Gotte geweiht, die siebente dem König Seti. Zwischen den Säulen vor ihnen bewegte sich an Festtagen eine dorthin ziehende Prozession. Die mittellste der Kammern war dem Ammon geweiht und die auf den darin stehenden Säulen angebrachten Darstellungen und Inschriften beziehen sich ausschließlich auf diesen Gott. Dasselbe Verhältnis wiederholt sich bei den

übrigen Nischen, deren Wölbung durch hohl ausgeschnittene Steine mit einem darangefügten Schlußstein hervorgebracht wurden, denn eigentliche Bogen haben bekanntlich erst die Römer zu bauen verstanden. Man glaubt, daß ehemals in jedem Gewölbe die Statue der darin verehrten Gottheit aufgestellt war.

Die Gesamtheit der Gewölbe wird als „Sanctuarium“ bezeichnet. Sieben bronzene Thüren verschlossen ehemals die sieben Gewölbe. Von ihnen ist keine Spur mehr gefunden worden.

In diesen Räumen, die man Kapellen nennen könnte, wurden die Mumien, die man nach Abydos führte, für die Reise ins Jenseits gesegnet und eingeweiht. Außer den Priestern, die hierin Opfer darbrachten, durften sich nur die Auserwählten des Volkes den heiligen Orten nähern.

Zu erwähnen wäre noch, daß die Gewölbe wohl an die Wölbung des Himmels, den voraussichtlichen Aufenthalt des Verstorbenen erinnern sollten, was aus dem Sternenschmuck hervorgeht, der übrigens auch an den gewölbten Sarkophagdeckeln im Museum von Gize angebracht ist. Es würde zu weit führen, alle Darstellungen zu schildern, die in den heiligen Kammern die Wände zieren. Es genüge die Erwähnung, daß in sechs Kapellen, die den Göttern errichtet sind, die Zeremonien abgebildet sind, die der König beim Opfern vornahm; in der siebenten, die dem König Seti selbst, als dem Vertreter Ägyptens geweiht ist, der ja hoffte, nach dem Tode Osiris zu werden, sieht man Scenen aus seinem Leben, vor allem derartige, die ihn als Besieger von Völkern zeigen.

Auch enthält der zu seiner Kapelle führende Säulengang, der sich, wie gezeigt, durch beide Säle erstreckt, nur Szenen aus seinem Leben, allerdings so, daß jede einzelne Handlung in Beziehung zu den Göttern dargestellt ist.

Von den beschriebenen Räumen hat nur einer eine Durchgangsthür, die weiter in das Innere führt, nämlich die Osiriskapelle. Von ihr aus gelangt man in eine Reihe von säulengetragenen kleinen Sälen, die die ganze Breite des Sanctuariums einnehmen. Der mittlere, leider sehr zerfallene, von zehn Säulen getragene Saal diente mysteriösen Kulte, die dem Verstorbenen dargebracht wurden, den zu betreten daher nur den wenigsten Eingeweihten gestattet wurde. Über vierzig vielfach zerstörte Darstellungen zieren die Wände.

In Bezug auf ihren Inhalt unterscheiden sich die Bilder nicht wesentlich voneinander. Sie behandeln meistens Opferscenen und kriegerische Thaten des Königs. Die Decke ist zu Boden gesunken und die Bilder sind teilweise arg zerstört. — Wir sind an die äußerste Umfassungsmauer des Memnoniums gelangt.

Der Orientierung halber ist es vielleicht rätlich, noch einmal kurz anzudeuten, was wir gesehen haben. Wir sind durch die beiden Vorhöfe, den ersten hypostylen Saal, den zweiten hypostylen Saal, das Sanctuarium und die für die Feier von Mysterien errichteten Säle und Kammern gegangen. Alle diese Räume erstrecken sich in einer Flucht, deren Breite ca. 40 Meter, deren Länge ca. 120 Meter beträgt.

Vom zweiten hypostylen Saale aus, unmittelbar vor dem Sanctuarium, führen links zwei Eingänge in den

südlichen Anbau. Wir gehen durch denjenigen, der nach einem langen Gange leitet. Denn in diesem stehen wir vor einem Denkmal, das für die Geschichtsforschung eine unschätzbare Bedeutung erlangt hat. Wir stehen vor der berühmten Königsreihe von Abydos. An der rechten Wand befinden sich drei lange Reihen von Königsschildern, welche im ganzen 76 Königsnamen, vom ersten historischen König Menes an bis zu Seti I., in prächtig erhaltenen Hieroglyphen aufzählt. Dann sehen wir Seti, wie er seinem Sohne Ramses II., der noch als Jüngling mit der Stirnlocke dargestellt ist, in knieender Stellung auf die Namen seiner Vorfahren weist. Prof. Dümichen kommt das Verdienst zu, diesen Schatz entdeckt und veröffentlicht zu haben.

Von dem Gange aus führt der Weg in einen schon ziemlich zerstörten Saal, aus dessen Wandbildern in *reliefs en creux*, (das Schlachten von Rindern darstellend), geschlossen wird, daß hier der Raum für die Schlachtopfer gewesen ist. Die andern Kammern und Säle enthalten kaum noch etwas, das besonderer Anführung wert wäre. Fünf davon sind so beschädigt, daß man nur von außen zu ihnen gelangen kann, da Schutt, umgestürzte Säulen, Deckenplatten u. s. w. den Eingang durch die Thüren versperren.

Noch gingen wir durch den zweiten der erwähnten Eingänge zum südlichen Flügel, wo unter den Reliefs an der Wand die Darstellung schön verzierter Nilmesser unsere Aufmerksamkeit erregte. Auch sind die hier erhaltenen drei großen Säulen von allen übrigen dadurch unterschieden, daß sie, wenn auch cylinderförmig, aber

an vier Seiten Abflachungen zeigen, so daß sie als achteckig zu betrachten sind.

Daß der Erbauer dieses Friedhofs- und Wallfahrts-tempels, dessen Wände fast im Übermaße seinen Ruhm verkünden, nicht bloß durch seine Feldzüge bis nach Syrien und die Bekämpfung der Hethiter sich ausgezeichnet hat, sondern auch ein Mann von ungewöhnlichen staatsmännischen Talenten war, verdient noch der Andeutung. So wird ihm die Erbauung des großen Kanals zugeschrieben, der vom Nil aus an die Ostgrenzen des Reiches, durch die Bitterseen bis ins Rote Meer leitete. Ja, man geht noch weiter und glaubt neuerdings, er habe bereits eine Wasserstraße zwischen dem Mittelländischen und Roten Meere angelegt. Aus Bildern und Inschriften am Tempel von Karnak, deren späterhin gedacht werden soll, glaubt man sich zu dieser Annahme berechtigt.

Der Saal mit den Nilmessern, in dem wir uns jetzt befanden, hatte unsere Unterhaltung auf diese Seite der Regierungsthätigkeit Seti's gelenkt. Aber in dem Saale waren noch andere Messer, die augenblicklich unsere Aufmerksamkeit wohl in höherem Grade auf sich zogen. Ich meine die des Frühstückes, das hier, treu von unserm Träger bewacht, schon seit zwei Stunden unserer Ankunft entgegen sah. Wir begrüßten den verheißungsvollen Korb mit freudigem „Hurra“. Denn nicht bloß durch den vierstündigen Ritt auf beispiellos schlechten Eseln, auch infolge des Wanderns durch die Tempelruinen auf sandigem Boden und durch das ununterbrochene Aufnehmen neuer Eindrücke waren wir müde und hungrig geworden. Wir hatten daher kein anderes Interesse, als uns über die Stücke von

Schlachtopfern schleunigst herzumachen, die uns „Hatasoo“ auf den Opferaltar niedergelegt hatte, der diesmal in Gestalt eines Säulenstumpfes vor uns stand. Auch an Wein, Eiern und Sardinen, der gewöhnlichen Beigabe der „Tempelfrühstücke“, fehlte es nicht, vor allem aber nicht an unserm Humor, der mit jedem Glase, das wir leerten, seine Flügel freier entfaltete. Es war ein Frühschoppen gar eigener Art, den wir hier in der Mitte des Januar bei 20° N. im Tempel zu Abydos genossen. Die Erinnerung an ihn wird mich, glaube ich, nicht so leicht verlassen.

Ich bin bei der Beschreibung des Gesehenen ausführlicher gewesen, als es nach dem Bisherigen vielleicht erwartet wurde, weil der Tempel als erster ägyptischer, den ich gesehen habe, auch den bleibendsten Eindruck auf mich hinterlassen hat, und weil ich bei ähnlichen später zu besuchenden Tempeln nur das Charakteristische hervorheben möchte, ohne befürchten zu müssen, zu wenig mitzuteilen.

Wir bestiegen aufs neue unsere Esel und versuchten, so gut es gehen konnte, im Trabe durch die Wüste zu reiten. Nach einer halben Stunde waren wir wieder am Kanal von Nénane und am Saume des Fruchtlandes. Wir durchquerten einige recht anmutig gelegene Dörfer, aus denen sich jedesmal ein großer Schwarm nackter Kinder loslöste, die uns unbarmherzig durch lange Strecken mit ihren im Takt geschrienen: „Chauaje, Bakschisch — Chauaje, Bakschisch“ (Herr! Ein Geschenk!) verfolgten. Einige hatten sich, um sich von der Menge abzuheben, ganz in Guirlanden gewickelt, was einen höchst malerischen Eindruck hervorbrachte.

Nach Beliane, wo wir unser Schiff erwarteten, be-

durfte es auf der Rückkehr im ganzen nur eines Mittes von zwei Stunden. Etwa gegen fünf Uhr waren wir wieder auf Deck, wo wir allseitig freundlich empfangen wurden. E. und Herr von A. hatten die Zeit nicht ungenüßt verstreichen lassen. Ersterer führte mich mit strahlenden Mienen in die Kabine, wo zwei reizende frisch erlegte Merops in grüngoldenem Gefieder lagen, die das Entzücken besonders der Damen bildeten.

Die *pièce de résistance* der Jagd aber war ein großer Reiher, mit dessen Ausbaldung E. bereits im Unterdeck beschäftigt war.

Die Nilufer bieten jetzt bei der Weiterfahrt insofern eine Veränderung, als eine Palmenart häufig auftritt, die uns bisher nicht begegnet war. Es ist dies die Duhmpalme, eine Art Fächerpalme. Das Eigentümliche an ihr ist, daß sich der Stamm in zwei, oft drei und vier starke Äste teilt, die dann gewissermaßen je einen kleinen Palmbaum mit fächerartig herabhängendem Blättern bilden.

Je südlicher wir kommen, desto dichter stehen die Pflanzungen, und auf diese Weise erhält die Landschaft allmählich ein etwas andres Gepräge.

Die Fahrt von Beliane bis Rene bietet an und für sich nicht viel Interessantes. Wäre uns die genügende Zeit bewilligt worden, so hätten wir uns von der Station Kasr-es-Saiyad aus ins Land begeben, um die etwa anderthalb Stunden vom Nil entfernten, am Fuße der arabischen Berge befindlichen Gräber zu besuchen. Der allgemeinen Orientierung wegen will ich das Wichtigste darüber (nach Ebers) kurz mitteilen. Ihre besondere Bedeutung liegt darin, daß sie schon von den

Pharaonen der sechsten Dynastie angelegt sind, also auf ihren bemalten Wänden Ereignisse und Zustände schildern, die etwa 4600 Jahre von uns entfernt sind. Die Bilder und Inschriften tragen denselben Charakter, wie die der ältesten in der Totenstadt von Memphis. Aus den Darstellungen soll noch deutlich erkenntlich sein, wie seiner Zeit das Vieh geschlachtet wurde, wie die Speisen zubereitet wurden, u. s. w.

Die Station selbst liegt über den Trümmern des ehemaligen Chenoboskion. Der Name *χηνοβοσκεῖον* (Gänseweide) bezieht sich auf den lebhaften Handelsverkehr mit Gänsen, der im Altertum hier seinen Sitz hatte. Die Zucht der Gänse, die den Göttern gern auf den Altar gebracht wurden, fand hier ihre besondere Pflege.

In weit späterer Zeit, im 4. Jahrhundert nach Chr., hat die Gegend von Kene wieder dadurch Berühmtheit erlangt, daß sie der bevorzugte Aufenthalt der frommen Einsiedler und Mönche war. Hier muß nach Berichten des heiligen Hieronymus das berühmte Taberna gestanden haben, wohin zur Osterzeit 50000 Mönche wallfahrteten. Es hat sich aber keine Spur von dem Orte erhalten. — In Tarschüt brachten wir die letzte Nacht vor Lufjor auf dem Schiffe zu.

Bei Kene, das wir andern Tages gegen zehn Uhr erreichten, bildet der Nil ein starkes Knie, so daß die Richtung von Westen nach Osten, die wir von Beliane aus genommen hatten, plötzlich in die nach Süden geändert wird. Die Stadt bietet nichts Besonderes, das von historischem Interesse wäre. Nur erfreut sie sich

wegen ihrer Tänzerinnen eines gewissen Rufes in Ägypten. Es ist dieser zweifelhafte Vorzug darin begründet, daß Kene, übrigens eine Stadt von etwa 15 000 Einwohnern, einen Sammelpunkt der Wallfahrts- und Vergnügungszüger nach Mekka bildet. Was die Ägypter Tanz nennen, erscheint uns nur als ein ungraziöses Gliederverrenken, das nach kurzer Zeit des Anschauens das Gefühl des Widerwillens, nicht aber ästhetisches Wohlgefallen hervorruft. Wir hatten die besten Vertreterinnen dieser sogenannten Kunst in Kairo gesehen und verlangten nicht, obgleich sich die Tänzerinnen auch am Tage bewundern lassen, nach einer Wiederholung des ekelhaften Schauspiels.

In Kene werden übrigens die in ganz Ägypten verwendeten porösen grauen Trinkflaschen, die auf keiner Tafel fehlen, ebenso die porösen großen Krüge, in denen Trinkwasser aufbewahrt wird, für ganz Ägypten fabriziert. Der Export dieser Gefäße soll sich jährlich auf etwa eine Million Stück belaufen. Desgleichen wetteifert die Stadt in Bezug auf die Güte und Zierlichkeit der übrigen Thonwaren mit Siüt. Wer eine kleine Wüstenreise unternehmen will, thut gut, Kene als Ausgangspunkt zu nehmen. In vier bis fünf Tagen kann man nach Kosër, der nächst gelegenen Hafenstadt am Roten Meere, gelangen.

IV. Der Tempel von Dendera.

Kurz nach der Ankunft in Kene begab sich die ganze Schiffsgesellschaft ans Land und auf die bereitstehenden Esel. Die Parole hieß: „Dendera“, und da

die meisten unserer Nilfahrer noch keinen ägyptischen Tempel gesehen hatten, so theilte sich die frohe Stimmung, die treue Begleiterin der Hoffnung, schnell der ganzen Karawane mit und fand in einer allgemeinen Heiterkeit ihren Ausdruck.

Unter der Gunst herrlichen Wetters, das an unsere schönsten Junimorgen erinnerte, galoppierten wir an den in frischem Grün prangenden Aekern des Fruchtlandes entlang. Die jungen Engländerinnen thaten sich besonders als kühne Reiterinnen hervor und setzten ihren Ehrgeiz daran, an der Spitze des Zuges zu bleiben.

Das Fruchtland ist hier auf dem westlichen Nilufer nur schmal, und nach einer halben Stunde schon hatten wir das Ziel unseres Ausfluges, den Tempel von Dendera erreicht. *)

Dieses Heiligtum ist der ägyptischen Liebesgöttin Hathor geweiht. Darauf deuten schon die 24 Säulen des großen hypostylen Saales, in den wir eintreten, nachdem wir durch das Thor einer Mauer geritten sind, die einen Raum von etwa 300 Metern im Geviert umschließt. Ihre Kapitäle werden nämlich von vier Hathorköpfen mit Kuhohren und einem darauf stehenden Hause, dem Emblem der Göttin, gebildet. In diesen Säulenhof tritt man wie in einen Kellerraum, da die Umfassungsmauern auf der einen Seite bis fast an das Dach des Tempels im Wüstenlande vergraben liegen.

*) Ich will hier gleich, um wiederholten Quellenangaben überhoben zu sein, bemerken, daß ich alle, diesen Tempel betreffenden geschichtlichen Angaben, den Erklärungen des berühmten Ägyptologen Joh. Dümichen entnommen habe.

Man braucht kein erfahrener Kenner der verschiedenen Kunstperioden zu sein, um gleich beim ersten Blick einzusehen, daß man hier einen vergleichsweise neuen Bau vor sich hat. Das schöne Verhältnis der Säulen zur Größe des Ganzen, ihre einzelnen Teile, die Anordnung der Wandskulpturen zeigen deutlich die Spuren griechischer Kunst. Der Wandschmuck aber, der sich zu dem von Abydos verhält, wie etwa die Madonnen von Caraccio zu denen Raphaels, zeigt nur sklavische Nachahmung alt-ägyptischer Kunst.

Der Bau des Tempels stammt aus der Zeit der letzten ptolemäischen und der ersten römischen Herrscher. Abydos war also zur Zeit der Erbauung von Dendera schon so alt, wie etwa der Titusbogen bei der Grundsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Bausteine dazu von den Trümmern eines Tempels geliefert wurden, der in den allerältesten Zeiten an dieser Stelle stand. Darauf deuten Inschriften, die Königsnamen der ersten Dynastien anführen.

Im großen und ganzen ähnelt die bauliche Anlage des Tempels derjenigen von Abydos, nur treten hier an Stelle der Säulen die stützenden Wände.

Außer den erwähnten im ersten, und den sechs Säulen im darauf folgenden zweiten Saal, begegnen wir im Innern deren keiner mehr. Hier wie dort führt ein langer Gang, zu dessen beiden Seiten symmetrisch und in edlen Verhältnissen gehaltene Kammern erbaut sind, zu dem Adytum, „dem Allerheiligsten“, das für die Aufbewahrung der heiligen Barken bestimmt war.

Wenn wir von der Säulenvorhalle absehen, erinnert die Einteilung ein wenig an die in katholischen Kirchen. Das Adytum verträte die Stelle des Chors, der Mittelgang das Mittelschiff und die Seitenräume die Seitenkapellen. Nur schließt die Rückwand des Adytum nicht den Tempel ab, wie nach dem Vergleich mit dem Chor vermutet werden könnte. Es führt vielmehr um drei Seiten desselben ein Gang, von dem man durch neue Eingänge in neue Seitenkammern gelangen kann.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Tempels von Dendera bilden die vierzehn Krypten, die im Innern der hohlen Umfassungsmauer angebracht sind. Sie befinden sich theils unter dem Fußboden, theils in zwei übereinander liegenden Stockwerken über demselben und zwar so, daß man sich bei einigen von oben nach unten durch sehr enge Eingänge hinablassen muß. Sie dienten wahrscheinlich zur Aufbewahrung der Kostbarkeiten, die bei den religiösen Berrichtungen gebraucht wurden. Der Eingang zu ihnen wird wohl nur den Priestern bekannt gewesen sein. Staunenswerth war es, daß die Wände dieser Krypten fast alle mit Reliefs und Hieroglyphen in vortrefflicher Ausführung angefüllt waren. Der Eingang zu ihnen, oft nur ein Loch, ist so eng, daß sich nur je eine Person hindurchdrücken kann, und das Innere kann nur bei starker Beleuchtung erkannt werden. Oft flog uns in den engen Gängen eine Fledermaus ins Gesicht, und das Aufschreien der Damen, dem das Gelächter der Herren folgte, belebte die geheimnißvollen Gänge, die einst nur von den Auserlesenen des Volkes in tiefster Andacht betreten werden durften.

Die Farben der Malereien an den Wänden, unter

denen eine Darstellung des Königs Pepi, der eine goldene Statue in den Händen trägt, die gelungenste ist, sind in bewunderungswürdiger Frische erhalten, desgleichen die Reliefs und Inschriften, obgleich die Ausschmückung der Wände zu den ersten Arbeiten gehörte, die im Innern des Tempels ausgeführt wurden, und nach den Inschriften etwa aus dem Jahre 100 v. Chr. stammt.

Ein anderes von Abydos unterscheidendes Merkmal besteht noch darin, daß man auf die Bedachung des Tempels steigen kann. Es führen vom dritten Saal aus rechts und links Treppen hinauf. Als wir oben angelangt waren, hatten wir alle Mühe, uns vor den großen Schwärmen von Wespen zu hüten, die hier ihr Wesen trieben. Sie haben auch dafür gesorgt, die gewiß einst prachtvollen Wandskulpturen der sechs hier oben errichteten Räume, die dem Kultus des Osiris geweiht waren gründlich zu verunstalten, nicht minder die des kleinen zwölf Säuligen Tempels, der an der Ecke rechts über dem Adytum errichtet ist.

Um nicht zu ermüden, unterlasse ich die ausführliche Beschreibung jedes einzelnen Saales, will aber doch besonders Interessantes hier und da anführen. So verdient Erwähnung, daß die Decke im ersten Saal den gestirnten Himmel oder teilweise seine Versinnbildlichung darstellt. Zu beiden Seiten zieht sich das Bild der Göttin des Himmels, Nut, durch die ganze Tiefe der Decke, also 24 Meter lang hin, was bei der Schmalheit des Körpers einen nichts weniger als ästhetischen Anblick gewährt. Die Deckenskulpturen beziehen sich auf die zwölf Zeichen des Tierkreises und andere astronomische Darstellungen.

An den Wänden sieht man Scenen aus dem Leben der römischen Kaiser Augustus, Tiberius, Caligula, Nero. Der Wandschmuck, der meistens en creux ausgeführt ist, und daher mehr an Malerei als an Bildhauerarbeit erinnert, ist durchweg im ägyptischen Stile gehalten, nur bricht sich überall, wie schon bemerkt, das Streben durch, sich von den Fesseln dieses Kanons zu befreien. So ist die Darstellung von Brust und Händen überall naturalistischer durchgeführt, als auf den alten Vorbildern.

Im sechs säuligen Saal, dem „Saal der Erscheinung“, (so genannt, weil hier die goldene Statue der Hathor dem im Vorhof versammelten Volk bei der Prozession zuerst zu Gesicht kam) ist das Bild des Königs, der mit einem kurzen Handpflug den Erdboden lockert, das ansprechendste. Sechs Seitenräume dienten zur Bereitung der bei Festen in großen Mengen gebrauchten Salben und des Räucherwerks. Ein Zimmer heißt das Silberzimmer, weil aus den Inschriften hervorgeht, daß es die Schatzkammer des Herrschers war.

Daß es an Sälen für die Opferung und solchen für die Reinigung nicht fehlt, ist selbstverständlich. Das Zeugstoffgemach diente ausschließlich zur Aufbewahrung der Binden und Gewänder, mit denen die Bildsäule der Hathor und diejenigen ihrer Mitgötter an Festen geschmückt wurden.

In das „Allerheiligste“, dessen Wände ganz und gar mit Bildern aus dem Leben des Herrschers geziert sind, durfte wahrscheinlich nur der König, als Sohn der Sonne und als Personifizierung von Ägypten, treten.

Außer den Krypten umschließt der Tempel etwa 30 Säle und Kammern, deren Wände in der ganzen Höhe von 15 Metern mit Inschriften und Darstellungen geschmückt sind. Man wird daher den Ausspruch Mariettes verstehen, wenn er meinte, daß, wollte man alles veröffentlichen, was sich an den Wänden des Tempels von Dendera verzeichnet findet, wohl zwanzig große Folio-bände hierfür nicht ausreichen würden. Man wird aber auch ermessen, welche Fundgrube von Kenntnissen des Altertums diese Wände für die Geschichtswissenschaft gewesen sind.

Selbst die Umfassungsmauern sind mit wertvollen Inschriften bedeckt. So legte Prof. Dümichen erst im Jahre 1875 Teile der Wände frei, die die Namen und Maße aller Tempelruinen enthielten, und ließ sie nach Veröffentlichung wieder zuschütten, damit sie so lange wie möglich vor Zerstörung bewahrt würden.

Wir machten noch einen Rundgang um den Tempel, wobei unsere Aufmerksamkeit besonders durch ein an der Außenwand en creux angebrachtes Bild der Cleopatra gefesselt wurde. Sie ist mit ihrem Sohne und Mitregenten Caesarion dargestellt, wie sie Isis und Horus Opfer darbringt.

Häufig boten Kinder, die der Kavalkade auf dem Rückwege folgten und sie umschwärmten, Spielzeug in Gestalt von kleinen Krokodilen an, die sie aus Milschlamm geformt und in der Sonne getrocknet hatten. Es scheint also die Abneigung gegen Krokodile, von der Strabo sagt, daß sie zu seiner Zeit ausschließlich den Bewohnern von Tentyra (dem heutigen Dendera) eigentümlich gewesen sei, sich auf die späteren Nachkommen nicht vererbt zu haben.

Wir ritten quer durch das schmale Fruchthland, dann eine Strecke längs des westlichen Nilufers wieder zu unserer schwimmenden Heimat zurück.

Dabei hätte sich beinahe ein Unglück ereignet, indem der Esel des Herrn v. Sch. auf die Vorderfüße fiel, gerade als wir bei einem Schöpfbrunnen vorbei galoppierten. Hätte sich der Reiter nicht so fest in seinem Sattel gehalten, so wäre er in den Brunnen gefallen. Herr von Sch., der zwei Kriege mitgemacht hatte, hielt aber den Vorfall für so unbedeutend, daß er beim Lunch auf dem Schiffe, als sich einige teilnehmend nach den Einzelheiten erkundigten, that, als ob er nichts von der Geschichte wisse.

Daß ein gemeinsam ausgeführter Ausflug, bei dem die Phantasie in so hohem Maße zur Thätigkeit angeregt wurde, die Teilnehmer auch mittheilsamer gegen einander macht, ist ja natürlich. So war der letzte Tag, den wir vor der Ankunft in Luxor auf dem Schiffe verbrachten, höchst genußreich und vor allem gestaltete sich das gemeinsame Abendessen in Folge der gehobenen Stimmung, die allseitig vorherrschte, besonders für uns, die wir das Schiff in Luxor verlassen wollten, zu einem Abschiedsessen, das wohl geeignet war, noch für lange Zeit als schöne Erinnerung in uns fortzuleben.

Von den unansehnlichen Örtchen, die noch zwischen Kene und Luxor an uns vorüberzogen, stehen einige auf den Trümmern von Orten, die einst im Altertum von hoher Bedeutung waren.

So sehen wir Ruft liegen, das an der Stelle des alten Koptos erbaut ist, der ehemaligen Hauptstadt des koptischen Nomos. Fast alle griechischen und römischen

Schriftsteller erwähnen es als eine weltberühmte reiche Stadt, in der die Schätze Asiens, die vom Roten Meere aus hier zuerst Eingang fanden, um dann auf dem Flußwege weiter nach Ägypten befördert zu werden, einen blühenden Handelsverkehr entwickelten. Noch andere Städte in der Nähe, welche die günstige Lage zum Roten Meere entstehen und wachsen ließ, erfreuten sich im grauen Altertum eines ersprießlichen Gedeihens.

Wir kamen bei Kûs vorüber, dem ehemaligen Apollinopolis parva, das heute zu einem unbedeutenden Orte herabgesunken ist. Welcher Unbefangene, der die weithin sich erstreckenden um Kûs gelagerten, hügellosen Saatselder betrachtet, möchte ahnen, daß hier einst eine Stadt stand, die nach Kairo die größte in Ägypten war?

Aber trotz der Größe in Bezug auf Ausdehnung und Blüte dieser Orte wäre man versucht, in Hinblick auf Theben, von dem wir nur noch einige Stunden entfernt sind, mit Schiller im „Spaziergang“ auszurufen: „Dieses Dienergeschlecht meldet den Herrscher mir an!“

* * *

Das Dunkel des Abends hatte sich schon vollständig zur Erde gesenkt, als wir bei den Pylonen des Tempels von Karnak, nahe Luxor, vorüberfuhren. Diese selbst wie die Säulen dahinter, leuchteten nur schwach in riesigen Umrissen durch die hereinbrechende Nacht und boten dem Walten der Phantasie desto größeren Spielraum.

Es mochte wohl acht Uhr sein, als wir das Schiff verließen.

Die übrigen Reisegeossen stiegen mit uns ans Land, da sie beabsichtigten, bei Mondbeleuchtung, die gegen elf Uhr eintreten sollte, die Tempelruinen von Luxor und Karnak in Augenschein zu nehmen. Am nächsten Morgen wollten sie die Fahrt nach Assuân weiter fortsetzen. In unserem Plane lag es, einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Luxor zu nehmen. Wir konnten daher hoffen, die ganze Gesellschaft auf ihrer Rückkehr in einigen Tagen hier wieder zu begrüßen, was der Verabschiedung einen mehr fröhlichen als ernsten Charakter verlieh.

VII. Luxor.

Raum daß wir in den großen Vorgarten des Luxor-Hôtels getreten waren, stellte sich uns ein wohlgenährt aussehender Araber, in langem braunen Kaftan, Turban und gelben Schuhen, englisch sprechend, als Dragoman vor und bot uns für die nächsten Tage seine Dienste an. Er that dies in unbeschreiblich geschmeidiger Art. Er war nicht zudringlich, aber er verstand es, sich als einen wohlhabenden Biedermann aufzuspielen, dem es eine ungewöhnliche Genugthuung bereite, wenn Fremde sein Vaterland aussuchen, und der es sich zur Ehre schätze, sie in Luxor umherführen zu dürfen. Daß er dadurch genötigt werde, auch schnöden Mammon anzunehmen, dessen er gar nicht bedürfe, sei ihm peinlich, aber er könne es nicht verhüten. Auch sagte er uns mit dem süßesten Lächeln, daß sein Name auch der eines Nachkommens Mohameds sei und daß er bei seinen Landsleuten den allgemeinen Ruf habe, diesen Namen nicht mit Unrecht zu führen.

Alles das wußte er uns am Abend unserer Ankunft auf dem Rundgange in Luxor, zu dem er uns aufgefordert hatte, geschickt einzulösen, wobei er bemüht war, uns merken zu lassen, daß er nur als gastliebender Privatmann, nicht als Dragoman uns begleite. Auf dem Wege stellte er uns dem Scheich von Luxor vor, der, wie er angab, zu seinen intimsten Freunden gehörte. Als wir von den Säulen des Luxortempels und ihren Kolossen, die sich im nächtlichen Dunkel wie geisterhafte Riesen, die das Heiligtum bewachen, ausnahmen, im Gespräch auf Ebers kamen, rief er sofort aus: „Oh! he is my friend, he lived for a long time with me!“

Das setzte den Mann einige Stufen höher in unserer Schätzung, und wir beschlossen, ihn für einige Tage als Dragoman zu verpflichten. Späterhin stellte es sich leider heraus, daß wir an den Unrechten gekommen waren, und er bereitete uns in der Folge noch manchen Verdruß.

Der erste abendliche Rundgang wurde uns durch eine große Menge kläffender, widriger Hunde, die auf uns einzudringen versuchten, arg verleidet. Eine Überzahl von Hunden bedeutet in Ägypten überall einen starken Prozentsatz koptischer Bevölkerung. Nächst Siüt ist wohl der Landesstrich, der sich von Kene und Dendera über Ruft und das alte Koptos nach Luxor hinzieht, der von Kopten am meisten bewohnte Teil Ägyptens. Diesem Hundesegen hatten wir es zu danken, daß wir die erste Nacht in Luxor sehr unruhig verbrachten. Aber auch eine Schar von ameisenartigen Insekten, von denen einige die Größe des Fingernagels erreichten, peinigte uns so, daß wir mit arg zerstochenem und geschwellenem Gesicht und

Nacken beim ersten Frühstück erscheinen mußten. Die Insekten zogen sich nach einigen Tagen gänzlich zurück, ohne daß wir Mittel zu ihrer Vertreibung anzuwenden brauchten. Die Hundepilge aber verscheuchte uns noch manchmal den ersehnten Schlaf.

Alles das war indessen schnell vergessen, als wir am ersten Morgen, es war der 14. Januar, die Fenster öffneten, um die balsamische laue Luft hereinströmen zu lassen und zunächst zu prüfen, wie es mit der Aussicht aus unseren Zimmern bestellt sei. Wir waren geradezu überrascht von dem herzerquickenden, lieblichen Bilde, das sich uns bot. Ich wurde veranlaßt, an die ersten Verse in Schillers Spaziergang zu denken. Nur mußte es jetzt ins Orientalische übertragen heißen: „Dich auch grüß' ich, belebte Flur, euch säuselnde „Palmen.““ Eine großartige Landschaft konnte man es nicht nennen, was vor uns lag, aber sie war in so hohem Maße den Augen und dem Herzen wohlthuend, daß wir uns nicht leicht von ihr trennen konnten, und jedenfalls waren wir hoch erfreut in dem Gedanken, hier einige Zeit zubringen zu können. Nur wünschten wir, daß alle unsre Lieben in Deutschland, wo gerade jetzt, wie die Zeitungen meldeten, ein ungewöhnlich harter Winter herrschen sollte, diese Zeit mit uns hier verbrächten.

Vor uns dehnte sich das breite Fruchthand, aus dem links die in Palmen und Sykomoren halb versteckten letzten Hütten von Luxor hervorschauten, während der ganze Hintergrund von den schönen Linien des arabischen Gebirgszuges begrenzt wurde. Zur Rechten drängt sich die etwas geschmacklos angelegte Villa eines Holländers

und weiter zur Mitte das große amerikanische Missionshaus störend in die Harmonie des Ganzen. Aber die aufragenden Masten und Segel der vielen hier liegenden Dhahabiyen vervollständigen doch wieder in gar stimmungsvoller Art das schöne Bild einer echten Nillandschaft.

Als wir in den geräumigen Vorgarten traten, bemerkten wir sofort, daß die Luft erheblich durchwärmter war als in Heluân.

Auch schien es uns, als ob das Licht noch strahlender, der Glanz der gewaltig emporstrebenden Palmen und der mannigfachen anderen südländischen Baumarten und Gewächse der Umgebung sich kräftiger von dem tiefen Blau des Himmels abhob, als an den Orten Unterägyptens, an denen wir bisher länger gewohnt hatten.

Das von Cook & Son errichtete Luxur-Hôtel ist ein Fremdenhaus, das in Bezug auf die Eleganz der Räumlichkeiten mit europäischen Hôtels ersten Ranges selbstverständlich nicht in Vergleich gezogen werden kann, und es wäre unbillig, wenn man auch nur annäherungsweise das beanspruchte. Daß es erreichbar war, in dieser kulturfernen Gegend, unter einer nichts weniger als intelligenten Bevölkerung ein großes Hôtel zu errichten, das in Bezug auf Wohnzimmer und auf Säle für gemeinsame Mahlzeiten, für Konversation und Lektüre den Ansprüchen eines auch nur bescheidenen Touristen entspricht, zeugt schon von großer Thakraft und verdient alle Anerkennung. Daß es aber unter den so erschwerenden Umständen möglich war, eine Verpflegung zu bieten, die den vermöhnten Engländer, für den sie wohl ausschließlich berechnet ist, vollständig zufrieden stellt, verdient ge-

radezu Bewunderung. Der jedes Jahr größer werdende Strom von Engländern und Reisenden aus andern Ländern hat es nötig gemacht, den ersten Bau noch mit einem gartenartigen Vorhofe zu versehen, den teils Wohnzimmer, teils ein Gartenhaus mit Billards umgiebt. Wie erwähnt, waren wir in zwei ebener Erde gelegenen Zimmer dieses Vorbaues untergebracht.

Trotz der unvergleichlichen Fülle von Altertümern in der nächsten Umgebung von Luxor, die noch für lange Zeit das Staunen der Lebenden bilden werden, weilen meine Gedanken doch mit Vorliebe an einem Platze, auf dem weder Säule noch Pylon an die verschwundene Herrlichkeit erinnert. Ich meine den Garten am Hôtel Luxor. Das Schönste, was die Üppigkeit des Pflanzenwuchses auf diesem gesegneten Fleckchen Erde hervorgebracht hat, ist hier vereinigt und von kundiger Hand zum wohlgefälligen Ganzen geordnet, ohne dem freien Walten der Natur mehr Schranken zu setzen, als erforderlich war. Mächtig ragen hier die Palmen in den tiefblauen Himmel, in dem Falken pfeilschnell dahinschießen, Milane aller Arten majestätisch ruhig ihre Kreise ziehen; auch bringt uns wohl ein Adler oder Kaszgeier in Erinnerung, daß die Kalkfelsen des arabischen Gebirges, in denen sie gerne horsten, nicht ferne von uns sich aufstürmen. Wie oft, wenn die widerliche Aufdringlichkeit der Verkäufer, worunter sich besonders die indischen mit ihrem näselnden englischen Kauderwelsch hervorthaten, den Aufenthalt in Luxor verleideten, oder mich die Eseljungen und sonstigen Wege- lagerer, die den Fremden in Haufen bettelnd verfolgen, ärgerlich gemacht hatten, flüchtete ich, wie in eine Frei-

statt, in diesen Garten und genoß in der Gesellschaft eines Buches die herrlichen Morgenstunden. Gerne will ich zugeben, daß es nicht die Schönheit des Gartens an und für sich war, die mir solche Freude bereitete, sondern daß das Gefühl, Ende Januar von einer ringsum im frischen Grün prangenden Natur umgeben zu sein, laue balsamische Luft zu atmen, seinen besonderen Anteil daran gehabt haben mag.

Wir waren nun fast ausschließlich in Gesellschaft von Engländern und machten hier die Erfahrung, daß bei längerem Zusammensein die sonst so Zuckknöpften doch recht entgegenkommend werden können. Nicht wenige der englischen Damen sprachen ein sehr verständliches Deutsch und hatten die dem Fremden so wohlthunende Sitte, nicht erst abzuwarten, bis er es wagt, mit ihnen eine Unterhaltung anzuknüpfen, sondern lieber gleich selbst anzufangen. Uns Deutschen war dies um so angenehmer, als wir fremden Damen gegenüber leicht zu Gunsten der Höflichkeit eine oft beiden Theilen unerwünschte Zurückhaltung vom Gedankenaustausch walten lassen. Daß aber eine Deutsche einen fremden Herrn anspricht, sobald nicht zwingende Gründe dazu vorhanden sind, gehört ja zu den Ausnahmen.

Kaum daß wir unsern Platz am Frühstückstisch eingenommen hatten, so klang uns von der einen oder der andern der Engländerinnen das fröhliche: „A lovely morning!“ entgegen, und die Unterhaltung war eingeleitet. Es waren auch zum größeren Teil sehr anmutige Erscheinungen, in deren Kreis zu verkehren besonders für die jüngeren Herren recht anziehend war. Eine vortrefflich

deutsch Sprechende, sehr hübsche, junge und lustige Engländerin, die mit ihrem Dunkel reiste, wird uns besonders in angenehmer Erinnerung bleiben. Wir trafen sie später noch an mehreren Orten, an denen wir länger verweilten, so in Assnân und den Umgebungen. Zuletzt sahen wir sie in Capri, und als wir nach kamen, Ajaccio lasen wir wieder ihren Namen im Fremdenbuch.

Da wir nahezu vier Wochen in Luxor blieben, konnten wir für die Betrachtung der hier ja in Menge vorhandenen Denkmäler aus dem Altertum die Tage wählen, die uns dafür geeignet schienen. E. konnte einen guten Teil der Zeit seiner bevorzugten Beschäftigung, der Jagd, zuwenden und ich die Vormittagsstunden häufig an meinem Lieblingsplatze im Garten lesend zubringen. Es war das ein nicht zu unterschätzender Umstand. Denn nirgend, glaube ich, kann man häufiger als in Oberägypten die Beobachtung machen, daß Menschen, die für Kunstwerke und geschichtliche Merkwürdigkeiten Sinn und Verständnis besitzen, nach kurzem Aufenthalt am Nil alle Freude daran verloren haben, weil sie rastlos von Tempel zu Tempel eilen, anstatt, wenn ihnen die genügende Zeit zur Betrachtung fehlt, nur das Wichtigste zu besuchen. Ihnen ist infolge unvorsichtiger Zeiteinteilung ein Genuß, nach dem sie sich vielleicht Jahre lang gesehnt haben, zur Geißel geworden. Wie oft dieser bedauerenswerte Zustand bei Mitreisenden in Erscheinung tritt, ersieht man schon daraus, daß sich das Bedürfnis eingestellt hat, den Sprachschatz durch das Wort „Tempelmüdigkeit“ zu bereichern.

Wir können nicht klagen, daß wir sie jemals verspürt haben.

Anstatt ausschließlich Tempelbesichtigung aufs Programm zu setzen, zogen wir vor, zunächst einen kleinen Jagdausflug zu machen. Unser Dragoman schlug uns vor, auf Schakale zu gehen. Er kenne, wie er angab, genau die Orte, wo sie vorkämen und wollte uns so aufstellen, daß ein Verfehlen kaum denkbar sei. Wir willigten ein und machten uns eines schönen Tages (oder richtiger eines Tages; denn schön war ein jeder) gegen vier Uhr nachmittags auf den Weg.

Lutfor liegt am östlichen Ufer des Nils, der hier mehrere Inseln bildet, unter denen die nördlich gelegene, Geziret Uruzäye, bei niedrigem Wasserstande fast eine drittel deutsche Meile einnimmt. Der Dragoman versicherte uns, daß die meisten Schakale auf der gegenüberliegenden Seite an den Abhängen des libyischen Gebirges, besonders da, wo sich die Höhlengräber befinden, am Rande der Wüste sich blicken lassen. Daß er dabei gerade nach dieser Seite hin unsere Aufmerksamkeit lenkte, lag tiefer. Er hatte nämlich, wie wir erst nach Wochen erfuhren, auf der andern Seite des Nils zwei Esel, die er nun gut verwerten konnte. Schakale kommen, wie uns später gesagt wurde, in ebenso großer Anzahl auch auf der Ostseite des Nils vor.

Wir ließen uns über den Fluß setzen, zunächst auf eine Nilinsel, wo K. es trefflich verstand, daß wir unter den vielen angebotenen Eseln die seinigen nahmen, was er einfach dadurch bewerkstelligte, daß er alle übrigen Mitbewerber mit der Nilpferdpeitsche von uns fern hielt.

machte nebenbei noch den Eindruck, daß er für unser
auf's äußerste bedacht sei.

Wir durchquerten nun etwa zehn Minuten lang
sandige Insel und ließen uns aufs neue zum west-
m Nilufer übersetzen.

Hier ritten wir zunächst durch schönes Fruchthland
einem Kanal entlang. In großer Entfernung sahen
wir aus der Ebene, rings von Saatsfeldern umgeben, die
rühmten „Memmonsäulen“ hervorragen, dahinter, sich
in das Gebirge anlehnend, die Reste des Romesfeums.

Wir wollten noch vor Sonnenuntergang die Wüste er-
reichen, und da sich das Fruchthland hier sehr ausbreitete,
mußten unsere Esel in beständigem Trapp erhalten werden.

Endlich gelangten wir an den Rand der Wüste und
schlugen nun die Richtung nach Nordosten ein, auf „die
Gräber der Königinnen“, am Gebirgsabhange zureitend.

Hier war bereits ein wohlgeschützter Anstand hergerichtet,
eine mit großen Steinen umgebene Höhlung im Wüsten-
sande. E. kroch vorsichtig hinein. Ich begab mich mit
K. in eine fünfhundert Schritte entfernte andere Höhle.

Hier legte sich der Dragoman auf die Lauer, um, sobald
sich ein Schakal zeigte, E. durch einen verabredeten Pfiff
davon in Kenntniz zu setzen. Er sagte hier in seiner

Muttersprache mit frommer Gebärde eine Formel her und
versicherte mir vollen Ernstes, daß er seinen eigenen Gott
habe, den er jetzt um Jagdglück angefleht habe, und daß er
überzeugt sei, derselbe werde ihn auch heute nicht verlassen,

nachdem er ihm schon so oft seine Gnade erwiesen habe.
Wir hatten kaum eine Viertelstunde plaudernd in
der Höhle gegessen, als er plötzlich im Reden innehielt,

auf eine Stelle im Gebirge zeigte und zugleich einen schrillen Pfiff ertönen ließ. Eilig nahm ich mein Opernglas zur Hand und sah in der That einen Schakal längs des Bergabhanges gemächlich mit herabhängender Rute einhertraben. Wenn er seinen Weg fortsetzte, mußte er notwendig E. bequem in Schußweite kommen. Klopfen des Herzens lagen wir beide lautlos auf unserem Beobachtungsposten. Da krachte ein Schuß, und der Schakal hatte das Ende seines Promenaden- und zugleich Lebensweges erreicht. Hurra! Hurra! ertönte es nun herüber und hinüber, und des Dragomans fette Wangen und schlaue Augen erglänzten freudig im Strahle der untergehenden Sonne. „Das war mein Gott, mein Gott!“ rief er ein Mal über das andere aus und konnte nicht müde werden, mir zu versichern, einen wie zuverlässigen Gott er sich ausgewählt habe.

Die Freude über den gelungenen Schuß und die Genugthuung, endlich einmal in Besitz des Wüstantieres gelangt zu sein, nach dem E. schon so oft vergebens Jagd gemacht hatte, war groß, und wir konnten die Zeit nicht erwarten, ihn in sicherer Hut im Hôtel zu wissen. Am nächsten Abend war die mühsame Arbeit des Ausbalgens beendet und der Balg so weit hergerichtet, daß er dem Ausstopfer überwiesen werden konnte. Besonders die englischen Damen interessierten sich sehr dafür und erbaten sich häufig die Erlaubnis zum Besuche des „Raritätencabinetts“, wie wir scherzweise E.'s Wohnzimmer nannten, weil die gesamte ägyptische Jagdbeute und andere Erinnerungen an die Reise darin Aufnahme gefunden hatten.

Die Jagdausflüge in der Umgebung von Luxor waren ziemlich ergiebig; da ich mich aber nur hin und wieder an ihnen beteiligte, muß deren Beschreibung unterbleiben. Dafür will ich über den Ort selbst und die „Steine“, die von der Bedeutung, die er ehemals hatte, „redend zeugen,“ das Wichtigste mittheilen.

Man möge sich nicht vorstellen, daß Luxor nur eine Stätte von Ruinen sei. Wie wäre es sonst zu erklären, daß Hunderte, die nicht Ägyptologen sind, vorzugsweise hier wochen- und monatelang ihren Wohnsitz aufschlagen? Luxor bietet landschaftlich in den Monaten Januar bis März eine Fülle der lieblichsten, angenehmsten Bilder. Sein immer ungetrübter Himmel und die weiche, trockene Luft üben eine so wohlthuende Wirkung aus, daß, wer sich hier erst einmal gegen die Widerwärtigkeiten der allerdings über die Massen aufdringlichen Bevölkerung zu wappnen gelernt hat, gewiß nur mit schwerem Herzen Lebewohl sagen wird. Das Erwähnte bezieht sich besonders auf das östliche Nilufer. Hier unternahmen wir täglich, nie ohne die Flinte über den Schultern, bevor die Sonne zur Küste ging, unsern Spaziergang. An diese Wanderungen knüpfen sich die schönsten Erinnerungen. Wenn die Sonne unterging, erschien die ohnehin schon malerische Landschaft in wahrhaft zauberischem Lichte. Die Farbenabstufungen wechselten in so schneller Folge, daß, wenn die Abenddämmerung verschwunden war, es schwer hielt, sich noch einmal zu vergegenwärtigen, in wie wunderbarem Lichte die Landschaft noch vor einer Viertelstunde gestrahlt hatte. Worin der Reiz dieser Bilder liegt, ist schwer zu sagen. Die

majestätische Palme ragt auch hier allenthalben empor, aber sie ist bei Luxor nicht tonangebend. Die weniger anspruchsvolle Sykomore zieht noch mehr, besonders uns Deutsche an, (die wir gerne Bilder gemüthlichen Familienlebens betrachten), wenn sie weithin Schatten spendend, eine Fellachenfamilie, meistens auch ein Schöpfrad überdacht. Denn die Gegend ist mit Kanälen durchzogen, von denen aus der unermüdete Fellache die Äcker mit Wasser versorgt. Zuckerrohrfelder wechseln mit üppig gedeihenden Saatzfeldern und Palmenhainen, und das Ganze wird im Hintergrunde durch die ungemein lieblichen Linien des arabischen Gebirges scheinbar abgeschlossen. Das Fruchtland dehnt sich hier nämlich so weit aus, daß man das breite dazwischenliegende Wüstengebiet nicht mehr sehen kann. Auf den vielen Verkehrswegen, die das Fruchtland nach allen Seiten durchziehen, wird es nie leer von Bauern, die, oft in Begleitung ihrer Familie, zu Kamel und Esel ihre Erzeugnisse, vor allem Zuckerrohr, nach Luxor und den angrenzenden Nilstationen befördern oder ihre Bedürfnisse von dort her beschaffen.

Wir durchstreiften die Gegend nach allen Richtungen, immer aufs neue von den erhebenden Natureindrücken entzückt, deren Gesamteindruck ich vielleicht am besten wiedergebe, wenn ich an die Bilder von Claude Lorrain erinnere, obgleich dieser andere Landschaften zur Darstellung brachte. Aber es umfließt die seinigen derselbe poetische Hauch, der hier jeden berühren wird, der nicht ganz unempfindlich für die Sprache der Natur ist.

Noch möchte ich etwas zu Gunsten der Bevölkerung dieser Striche beifügen. Das harte Wort über die Be-

wohner von Luxor bezog sich nur auf die mit den Fremden in Berührung kommenden Führer, Eseljungen, Bettler u. s. w., die sich unmittelbar im Orte aufhalten. Wir haben die Beobachtung gemacht, daß die außerhalb lebenden Fellachen ein sehr gutmütiger Schlag Menschen sind, die vor dem Fremden eine aufrichtige Hochachtung hegen und sich bemühen, ihm in uneigennütziger Weise behülflich zu sein. Ich erinnere mich gern eines Bauern, mit dem ich mich öfter, wenn E. einem Vogel nachging, mit Hilfe des Wörterbuchs, so gut es eben ging, unterhielt. Dieser gewann durch sein bescheidenes und überaus freundliches Benehmen meine Zuneigung. Wenn alle Segenswünsche, die er mir auf den Weg zu geben pflegte, sobald ich ihm eine Zigarette geschenkt hatte, in Erfüllung gingen, so hätte ich wohl Anwartschaft, der glücklichste Mensch auf dieser Erde zu sein. Aber auch viele andere, die wir um Luxor herum trafen, und von denen wir eine kleine Gefälligkeit erbaten z. B. eine Wegweisung u. dgl., flößten uns Achtung ein.

Gerne verweilen meine Gedanken an diesen lieblichen Orten, die unter ihrem immer ungetrübten Himmel idyllischen Frieden ausströmen. Mehr als andere in Ägypten gesehene Gegenden entsprachen diese dem Bilde, das ich mir als Kind von den Orten und Ereignissen entworfen hatte, von denen die Bibel erzählt, wozu die eigenartig ernst dreinschauende Bevölkerung, die auf Kamelen und Eseln mit ihren Familien an uns vorüberzog, mit ihren phantastisch geschlungenen Turbanen, den entsprechenden Gewandungen und ihrem patriarchalischen Gebahren am meisten beigetragen haben mag.

Ich bemerkte schon oben, daß in Luxor alles auf die Bedürfnisse der Engländer zugeschnitten ist. So haben sie sich auch hier eine kleine Kirche erbaut, zu der ein Weg durch den Hötelgarten führt, der sie umschließt. Während unserer Anwesenheit war sie Sonntags sogar bis zum Eingange gefüllt. Der junge Prediger ist zugleich Bibliothekar für eine von ihnen gestiftete Büchersammlung.

Selbst vierzehntägige Rennen finden in Luxor statt, die ein höchst eigenartiges Interesse bieten, indem nicht bloß Esel und arabische Pferde zum Ziele jagen, sondern auch Büffel und Kamele (d. h. die schnellfüßigen Hedjihn) um die Palme ringen. Selbst eine Anzahl Bischarihn, von denen später ausführlicher gehandelt werden soll, beteiligen sich durch Wettlaufen an dem Schauspiel. Nicht selten lassen sich sogar die Engländerinnen herbei, ein Damenvettrennen auf Eseln auszuführen, was zu höchst komischen Szenen Veranlassung giebt. Die Bahn ist sehr kurz, und das Ganze macht den Eindruck eines Fastnachtscherzes. Es wird aber von den Engländern mit einem gewissen Ernst veranstaltet, und die Phasen der einzelnen Rennen bilden noch lange ihren Hauptunterhaltungsgegenstand bei Tisch. Die Deutschen pflegen sich den Scherz nur einmal anzusehen, während die Engländer in Rennplatztoilette mit derselben Regelmäßigkeit bei dem „race“ erscheinen, wie etwa am Sonntag beim Gottesdienst.

Auch wurde hin und wieder ein Maskenball arrangiert. Aber dem Nichtengländer boten diese Feste keine Unterhaltung. Höchst selten zeigte sich eine nach unseren Begriffen geschmackvolle Maske. Am besten gefiel eine junge

Dame, die mit uns die Nilreise gemacht hatte. Sie hatte sich ganz wie die reizenden kleinen Mädchen gekleidet, die gegenüber von Luxor den Fremden Wasser anbieten. Diese Mädchen pflegen einen kleinen Krug so geschickt auf dem Kopf zu tragen, daß er selbst beim schnellsten Laufen nichts von seinem Inhalte abgibt. Die Engländerin bot nun auch in der Weise der Ägypterinnen Wasser an und wußte das so zierlich zu thun, daß sie trotz der einfachen Gewandung auch die Reichstümmerten ausstach.

Wie sehr die Geschmacksrichtungen der Engländer von denen der Deutschen abweichen, kann man am besten bei derartigen Festen beobachten.

Doch nicht um Studien über englische Maskenbälle zu machen, waren wir nach Luxor gekommen, und so will ich von diesem Thema ablenken und die Aufmerksamkeit lieber auf die Überreste der Weltstadt Theben lenken, auf deren Boden wir uns jetzt befanden.

Die gewaltigen Trümmer des Riesentempels, die einst nicht zum mindesten Thebens Bedeutung ausmachten, werden jetzt nach den ärmlichen Fellachendörfern benannt, die teils um die Trümmer herum, teils sogar, wie in Luxor selbst, in sie hineingebaut wurden. So spricht man jetzt nur noch von dem Luxor- und dem Karnaktempel.

Der letztere ist etwa eine halbe Stunde nordöstlich von Luxor gelegen. Außer den Hôtels und den Gebäuden, die für die Bedürfnisse des Fremdenverkehrs und des Handels bestimmt sind, bietet dieser Ort wenig Interessantes. Einige stattliche Häuser ziehen sich längs des östlichen Nilufers hin und werden meistens von Regierungsbeamten, sowie den Konsuln für England, Deutschland, Österreich,

Rußland u. s. w. bewohnt; der Rest besteht aus ärmlichen Hütten.

Von der Ausdehnung der ehemaligen Tempelanlagen kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß aus sicheren Anzeichen geschlossen wird, die Tempel von Karnak und Luxor, die jetzt eine halbe Stunde voneinander entfernt liegen, seien ursprünglich mit einander verbunden gewesen. Dahinter erhob sich die alte Stadt.

Gegenüber, am westlichen Ufer des Nils, war die Totenstadt von Theben mit ihren massenhaften, in die Gebirge eingehauenen Höhlengräbern und den stattlichen Grabestempeln. Um diese herum zogen sich die Wohnungen der Priester, die Schulen und Bibliotheken. Näher am Gebirge befanden sich die Niederlassungen der Balsamierer und aller, die mit dem Totenkult in Beziehung standen, so auch die Gasthäuser für die Tausende, welche zum Besuche der Gräber herbeiströmten, die Bauten, in denen Opfergaben feilgeboten wurden, und die Schlachthäuser u. s. w. Wahrscheinlich bedingte alles das einen ganzen städtischen Anbau. Auf die einzelnen Denkmäler und Tempel dieser sich weithin ziehenden Nekropolis komme ich später zurück. So viel nur zur allgemeinen Orientierung.

Der Name des ärmlichen, nur wenige Tausend Einwohner zählenden Dorfes Luxor, das an der Stelle der ehemaligen Weltstadt steht und dessen jämmerliche Hütten eindringlicher als alles andere die Vergänglichkeit von Größe und Macht verkünden, ist aus dem arabischen „El-Kusur“ (die Paläste) entstanden. Die Ansiedler hatten also keine Ahnung mehr von der Bedeutung der Ruinen,

die sie sogar teilweise zur Erbauung ihrer Hütten verwendeten.

Über die Herkunft des Namens Theben sind die Gelehrten noch uneinig; vielfach wird angenommen, daß der ursprüngliche altägyptische Name Tuabu den Griechen Veranlassung gab, darin den bei ihnen häufigen Städtenamen Thebai wiederzuerkennen und jenes Wort so auszusprechen. Nebenher hatte die Stadt bei den Griechen die Bezeichnung Diospolis (Gottstadt), weil der höchste ägyptische Gott Ammon hier verehrt wurde.

Auf den in und um Theben befindlichen Denkmälern ist bisher nichts gefunden worden, das auf ein Vorhandensein dieser Stadt vor der ersten Dynastie hinwies. Aber ihr eigentlicher Ruhm und ihre Größe scheint erst von der Zeit an zu datieren, da die Hyksos aus Ägypten vertrieben worden waren, also nach der siebzehnten Dynastie, etwa 1800 Jahre vor Christi Geburt. Nun flossen nach den siegreichen Kriegen, die von den folgenden Herrschern bis nach Asien hin geführt wurden, zahllose Schätze hierher und bewirkten, daß Theben die herrschende Stellung übernahm, die vorher Memphis im Norden zugefallen war. Bekanntlich wird sie schon von Homer die Hundertthorige genannt. In gleicher Weise rühmen sie Diodor, Strabo, Plinius u. s. w. Man hat sich darunter aber nicht Thore wie unsere mittelalterlichen Stadtthore zu denken, sondern die schon mehrfach erwähnten Riesenbauten vor den Tempeln, Pylonen genannt, als Tempelthore.

Den höchsten Glanz mag Theben in der neunzehnten Dynastie unter der Herrschaft von Ramses I. und Seti entfaltet haben. Dann kam es unter die Herrschaft der

Priester und ging seinem allmählichen Verfall entgegen. In den folgenden Jahrhunderten hinterlassen zwar die fremden Eroberer immer noch Spuren ihrer Prachtliebe in Theben; es entstehen besonders auf dem linken Nilufer noch mannigfache Prachtbauten, und die vorhandenen werden mit Relieffskulpturen geschmückt, die die Großthaten ihrer Erbauer verherrlichen, aber der Schwerpunkt der Entwicklung wird doch wieder nach Norden, ins Delta-land verlegt. Alexander der Große ist schon Zeuge der in Verfall geratenen Weltstadt, wendet ihr aber trotzdem sein Interesse zu, indem er sie mit einigen Bauten verschönt. Als Tempelstadt genießt sie noch eine Zeit lang eines gewissen Ansehens. Noch immer bot die Stadt Schätze genug, um für die Verschwendungssucht der schwelgerischen Nachfolger Alexanders eine ergiebige Quelle zu bilden. Kriege, in denen die Niesentempel als Festungen benutzt wurden, lassen auch diese der Zerstörung anheimfallen. Was die Feinde nicht vermochten, vollendete die Natur selbst. Im Jahre 27 v. Chr. wütete ein furchtbares Erdbeben in Theben und zertrümmerte von den Tempelbauten noch, was so lange der Zerstörungssucht der Menschen widerstanden hatte. Schon im Jahre 24 v. Chr. berichtet Strabo, daß die ehemalige Weltstadt vom Erdboden verschwunden sei, und daß an ihrer Stelle nur diesseits und jenseits des Nils ärmliche Ortschaften zu sehen seien. Also schon zu Christi Zeit sah Theben kaum anders aus als heute. Christen, die sich später hier sammelten, glaubten ein frommes Werk zu thun, wenn sie die Abbilder der heidnischen Gottheiten in den Tempeln von Luxor und Karnak verstümmelten und zerstörten.

Einige Teile der ersteren fanden sogar als Unterbau für eine christliche Kirche Verwendung, andere wurden zu menschlichen Wohnungen umgestaltet. Mehr als drei Jahrtausende hindurch erreichte jährlich der Nil die seinem Wasser schutzlos preisgegebenen Mauern und Säulenbasen des Tempels von Karnak, und so wurde auch von dieser Seite Bresche in ein Menschenwerk geschlagen, das von den Erbauern für die Ewigkeit bestimmt war.*) Und doch! Wie viel Bewunderungswürdiges haben bewußte und unbewußte Feinde der einstigen Weltstadt dem Staunen der Nachwelt noch übrig gelassen! Schon zur römischen Kaiserzeit fuhren Touristen den Nil herauf, um in Unterägypten die Pyramiden, in Oberägypten die Memnonsäulen und Trümmerstätten von Karnak und Luxor bewundern zu können. Im Mittelalter scheinen die Tempelreste im Abendlande nicht bekannt gewesen zu sein. Erst Napoleon I. hat nach seinem Feldzuge die Erforschung der wichtigen Denkmäler in großartigem Maßstabe befördert. Unter dem Schutze der Engländer wird sehr vieles gethan, diese zu erhalten und Neues aus dem ergiebigen Schoße der Wüste an das Tageslicht zu fördern.

VIII. Die Tempel von Karnak.

Am Morgen nach der gelungenen Schakaljagd sollte uns endlich beschieden sein, uns in die Betrachtung der Trümmer zu versenken, die schon vor Jahrtausenden die Blicke der Welt auf sich gelenkt haben. Zur Linken

*) Alle diese geschichtlichen Bemerkungen habe ich Ebers entlehnt.

den mit Dhohabäyen belebten Nil, zur Rechten die liebliche Landschaft mit den Höhenzügen im Hintergrunde, ritten wir auf guter Landstraße froher Erwartung voll unserem Ziele entgegen und erreichten es, da wir uns leidliche Esel ausgesucht hatten, etwa in einer halben Stunde.

Von den Sphingen mit Widderköpfen, die einstmals wahrscheinlich die ganze Straße, die wir durchritten hatten, den ehemaligen Prozessionsweg, begrenzten, sind verhältnismäßig nur noch wenige vor dem ersten Pylon vorhanden, durch dessen hohes Thor wir jetzt schritten. Größenverhältnisse wirken nur durch den Anblick selbst, und daher werden alle Mühen der Beschreibung, auch alle Bilder und Photographieen immer nur ein schwacher Versuch bleiben, einen Begriff von dem gewaltigen Eindruck zu geben, unter dem wir beim ersten Blick auf die Tempelruinen standen. Zunächst konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, (so sehr wir auch den Irrtum fühlten), daß wir auf ein Gebiet gekommen waren, auf dem nicht Menschen, sondern ein Geschlecht von Riesen gewirkt hatten. Nur Riesen konnten solche Steinmassen bewältigen, solche himmelanstrebenden Säulen bearbeiten und auf-türmen und Steinmauern von einer Höhe und Stärke herichten, die an die erhabenen Felsgebilde der Natur er-innern.

Ich kann es mir nicht versagen, hier die Worte Ebers' anzuführen, die er der Beschreibung der Trümmer von Karnak voranschickt:

„Auch unter den Pharaonen galt die Tempelgruppe von Karnak für die großartigste Schöpfung der an archi-

tektonischen Wunderthaten so reichen Zeit. Die Jahrhunderte haben hier vieles vernichtet, und dennoch trägt die Welt kein Gebäude, das an Größe seiner Dimensionen mit dem Ammontempel von Karnak sich zu messen vermöchte. Das glanzvolle Leben, welches einst in diesen Hallen wogte, schimmerte und tönte, liegt längst unter Staub und Schweigen begraben. Wer es mit einem Zauberstabe zu erwecken vermöchte, der würde einem Anblick von sinnverwirrender Pracht und Eigentümlichkeit begegnen; aber es fragt sich, ob die Bewunderung und Erregung, welche der benutzte und unbeschädigte Tempel zu erwecken im stande war, dem reinen Genuße gleichkommen konnte, den das verödete, aber in seiner Anordnung zu übersehende und aufzufassende Bauwerk in der Seele des verständisvollen Beschauers hervorrufen wird. . . Vor diesen Trümmern empfinden wir die Kürze des menschlichen Lebens im Vergleich zu der Dauer dieser Werke, die Hinfälligkeit menschlicher Größe und Pracht."

Von einer eingehenden Beschreibung der Trümmer dieser festungsartigen Riesenbauten kann hier nicht die Rede sein; sie würde ein ganzes Buch in Anspruch nehmen — das übrigens nur ein Ägyptologe schreiben könnte. Ich muß mich bescheiden, nur das dem Laien am meisten in die Augen Fallende zu berichten, und muß, wo Erklärungen von Interesse sind, dem kundigen Fachgelehrten das Wort lassen.

Der erwähnte Pylon erscheint uns hier, da er zu seiner Breite unverhältnismäßig hoch ist, wie ein Turm, dessen Spitze abgenommen ist. Oben über dem Thor ist eine gut erhaltene geflügelte Sonnenscheibe eingemei-

felt, deren blaue Fittige in schöner Spannung fast die ganze Breite des Oberbaues einnehmen. Auf ägyptische Tempelverhältnisse bezogen, kann er als Neubau betrachtet werden, obgleich er schon mehr als zweitausend Jahre dem Ansturm der Zeiten Trotz bietet. Ptolemäus III. (347—222 v. Chr.) hat ihn errichtet. Unter seiner Herrschaft entfaltete Ägypten die höchste Macht.

Im Innern des Thores befindet sich eine bildliche Darstellung des Königs, wie er dem Gotte des innersten Wesens aller Dinge und zugleich Mondgott Thunsu opfert. Lechterer, Ammon Ra und Muth waren die hier vornehmlich verehrten Götter und werden die Trias von Theben genannt. Auch der Tempel, an dem wir uns jetzt befinden, ist dem Thunsu gewidmet.

Vom Eingangspylon aus zieht sich eine noch erhaltene Sphingallee zu einem kleinen Pylon, durch den man in den Hof gelangt, der zu beiden Seiten mit einer Doppelreihe von je sechs Säulen mit Kapitälern, welche Lotusknospen darstellen, geschmückt ist. Hierauf folgen in symmetrischer Anordnung die das Sanktuarium umgebenden Kammern, überall mit Bildern und Inschriften bedeckt, die für die Kenntniss der Ereignisse in der 21. Dynastie das meiste Material geliefert haben sollen. Da wir ähnliche Tempelbauten bereits kennen gelernt haben, unterlasse ich deren nähere Beschreibung. Erwähnt sei nur noch, daß dieses Heiligtum von Ramses III. im Bau fast vollendet wurde, jenem prachtliebenden Sohne Seti's, des Erbauers von Abydos. Da Thunsu auch als die Heilung bringende Kraft verehrt wurde, so stand das Heiligtum besonders als Wallfahrtsort Heilungsuchender

in hohem Ansehen. Interessant war uns auch die bildliche Darstellung einer ägyptischen Beschneidung, um so merkwürdiger, da eine andere derartige Darstellung niemals mehr aufgefunden wurde. Noch bis zum Beginn unserer Zeitrechnung wallfahrteten Griechen hierher und unterließen nicht, ihre Namen durch Einmeißeln der Nachwelt zu überliefern. Häufig sieht man neben dem Namen noch das Bild einer Sohle, die besagt, daß die Reise zu Fuß zurückgelegt worden ist. Der trefflich erhaltene Tempel, der durch die symmetrische Anordnung seiner Teile von dem architektonischen Sinne seiner Erbauer das ehrendste Zeugnis ablegt, und der auch dem Laienblick seine Bestimmung, ein würdiges Endziel von Prozessionen aus weiter Ferne zu bilden, unmittelbar offenbart, sollte indessen erst gewissermaßen eine Vorbereitung für das sein, was uns an Wunderbauten auf diesem Trümmerfelde noch erwartete.

Als wir wieder ins Freie getreten waren, suchten wir auf dem, durch jetzige Ausgrabungsarbeiten durchwühlten Boden einen besonders hohen Schutthügel auf, von dem aus man ein Bild von der Lage der Tempelbauten gewinnen konnte, die noch zu besichtigen waren. Hierbei machten wir die Beobachtung, daß der soeben etwas näher beschriebene Tempel etwa nur den fünfzigsten Teil des ungeheuren Gebietes einnimmt, das teils mit den heiligen Bauten von Theben bedeckt ist, teils ihre Spuren zeigt, und schon hieraus mag der Leser einen Maßstab für die Verhältnisse entnehmen, mit denen die Erbauer dieser Riesenwerke rechneten.

Noch warfen wir einen flüchtigen Blick auf den kleinen

Apetempel, welcher zur Linken des kleinen Pylons zu Ehren der Nilpferdgöttin Ape errichtet ist und galoppierten, erfüllt von lebhaften Eindrücken und zugleich voll der Erwartung, all das Mächtige im Innern zu schauen, was wir nur von fern und in verworrenen Umrissen gesehen hatten, wieder unserem Astyle zu, dem Lufthôtel, das uns von Tag zu Tag heimischer wurde.

Es folgten nun einige Tage abwechslungsreicher Jagd, unterbrochen von dem sich immer anregender gestaltenden Verkehr im Hôtel. Gerne gedenke ich auch der Besuche bei dem höchst zuvorkommenden deutschen Konsul Thodrus, einem Eingeborenen, der jedoch die deutsche Sprache in staunenswerter Weise zu beherrschen gelernt hat. Er empfing uns stets mit großer Liebenswürdigkeit, zeigte uns mit Stolz die vielen Namen und Photographien berühmter Deutscher, die bei ihm Einkehr gehalten hatten, und führte uns besonders gern in seinem reichhaltigen Lager zweifellos echter Ausgrabungsgegenstände umher, die auch verkäuflich sind.

Er besitzt eine selbst von Archäologen sehr geschätzte Kenntnis der ägyptischen Altertümer und weiß, wie wenige, das Echte vom Falschen zu unterscheiden. Bekanntlich werden heute Nachahmungen so geschickt hergestellt, daß es auch dem Archäologen nicht mehr möglich ist, ein endgültiges Urteil über den Wert eines als Ausgrabung bezeichneten Gegenstandes abzugeben. In solchen Fällen hat Herr Thodrus nicht selten das letzte Wort gesprochen. Sehr interessant ist ein Zimmer des Konsuls, in dem auf der einen Seite echte, auf der anderen gefälschte „Altertümer“ ausgestellt sind. Er giebt dem Fremden von

beidem in die Hand, damit er unterscheide, und meistens ist es nur der Zufall, der das Richtige treffen läßt. Selbst ganze Mumien werden täuschend nachgebildet.

Auch erzählte ein Herr Dr. S., ein junger Ägyptologe, der im Auftrage der Regierung mehrere Monate bei den Ausgrabungen in Luxor beschäftigt war, daß sich ganz in der Nähe derselben ein vollständiger Industriezweig für Fälschungen ausgebildet habe, dessen Erzeugnisse er täglich zu bewundern Gelegenheit hatte.

Der wohlwollende Konsul hatte es sich nicht nehmen lassen, eine Anzahl Deutscher, denen er zuvor seinen Besuch gemacht hatte, zur Feier des Geburtstages Kaiser Wilhelms II. in sein gastliches Heim zu laden und sie festlich zu bewirten. Er las langsam und feierlich einen deutschen Trinkspruch auf das Wohl des Kaisers vor und bewirkte durch diese Feier, daß die verschiedenen Elemente, die sich hier auf fremdem Boden zusammenfanden, durch Erinnerungen an das gemeinsame Vaterland schnell miteinander vertraut wurden. Der gute Wein, die vortrefflichen Zigarretten und ägyptischen Pfeifen, die zu unseren Füßen musizierenden Araber verfehlten nicht, den Abend zu einem solchen zu gestalten, an den alle gern zurückdenken werden.

Da auch eine Dame an der Festlichkeit teil nahm, so wurde die Fantasia, d. h. die Aufführung ägyptischer Tänze, welche in den Vorjahren bei der gleichen Gelegenheit die Würze des Abends bildete, nicht zur Darstellung gebracht — zur bitteren Enttäuschung der jüngeren Elemente der Gesellschaft.

Doch nun wieder zurück ins graue Altertum zu den

steinernen Riesenfolianten! Zunächst zu dem großen Ammonstempel.

Vom Thunshheiligtum aus hatten wir neulich schon eine Vorstellung von der gewaltigen Ausdehnung erhalten, die jenes kolossale Bauwerk einnimmt. Um einen nur einigermaßen befriedigenden Einblick zu gewinnen, bestimmten wir mehrere Vormittage zu seiner Besichtigung. Der erste Besuch war der Gewinnung eines allgemeinen Überblickes gewidmet. Schon verursacht die Prozessionsstraße, die mit Widder sphingen (Gebilden mit Löwenleib und Widderkopf) zu beiden Seiten besetzt ist, geringeres Staunen als wenige Tage vorher. So schnell gewöhnt man sich an mächtige Größenverhältnisse. Wir durchschreiten die früher beschriebenen Pylonen, die zum Thunshempel führen, lassen diesen selbst heute unbeachtet und wenden uns zur Linken dem Nile zu. Zwei bis drei Minuten schreiten wir nur mühsam durch aufgewühlten Boden. Ringsumher sind Arbeiter mit Ausgrabungen beschäftigt.

Längs unseres ganzen Weges, parallel mit dem Nil-
lauf, befand sich ehemals ein Teil der Umwallung, die das ganze ungeheure Gebiet umgab und an dieser Seite noch besonders zum Schutze gegen die alljährliche Überschwemmung errichtet war.

Wir haben den ersten Pylon des Ammontempels erreicht. Steht man unmittelbar vor ihm, so ist man trotz besseren Wissens noch jetzt geneigt, das Homerische Wort von dem hundertthorigen Theben auf Festungsthore zu beziehen. Jedenfalls wird es schwer, sich von dieser Vorstellung zu befreien.

Seine Breite nimmt nicht weniger als die Hälfte derjenigen der Cheopspyramide ein, nämlich 113 Meter! Wenn ich noch hinzufüge, daß die Dicke der Mauer 15 Meter beträgt, also etwa so viel, wie die Front eines modernen siebenfenstrigen Berliner Wohnhauses, und daß die Höhe über 43 Meter beträgt, so wird der Leser vielleicht eher im Stande sein, sich von den Verhältnissen eines Tempels eine Vorstellung zu bilden, dessen Eingangsthor solche Maße aufweist. Durch diesen Pylon bewegten sich im Altertum die Züge von Ammonsvenerhrern, die nach dem Teile von Theben, der sich auf dem gegenüberliegenden Ufer befand, zu jener Nekropolis wallfahrteten, über die ich oben allgemeine Bemerkungen gegeben habe.

Die Uferbauten, die Ramses II. zum Schutz gegen Überschwemmungen angelegt hatte, sind längst der Zerstörung anheimgefallen. Aber noch sieht man eine Doppelreihe von Sphinxen, die am Nil in der direkten Verlängerung des Mitteleingangs liegen. Die Entfernung vom großen Pylon bis zum Fluß betrug zur Zeit unserer Anwesenheit, Ende Januar, etwa 150 Schritt. Zur Zeit des höchsten Nilstandes dagegen, Anfang Oktober, soll das Wasser bis in das Innere des Tempels vordringen. Es ist zu hoffen, daß die Engländer, die für die Erhaltung der Denkmäler unausgesetzt bemüht sind, aufs neue Dämme gegen die Zerstörung des Wassers errichten werden.

Der Stuck am ersten großen Pylon ist längst dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen. Aber man glaubt allgemein, daß mit dem Verluste desselben nicht zugleich auch der von Relieffdarstellungen, wie sie meistens die Pylonen zieren, zu beklagen sei. Die ungeheure Aus-

dehnung der Wandflächen wird wohl diesem Brauch hier eine Schranke gesetzt haben und den Ptolemäern, unter deren Regierung der Pylon erbaut sein soll, nur erlaubt haben, Wandmalereien darauf anbringen zu lassen.

In ähnlicher Weise, wie ich die Cheopspyramide erstiegen hatte, begannen wir nun den Pylon von der Seite her zu erklettern, die Luxor entgegengesetzt liegt. Schon in einer Höhe von etwa 20 Metern erreichten wir die Treppe, die im Innern bis auf die freie Höhe führt. Schwer ist es nun, den Eindruck zu schildern, den wir empfingen, als wir von der Höhe aus unsere erstaunten Blicke über das unter uns liegende ungeheure Gebiet von Tempelhöfen, Säulen, Pylonen, Obelisken, Mauern und Trümmern schweifen ließen. Lange währte es, ehe es uns gelang, in dem Gewirre grauer Steinkolosse auch nur einigermaßen Ordnung und Harmonie zu entdecken. Verhältnismäßig leicht wurde uns dies noch in Bezug auf den fast quadratischen Tempelhof, der unmittelbar vor uns lag, mit dem in seiner linken Ecke eingebauten kleinen Heiligtum und der wie ein Riegel in die rechte Umfassungsmauer sich einschiebenden Bubastidenhalle. Auch vermochten wir noch die symmetrisch geordneten Säulenreihen des von einem zweiten halb zerfallenen Pylon abgeschlossenen Saales deutlich zu unterscheiden. Das gewaltig weit sich hinziehende, mit theils erhaltenen, theils in Trümmern liegenden Tempelbauten vollständig bedeckte Gebiet jedoch, das dahinter lag, zeigte sich den Blicken nur wie ein ungeheures Ruinenfeld, aus dem ein Wald von Säulen in kolossalen Größenverhältnissen hervorragte. Der Eindruck des Ganzen war ein überwältigender.

Wir stiegen nun wieder hinauf, um noch einige Ruinen des großen Ammonstempels näher zu betrachten.

Durch das Thor des Pylons schreitend, lasen wir auf der rechten Innenseite desselben die Inschrift, welche die Gelehrten, die dem Siegeszuge Bonapartes gefolgt waren, hier hatten einmeißeln lassen. Sie giebt im wesentlichen die Längen- und Breitengrade an, unter denen die berühmtesten ägyptischen Tempel liegen, nämlich die von Dendera, Karnak, Luxor, Esne, Edfu, Ombos und der auf der Insel Philae.

Wir treten nun in den großen peristhylon, d. h. in den mit Säulen umgebenen Vorhof. Da es mir bei der Beschreibung der Denkmäler von Karnak einerseits besonders darauf ankommt, des Lesers Aufmerksamkeit immer aufs neue auf ihre ungewöhnlichen Größenverhältnisse hinzuwenden, und da ich andererseits so viel wie möglich vermeiden möchte, trockne Zahlen anzuführen, so werde ich als Ersatz dafür Unbekanntes zum Vergleich heranziehen. Wollten wir dem begleitenden Araber auch von unseren Kunstbauten und größten Kirchen einen Begriff beibringen, so würden wir nicht fehlgehen, wenn wir bei Erwähnung des Kölner Domes ihm sagten, daß seine ganze Breite in der Tiefe des Vorhofes Platz hätte, seine Tiefe nicht allzuweit über die Umfassungsmauer, etwa bis zur Grenze der kleinen eingebauten Halle, die ich oben erwähnt habe, hinausreichte.

Dieses Heiligtum, Bubastidenhalle genannt, weil es vor allem Inschriften enthält, welche von Herrschern der 22. Dynastie aus dem semitischen Bubastis her-

es ragt, die rechte Mauer des Vorhofes durchbrechend, gegen 20 Meter in diese hinein. Längs der linken Mauer des Vorhofes stehen 18, längs der rechten durchbrochenen, 12 Säulen.

Sonderbarer Weise ist auch in die linke Ecke ein kleiner von Seti II. gegründeter Tempel hineingebaut worden. (Auf beide Heiligtümer werde ich später kurz zurückkommen). Der Blick wird aber besonders auf sechs Säulen gelenkt, die längs der Linie stehen, die das in der Mitte liegende Eingangsthor des ersten Pylons mit dem des zweiten Pylons verbindet. Leider sind fünf von ihnen verstümmelt; die sechste aber, in Turmhöhe emporragend, zeigt sich in ihrer ganzen Pracht und Größe und läßt uns die Herrlichkeit der übrigen erraten.

Ursprünglich bildeten zwei Reihen von je sechs solchen Säulen die Begrenzung der Prozessionsstraße. Bis in das Allerheiligste, das weit hinten lag, durften außer dem Könige, der als die Verkörperung Gottes auf Erden galt, und dem Hohenpriester, nur einzelne wenige Auserlesene vordringen. Der größte Teil der Frommen mußte schon im Vorhofe zurückbleiben. Nur sehr Bevorzugten war es gestattet, in den schon bedeutend kleineren hypostylen Saal, der daran grenzte, zu treten.

Von hier an werden die Räumlichkeiten immer kleiner, immer enger und bieten immer weniger Raum zur Aufnahme der Frommen, bis zuletzt das Sanktuarium als schmale Kammer der Wallfahrtsstraße ein Ziel setzt. Nur in Erwägung dieser seiner Bestimmung kann man die bauliche Anlage des großen Ammonstempels verstehen.

Auch wir wollen heute nicht weiter als bis zum

Vorhofe vordringen, nicht ohne noch die beiden ange- deuteten Heiligtümer auf dem Rückwege flüchtig zu be- suchen. Ständen sie beide einzeln auf freier Ebene, so böten sie sich (besonders der von Ramses III. erbaute, mit seinem als Bubastidenhalle schon mehrfach erwähnten Vorhof, seinem schon zerfallenen Pylon, der Säulenhalle und dem Sanctuarium) als ganz stattliche Tempel dar. In diese Kolossalbauten aber eingeschoben, schrumpfen sie zu Größen niederen Ranges zusammen. Ihre Beschreibung unterlasse ich, um die Aufmerksamkeit nicht von dem bei weitem Bedeutenderen abzulenken. Nur sei noch erwähnt, daß an der Außenwand des Tempels, welche zugleich die des Ammonstempels bildet, eine höchst interessante bildliche Darstellung des in der Bibel „Sisai“ benannten Königs, des Eroberers von Jerusalem, zu sehen ist. Als Sieger erscheint seine Figur, wie es der Brauch mit sich brachte, in Größenverhältnissen, die diejenigen seiner Feinde weit überragt. Mit semitischen Zügen und spitzen Bärten sind die Unterliegenden abgebildet, auf die er mit dem Schwerte einhaut. Aus den Namen unter den die Hände flehend emporstreckenden, auf den Knien liegenden Besiegten, sowie den übrigen hieroglyphischen Inschriften geht hervor, daß wir vor einer Verherrlichung des Feldzuges Sisai's gegen Rehabeam, den Sohn Salomo's, stehen. Die Inschriften sollen höchst wichtige Bestätigungen und Ergänzungen zu der biblischen Erzählung enthalten.

Fernerhin ließ sich eine genau datierte Mondfinsternis aus einer Inschrift in der Vorhalle entziffern. Die Wand- skulpturen in dem sogenannten „kleinen Tempel Seti's II.“, der in der linken Ecke der Halle erbaut ist, enthalten

aufser der Darstellung der Göttin Muth, wie sie in der heiligen Barke eine Libation von Seti und dessen Sohn huldvoll entgegennimmt, nichts Erwähnenswerthes.

Wir unterbrachen nun wieder die Tempelbesuche für einige Zeit, um die Empfänglichkeit für deren Eindrücke nicht abzuschwächen, und unternahmen dafür manchen ergiebigen Jagdausflug auf Flußvögel am westlichen Nilufer. Dabei ging es selten ohne Kampf mit den Eselungen ab, deren widerwärtige Aufdringlichkeit unsere Freuden arg beeinträchtigte. Aber auch der Dragoman, dessen Harpagushänden wir uns nun einmal überliefert hatten, wurde alle Tage fauler, unverschämter und frecher und bereitete uns vielen Ärger. Zulezt verzichteten wir ganz auf seine Dienste.

Mancher Vogel, der jetzt E.'s Sammlung ziert, wurde auf den nilabwärts unternommenen Fahrten von einer der Karnak gegenüberliegenden Inseln geholt oder weiter aufwärts von den kleinen Inseln, auf denen ein reiches Vogelleben herrscht.

Dann aber ging's wieder hinein nach Karnak, wo ja der Befriedigung unserer Wißbegier noch vieles und Interessantes vorbehalten war.

Nachdem wir den Vorhof des Anmonstempels durchschritten hatten, standen wir vor dem Eingang des zweiten Pylons, dessen linke Hälfte indessen nur Spuren ehemaligen Vorhandenseins zeigt, während die rechte Hälfte noch gewaltig emporragt, aber auch der Zerstörungswut der Menschen, vielleicht auch der Naturmächte einen starken Tribut hat zahlen müssen. Vor dem Vorbau zum Eingang standen ehemals, wie Niesenwächter des Pylons,



Großer Mittelgang im Karnaktempel.

zwei Kolossalstatuen, Ramses II. darstellend. Nur eine ist noch in nahezu ganzer Größe vorhanden; sie trägt die Spuren einer Meisterhand.

Wir traten jetzt in einen Tempelsaal, dem an Erhabenheit der Raumverhältnisse, an Mächtigkeit der einzelnen Teile in dieser Welt nichts gleichkommt. Ich meine den sogenannten „Säulensaal in Karnak“. Seine Breite nimmt die ganze Breite des ersten Pylons ein, also (wie ich noch einmal in Erinnerung bringe) nahezu die halbe Länge der Cheopspyramide. Die Tiefe der Halle ist zwar erheblich geringer, als die des großen Vorhofes, beträgt aber noch 52 Meter, so daß der ganze Saal etwa 5000 Quadratmeter bedeckte. Nun denke man sich eine solche Fläche mit herrlichen, über die Maßen mächtigen Säulen gewissermaßen besät, und man wird eine annähernde Vorstellung von dem Eindrucke erlangen, den wir empfangen, als wir in diesen Säulenwald traten, der mit Recht schon längst als ein „Wunder der Welt“ betrachtet wurde.

Immer wieder aufs neue erweckt unsere Bewunderung die mittlere Prozessionsstraße, die Fortsetzung der erwähnten.

Jede einzelne ihrer zwölf Säulen hat nach Angabe Rundiger den Umfang der Trajanssäule in Rom oder der Vendôme säule in Paris. „Sechs Menschen bedarf es, um sie zu umfassen, während ihre Höhe der des Berliner Schlosses nur um 12 Meter nachsteht“ (Ebers). Sie bilden die Träger des auf entsprechend mächtigen Architraven ruhenden, mittleren, höheren Teils der Bedachung, die im ganzen auf 134 Säulen ruht. Die Kapitäle der großen haben die Form von ungeheuren Lotoskelchen; die

von den (ehemals 122 an Zahl) noch aufrechtstehenden kleineren tragen Papyrosknospenkapitälé. Unter den aufeinanderfolgenden Herrschern der 19. Dynastie wurde diese Ruhmeshalle erbaut, die unter den erhaltenen die älteste ist. Auf ihren Mauern und Säulen sollten den Völkern die Siege Seti's und Ramses' II. verkündet werden; der weniger glückliche Menephtha, der letzte Herrscher des mittleren Reiches, mag den Schlußstein gelegt haben.

Erwägt man nun an der Hand dieser geschichtlichen Hinweise, daß der Säulensaal von Karnak zur Zeit Christi bereits das ehrwürdige Alter hatte, das heute auf dem Constantinsbogen in Rom lastet, so wird man es nur zu begreiflich finden, daß ganze Teile des Bauwerks von kolossalen Trümmern bedeckt sind, die für Schakale, Hyänen und Luchse einen willkommenen Schlupfwinkel bilden. Herabgestürzte, felsartige Stücke der Bedachung liegen inmitten gewaltiger, zerbrochener Kapitälé aufgetürmt, zwischen ihnen eine Säule, die im Fallen begriffen war, in schiefer Stellung erhaltend. Andere Teile hat der Zufall wieder in wunderbarer Ordnung erhalten.

Gerade dieses scheinbar erstarrte Bild des Kampfes von Steinriesen gegen die Mächte der Zeit, die endlich doch siegen werden, läßt in dem Beschauer einen unauslöschlichen Eindruck zurück.

Wir versäumten nicht, späterhin noch einmal bei Vollmondbeleuchtung auf der wunderbaren Stätte zu weilen, und ich muß nun der Phantasie des Lesers überlassen, sich auszumalen, wie im magischen Schimmer der stillen Mondnacht alles noch geisterhafter, riesenhafter erschien, als im grellen Lichte des Tages, wie über den

Kolossaltrümmern, über den ragenden Säulen eine geheimnisvolle, zauberische Stimmung ruhte, deren Erinnerung ich nur vernichten würde, wenn ich versuchen wollte, sie in Worten wiederzugeben.

Wir sind erst kaum bis zur Mitte des Ammons-tempels gelangt. Es folgt noch, bevor wir das Sanktuarium erreichen, Pylon auf Pylon und Säulengang auf Säulengang in verwirrender Menge. Verheerende Kriege, Erdbeben, die Nilüberschwemmungen und die alles vernichtende Zeit haben aber hier noch furchtbarere Spuren zurückgelassen, als in den nach dem Nile zu gelegenen Bauten. In diesen Räumen umherschreitend, hatte ich die Empfindung, als befände ich mich in einem Labyrinth, in dem Titanen zertrümmernd gehaust hätten. Je weiter wir vordringen, desto verworrener türmen sich die riesenhaften Trümmerstücke auf und ganze Säulensäle, deren Größe und Pracht vielleicht noch zur römischen Kaiserzeit die Reisenden zur Bewunderung nach Theben lockten, sind jetzt in ihrem unbeschreiblichen Zustande des Verfalls undurchdringlich geworden.

Auch ohne die unzähligen Inschriften und Bilder, die auf herabgestürzten Deckenstücken, auf geborstenen, neben mächtigen Kapitälern am Boden liegenden Säulen dem Geschichtsforscher enthüllen, welche Herrscher hier der Nachwelt ein Denkmal ihres Ruhmes hinterlassen wollten, erkennen auch wir Laien, daß, je näher die Bauten dem Sanktuarium liegen, desto entfernter auch die Zeiten sind, in denen sie errichtet wurden. Das innere Heiligtum pflegte zuerst erbaut zu werden, daran reihten sich die Ruhmeshallen der nachfolgenden Herrschergeschlechter.

So sehr auch das Bemühen erkennbar ist, bei den allmählichen Umbauten dem schon durch das Ceremoniell für Tempelbau vorgeschriebenen Plane gerecht zu werden, so waren doch die einzelnen Herrscher von den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, auch von ihrer Lebensdauer zu sehr abhängig, als daß nicht häufig Symmetrie und Einheitlichkeit dabei verletzt worden wären.

Das Sanktuarium selbst ist in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden, es wurde schon von einem Herrscher der 18. Dynastie, ungefähr 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung vollständig erneuert. Es besteht jetzt aus zwei, den mehrfach erwähnten Prozessionsweg beiderseitig begrenzenden Kammern, die ganz aus Rosengranit aufgebaut sind. Die Decke ist arg beschädigt und hängt drohend über dem Eingange bis über die Mitte der Wände. Die Spuren eines gemalten Sternenhimmels sind darauf zu erkennen. Die Ausschmückung der Wände ist unvollendet geblieben, und es berührt sonderbar, noch nach so langer Zeit die roten Linien zu erkennen, die von dem Bildhauer gezogen wurden, um die Umrisse für später anzubringende Skulpturen einzuzeichnen. Von dem Grünspan, der an Stellen sich zeigt, wo Thürangeln gesessen haben, wird mit Recht geschlossen, daß die Eingänge ehemals mit Kupfer- oder Bronzethüren verschlossen waren. Es steht außer allem Zweifel, daß an der Stelle dieser Heiligtümer oder nahe dabei, schon in der 12. Dynastie ein Sanktuarium sich befunden hat, das also nahezu noch 1000 Jahre früher erbaut worden war. Nicht bloß zwei Stelen (Inskriptsteine) besagen das deutlich, die im Museum von Gize aufbewahrt sind; es haben auch

englische und französische Ägyptologen ganz in der Nähe des Sanktuariums hieroglyphische Befundungen gefunden, die teils aus jener entlegenen Zeit stammen, teils den Inhalt der erwähnten Steleninschrift bestätigen. Nicht unerwähnt bleibe, daß auf den Wänden der Gemächer, die um das Heiligtum herum gebaut sind, höchst wichtige Inschriften entdeckt wurden, die für die Kenntnis der Zeit Tutmes' III. von unschätzbarem Werte waren. Ein großer Teil dieser granitnen Blätter der Weltgeschichte ist nach Paris gebracht worden.

Auf dem für die Lehren der ägyptischen Kunstgeschichte beipielloos ergiebigen Boden schärft sich schon der Blick des Laien für die Kunstformen der verschiedenen Epochen so, daß er im allgemeinen zu unterscheiden lernt, welche Art von Säulen, von Kapitälern, einer früheren, welche einer späteren Zeit angehört*). Vor allem ist es die Pracht der Kapitälern, an denen meistens noch Spuren der Bemalung sichtbar sind, die den Blick fesselt. Die einen haben ihre Form den geschlossenen Lotosblüten, andere dem Papyrus oder der Palme entlehnt, oft ist es die Maske der kuhköpfigen Hathor, die zwischen rot und blau

*) Welche Einblicke der Geschichtsforscher hier gewinnen kann, bedarf nach dem Gesagten kaum des Hinweises. Aber ich kann trotzdem nicht umhin, an dieser Stelle die Worte unseres Altmeisters der Ägyptologie Karl Richard Lepsius anzuführen, die sich in seinen „ägyptischen Briefen“ hierauf beziehen:

„An diesen Tempel knüpft sich die ganze Geschichte des ägyptischen Reiches seit der Erhebung der Ammonstadt zu einer der beiden Landesresidenzen. Alle Dynastien wetteiferten in dem Ruhme, zur Erweiterung, Verschönerung und Wiederherstellung dieses National-

bemalten Ornamenten hervorschaut. Es zeigt sich an den Kapitälern, sowie in der Mannigfaltigkeit der Verzierungen an den Säulen ein Phantasiereichtum der Künstler, der sich nur in einer Zeit höchster Machtsfülle und Prachtliebe der Regenten entfalten konnte. Einerseits waren es die Kämpfe zur Befreiung von den Hyksos und dem darauf folgenden Siegeszuge der Tutmes, Seti und Ramses, die den Künstlern immer aufs neue zufließende Stoffe für die Verherrlichung ihrer Fürsten an den Wänden, Mauern und Säulen boten, andererseits konnten ungezählte Massen Unterworfenen zur Ausführung der oft ausschweifenden Pläne herangezogen werden.

Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten näher einzugehen. Das Interessanteste auf dem Wege zum Sanktuarium sei noch erwähnt. Zwischen dem dritten, halb zerfallenen und vierten fast ganz zerstörten Pylon standen ehemals Obelisk und Kolosse, die den Eingang zum nächsten Tempel umstanden. Nur ein Obelisk hat sich noch vollständig erhalten. Er ragt unter den längst gefallenen Genossen in einsamer Majestät empor und bietet mit dem eigenartigen Hintergrunde ein Bild von

heiligtums das Ihrige beigetragen zu haben. Einen fast ununterbrochenen Faden haben wir hier und zugleich einen interessanten Maßstab für die Geschichte des ganzen ägyptischen Reiches von seinem Ursprunge im alten Reiche an, bis zu seinem Untergange unter der römischen Herrschaft. Fast in demselben Maße, wie die Dynastien und einzelnen Könige in und um den großen Tempel von Karnak repräsentiert sind, treten sie auch in der ägyptischen Geschichte hervor oder zurück.

Vgl. Dümichen, Geschichte des alten Ägyptens, Bd. I, S. 84.

so ergreifender Gewalt, daß es nicht leicht dem Gedächtnis entschwinden dürfte.

Um nun auch gleich ein Zeugnis beizubringen von der maßlosen Vergötterung, die den Königen vom Volke entgegengebracht wurde, von dem Volke, das sich zu lebenslangen Fronarbeiten mißbrauchen ließ, sei hier ein Teil der Ebers'schen Übersetzung einer der 3 Inschriften auf dem Obeliskten wiedergegeben. Von dem Erbauer Tutmes I. heißt es: „Der leibliche Sohn der Sonne errichtete dieses Monument zu Ehren seines Vaters Ammon, des Herrn der Throne der Welt, der im östlichen Theben verehrt wird.“

Nach Durchschreitung des vierten, erst vor kurzem (1865) eingefallenen Pylons treten wir in eine Säulenhalle, die auch mit Kolossen und zwei Obeliskten geschmückt war. Wieder ist nur einer vollständig erhalten. Es ist die größte der in Ägypten befindlichen Spitzsäulen und ragt nahezu 30 Meter empor. Prächtiger Rosengranit hat das Material zu diesem Kolosse geliefert, dessen Gewicht auf fast 7500 Zentner berechnet wurde. Die auf ihm in gewaltigen Dimensionen eingemeißelten Hieroglyphen gehören zu den Meisterwerken ihrer Art. Der Obelisk ist von jener streitbaren Königin Hatsu errichtet worden, die an Stelle Tutmes II., ihres Gatten, die Kriege führte und eine Zeit lang auch für dessen Nachfolger Tutmes III. regierte. Nicht selten erscheint sie im Bilde mit einem Spitzbart. Ihre Mumie hatten wir schon in Kairo im Museum gesehen, wo sie an der Seite ihres eben erst geborenen Töchterchens, das ihr im Tode folgte, aufbewahrt wird. Für uns hatte der Name der Obelisktenstifterin

noch insofern ein persönliches Interesse, als ja der Nil-
dampfer, der uns nach Luxor gebracht hatte, auch „Hatafoo“
hieß. Wohlgemerkt: „Hatafoo“, mit englischer Orthographie
für die Touristen des Insellandes zurechtgestutzt. Denn
die Engländer kennen keine Achtung vor der Schreibweise
anderer Völker, und wäre sie auch durch viele Jahrtausende
geheiligt, — wohl aber bewahren sie ehrfurchtsvoll in
der eigenen Orthographie Reste der alten, die längst von
der Aussprache nicht mehr berücksichtigt werden*). Diese
bei dem ungeheuren Einfluß, den sich die Engländer jetzt
im Niltal errungen haben, vielleicht erklärliche nationale
Eitelkeit, die deshalb aber nicht zu billigen ist, soll uns
nicht verhindern, die großen Verdienste voll anzuerkennen,
die sie sich im Verein mit der Verwaltung der ägyptischen
Altertümer gerade um die Erhaltung der Tempel in
Karnak und Luxor erworben haben. Unablässig wird
neuerdings daran gearbeitet, Verfallendes zu stützen und

*) Man könnte als Entschuldigung anführen, sie wollten ihre
Landsleute dadurch gewöhnen, den Namen so auszusprechen, wie
die Ägypter es thaten: „Hatafu“. Schön. Aber dann sollten sie
auch dafür sorgen, daß klingende Namen, wie „Philae“ nicht „Feili“,
„Luxor“ nicht „Lokfor“, „Ramesseum“ nicht „Remisiom“, „Ram-
ses“ nicht „Remisis“ ausgesprochen, d. h. bis zur Unkenntlichkeit
verstümmelt würden. Wo bleiben die Grundsätze? Ich erinnere mich,
daß ein junger ungarischer Graf, dem wir später in Assuan kennen
lernten, bei Tisch seinem Unwillen über die Anglisierung des schönen
Namens „Philae“ etwas drastisch in folgenden scherzhaft gemeinten
Worten Ausdruck gab: „Wann mi hait wider a Ejeljung' fragt,
ob i an Ejel für „Faiili“ brauch', so hau' i em einfach a Woatschu!“
Die Äußerung ist um so charakteristischer, da sie sogar von einem
Nichtdeutschen herrührt.

dem Tageslichte aufs neue zuzuführen, was Jahrtausende im Wüstenlande vergraben lag*).

Wenden wir uns darum ohne Groll im Herzen wieder zu ihnen nach Luxor zurück, befindet sich unter ihnen doch bereits eine ganze Anzahl, die wir sehr ungern in der Gesellschaft missen würden.

Als wir diesmal ins Hôtel zurückkehrten, hatten wir die Freude, einen lieben Landsmann begrüßen zu können, in dessen Gesellschaft wir schon in Heluân sehr angenehme Stunden verbracht hatten, einen jungen Mediziner Dr. S. Gerne gedenke ich seiner. Er hatte jene Ruhe und Gemessenheit in den Umgangsformen, die ihn uns geradezu als das Muster eines Reisegenossen erscheinen ließen. Er besaß nicht die „so kritische“ Ruhe, die des Nächsten Schwächen beobachtet und die selten behaglich ist, sondern jene „sokratische“, Vertrauen einflößende, die einem tiefen Gemüte entströmt. Mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet, legte er uns oft in überraschender Weise davon Zeugnis ab, that das aber mit solcher Bescheidenheit, als ob er deshalb um Entschuldigung bitten müßte. Was ihn uns besonders wert machte, war sein ganz eigentümlicher, trockener Humor. Nur mit den Eseljungen verstand er keinen Scherz. Er betrachtete sie geradezu als seine Feinde. Wehe dem, der mit dem Trinkgeld nicht zufrieden war. Er mußte es unverzüglich zurückgeben und froh sein, wenn er nicht außerdem

*) Leider steht nach einer Notiz in der „Voss. Ztg.“ vom 10. Januar 1896 der ägyptischen Regierung von den dazu veranschlagten 840 000 Mark nur der zwanzigste Teil zur Verfügung.

noch Bekanntschaft mit dem Stocke machte. Nach kurzer Zeit seines Aufenthalts konnte er sich rühmen, die besten Esel und die bescheidensten Eseljungen zur Verfügung zu haben. Mit ihm machten wir manchen fröhlichen Ritt ins alte romantische Land. Eines Morgens, als sich E. gerade auf Schakaljagd befand mit jenem Spanier, der die Nilreise bis Luxor mit uns zurückgelegt hatte, und nun von Assuân gekommen war, um noch einige Zeit hier zu verleben, forderte mich Dr. H. auf, ihn nach Karnak zu begleiten. Er wäre schon einmal dort gewesen, und wolle mir eine höchst merkwürdige Inschrift zeigen, die ich gewiß bisher noch nicht gesehen hätte. Gern willigte ich ein, und so galoppierten wir froher Dinge durch die Menge brüllender Eseljungen, dann durch die Reihe der indischen Verkaufsläden, über den mit feilschenden Fellachen bedeckten Marktplatz, wo gerade Messe abgehalten wurde, hinaus in die freie, grünende Ebene. Wir durchritten diesmal die lange Sphinxallee, die einen zwar jüngeren, aber fast ganz zerfallenen Tempel aus der Ptolemäerzeit (den der Göttin Muth), mit den äußersten nach Luxor zu gelegenen Pylonen der Karnakanlagen verbindet. Hier angelangt, wandten wir uns nach rechts und umritten nun in einem weiten Bogen in etwa $\frac{3}{4}$ Stunden die Erdumwallung, welche die häufig erwähnten Riesenbauten umschließt. Als wir in einer ziemlichen Entfernung von der Umfassungsmauer des großen hypostylen Saales längs dieses hingeritten waren, wurde Halt gemacht. Wir stiegen ab und gingen nun gerade auf die Mitte der Mauer zu, wo eine breite Öffnung anzeigt, daß ebenfalls auch von hier aus das Heiligtum

betreten werden konnte. Die ganze Wand war mit Reliefs und Inschriften bedeckt, die sich, wie wir aus den Erklärungen von Ebers erfuhren, auf Seti's Bekämpfung asiatischer Völkerschaften bezogen. Theils sieht man den Herrscher von seinem Streitwagen aus auf die Feinde einhauen, theils führt er selbst ganze Reihen von ihnen an Stricken befestigt, hinter sich her. Auch an den Rossen seines Siegeswagens sieht man sie gefesselt schreiten. Das weitaus sehenswerteste Relief aber, das auch als merkwürdigstes in ganz Ägypten gilt, zeigt, daß schon zu Seti's Zeiten eine zwischen Asien und Afrika die Grenze bildende Wasserstraße vorhanden war, die den Nil mit dem roten Meere verband, daß also, da der Nilarm von Pelusium östlich vom heutigen Ismailia, wie man aus anderen Quellen weiß, damit in Verbindung stand, eine Art Suezkanal bereits zu seiner Zeit bestand. Ich glaube übrigens nicht, daß ein Laie aus der bildlichen Darstellung jemals einen solchen Sinn hätte erschließen können. Man sieht nichts anderes, als einen heimkehrenden Sieger in der bekannten Darstellungsart. Der untere Teil des Reliefs zeigt mehrere Festungstürme. Das Bild wird von einem breiten Streifen begrenzt, dessen Inneres Wasserwellen und schwimmende Krokodile ausfüllen. Jenseits dieses Wassers sieht man die Darstellung des feierlichen Empfangs eines heimkehrenden Siegers. Das ist alles. Das Wichtigste der beiden in Beziehung stehenden Bilder ist die Wiedergabe des Wassers, seines Inhaltes und der Inschrift. Rechts darüber steht nämlich in Hieroglyphen das Wort „ta tenat“, das ‚Durchschnitt‘ bedeutet. Da dieser Durchschnitt oder Kanal mit Krokodilen gefüllt ist

die nur im Süßwasser leben, hat man geschlossen, daß er eine bildliche Darstellung des Nilkanals sei; ferner, da die Inschriften, an den Türmen auf der Siegesstraße asiatische Städtenamen bezeichnen, folgerte man, daß jenes Wasser die Grenze zwischen Asien und dem heimatlichen Empfangsorte, also Afrika, versinnbildlichen sollte. Schon Herodot erwähnt diesen „eine Tagereise langen“ Kanal.

Von ihm berichten auch andere Geschichtsschreiber, wie Plinius und Strabo. Er zog sich von Bubastis, südlich von dem heutigen Zakazik bis zu den Bitterseen, durch die der jetzige maritime Kanal führt, bis nach Suez*). 1789 wurden seine Spuren gefunden, und Lesseps legte den Süßwasserkanal, dazu bestimmt, die am Suezkanal liegenden Ortschaften mit Trinkwasser zu versorgen, teilweise in dem Bette dieses vor 3300 Jahren schon vorhandenen Kanals an. Auch große Strecken des heutigen Suezkanals liegen in dem Bette des alten.

Der Leser wird sich erinnern, daß beim Besuch des Tempels von Abydos von der staatsmännischen Weisheit Seti's, im besonderen von seinen Kanalbauten die Rede war. Nun standen wir vor dem Symbol seines großen Werkes. Oder sollte die Wasserstraße schon vollendet gewesen sein, als er die Feldzüge unternahm? Wer löst das Rätsel?

Nachdem wir von dem interessanten Ausfluge zurückgekehrt waren, wollte ich meinem Neffen noch einige

*) Ed. Meyer bezweifelt in seiner „Geschichte des alten Ägyptens“, daß der Kanal bis Suez geführt habe. Vergl. das. S. 287 ff.

Schritte entgegengehen, und kam bei dem Hause des Konsuls Todros vorüber. Der freundliche Herr stand vor seinem Hause, umringt von einer Anzahl Fellachen, vor einem im Holzkäfig wütend sich gebärdenden, großen Gänsegeier. Er erzählte mir, daß dieses Prachtexemplar in der Nacht gefangen und ihm zum Geschenk gemacht worden sei. Er wolle den Geier an den Direktor des Berliner Zoologischen Gartens schicken. Dann nahm er mich feierlich beiseite und bat mich, ich möchte ihm in seine Wohnung folgen, er habe mir etwas sehr Erfreuliches zu zeigen. Oben angelangt, öffnete er das große Fremdenbuch und wies geheimnißvoll lächelnd mit dem Zeigefinger auf die jüngste Eintragung. Ich las Namen und Stand u. s. w. eines hohen preussischen Offiziers. Hierauf sagte er: „Das hat Caprivi geschrieben! Er ist soeben hier gewesen. Aber schweigen Sie!“ Die Geheimhaltung des Incognitos ist mir strengstens anbefohlen worden. Nun konnte der Herr Konsul nicht genug von der Liebenswürdigkeit Caprivis erzählen. Er habe ihn nach Empfang einer Depesche im Hôtel besucht, und da dieser mehrmals gesagt hätte: „Ich bin nicht der Graf Caprivi“, so habe er ihm den Gefallen gethan und ihn mit dem Namen angeredet, unter dem er gereist sei. Aber an der Gewißheit sei ja nicht zu zweifeln, da er offiziell davon benachrichtigt worden sei. In der That war Graf Caprivi beim Konsul gemeldet worden, aber nur infolge einer falschen Zeitungsnachricht. Die Botschaft, die sich schnell verbreitete, wurde noch am gleichen Tage in Luxor als Irrtum bekannt; denn der betreffende Herr, eine sehr stattliche Erscheinung, hatte nur eine ganz entfernte Ähnlichkeit mit Caprivi. Wir trafen den

General später im Hôtel du Nil in Kairo, wo er sich sehr entrüstet über das unerwünschte Abenteuer aussprach, das ihm viele Ärgernisse bereitet hatte. Zuletzt sahen wir ihn in Pästum. Das zeigt schon, daß er auch nicht zu denen gehörte, die in Ägypten „tempelmüde“ werden. Sonst würde er nicht in Europa vom fesselnden Neapel aus aufs neue seine Schritte zum Neptunstempel in Pästum gelenkt haben, der immerhin etwas abseits von der Heerstraße liegt. Bei aller unbestreitbaren Schönheit bleibt doch, was dieser bietet, weit hinter dem zurück, was uns ägyptische Tempel zu sagen haben.

Unser Interesse an den Ruinen von Karnak war mit jedem Besuche gewachsen, und so zögerten wir auch nicht, noch einmal hinauszureiten, um andere noch nicht gesehene Teile zu betrachten. Diesmal begannen wir unsere Wanderung beim Ausgang des Sanktuariums am Ende des Ammonstempels. Das Allerheiligste pflegt mit einer Mauer den Tempel abzuschließen. Hier ist eine Ausnahme gemacht. Er ist nach hinten offen und gestattet unmittelbar den Eingang in den sogenannten Tempel Thutmes' III., der in gleicher Breite zu beiden Seiten der Prozessionsstraße angelegt war. Zunächst hatten wir einen fast ganz leeren Platz, 80 Schritt lang, zu überschreiten. Dieser ist, da die Reste eines Tempels aus der zwölften Dynastie hier gefunden wurden, wahrscheinlich der Ort gewesen, an dem die verheerendsten Vernichtungen in Karnak stattgefunden haben. Denn jene semitischen Hirtenvölker, deren Anführer in der Geschichte als Hyksos (Hirtenkönige) bezeichnet wurden, drangen schon am Ende der zwölften Dynastie menschenmordend und

städteverwüstend in Ägypten ein und richteten ihren blinden Eifer in der ersten Zeit ihrer Gewaltherrschaft besonders gegen die Heiligtümer der ihnen verhaßten Götter. Bekanntlich paßten sie sich im Laufe der fünfhundertjährigen Tyrannei immer mehr den Sitten der Unterdrückten an, die zu allen Zeiten mit beispielloser Beharrlichkeit daran festhielten. Die Anpassung gedieh so weit, daß die ehemaligen Bilderstürmer es nach mehreren hundert Jahren noch zu einer leidlichen Kunst gebracht hatten, jedenfalls die Technik der ägyptischen Vorbilder vortrefflich anwenden konnten. Das zeigt unter vielen anderen Erzeugnissen ihrer Kunst der Hyksosphinx, der im Museum von Gize aufbewahrt wird. Auch wurden sie mit der Zeit so vertraut mit der Religion der Unterjochten, daß sie ihren Göttern die Namen ägyptischer Gottheiten beilegen.

Der leere Platz aber, auf dem wir stehen, ist noch ein redendes Zeugnis des Bandalismus, den sie übten, als sie in Ägypten eingedrungen waren. Haben wir ihn überschritten, so treten wir in die Tempelanlagen, die Tutmes III. genötigt war, da er das Sanctuarium schon vorgefunden hatte, in umgekehrter Ordnung anzubauen. Die genauere Beschreibung des schon sehr in Verfall geratenen Tempels will ich unterlassen. Nur sei mir gestattet, das Bemerkenswerteste daraus kurz anzudeuten. Die Bedachung des großen Pfeilersaales wird von vier-eckigen bemalten Pfeilern und Säulen getragen. Besonders die letzteren verraten einen sehr sonderbaren Geschmack. Sie tragen nämlich Kelchkapitäl, die gewissermaßen umgekehrt aufgesetzt sind, so daß der Rand der Blumenglocke, anstatt der des Kelches unmittelbar am oberen Ende

der Säule ansetzt. Diese mußte daher nach oben hin verdickt werden. Die Künstler haben nun weise die sonst an dieser Stelle angebrachten Schnürbänder weiter unten umgelegt, wo die Verdickung der Säule anfängt, damit nicht der Eindruck hervorgebracht würde, daß sie herabgleiten konnten.

In einer der vielen Seitenkammern wurde die berühmte „Königsreihe von Karnak“ gefunden, die jetzt in der Pariser Bibliothek aufbewahrt wird. Sie erschloß vor allem die Namen und die Regierungszeit der Herrscher Ägyptens während der traurigen Hyksosperiode.

Von dem Pfeilersaal gelangt man in gerader Richtung unmittelbar in eine lange Kammer, die man auch als Sanktuarium ansehen muß. Sie wird es aber, wie man heute sagen würde, nur „markiert“ haben, da die ganze Ausstattung und Pracht des früher erwähnten darauf hindeuten, daß dieses das Allerheiligste des Tempels war, während man in jenem nur untergeordnete heilige Handlungen vorgenommen haben mag.

Noch einige Schritte, und wir sind am sechsten Pylon, dem letzten angelangt, der zugleich als Eingangsthor für die von Osten her einziehenden Wallfahrer diente. Er stammt aus verhältnismäßig neuerer Zeit, denn er ist erst unter der Herrschaft der Perser von Nektanebos II., dem Usurpator, erbaut worden, der von Artaxerxes III. nach Äthiopien vertrieben wurde. Seine Außenseite zeigt wenig bildliche Darstellungen, da, wie aus den Inschriften hervorgeht, die Zeit zur Anbringung derselben zu kurz bemessen war. Der Pylon hat sich sehr gut erhalten. In unserm Klima würde wohl ein derartiger Bau, der

immerhin schon vor Alexander des Großen Geburt errichtet war, kaum noch so aussehen. Er steht jetzt nahezu 2200 Jahre. Herodot, der 454 v. Chr. Agypten bereiste, hatte ihn also noch nicht gesehen.

Diese ungeheure Flucht von Tempelbauten, die zwischen dem ersten und sechsten Pylon errichtet wurden, bietet dank ihrer durch Jahrtausende sich hinziehenden Entstehungszeit von den Phasen, die der Kunststil in Agypten durchlaufen hat, ein Bild, wie es belehrender und eindringlicher kaum ein anderer Ort besonders dem Forscher der Kunstgeschichte darbieten dürfte.

Alle die beschriebenen Vorhöfe, Hallen und Säle mit ihren Seitenkammern, durch die ein einziger Prozessionsweg mitten hindurchführte, waren Ammon, dem Könige der Götter, dem Prinzip des Guten, dem „Verborgenen“, (wie die Übersetzung heißt), der besonders in Theben verehrt wurde, geweiht. Dieser Gott wird hier meistens stehend mit Scepter oder Geißel, entweder mit einem Federschmuck auf dem Kopfe, oder mit der Krone von Oberägypten oder auch mit andern Attributen dargestellt. Die Befreiung Oberägyptens von den Hyksos wurde vornehmlich seiner Gunst zugeschrieben. Daher konnten die Herrscher der folgenden Dynastien, besonders der achtzehnten und neunzehnten sich nicht genug thun in der Pracht und Größe der dem Siegverleiher zu Dank errichteten Heiligtümer. Die Größe namentlich ist, wie schon häufig bemerkt, eine Eigentümlichkeit, die dieselben vor allen anderen in Agypten auszeichnet, und so will ich, ehe wir die denkwürdigen Orte verlassen, auch in Bezug der Gesamtausdehnung Bekanntes in Deutschland zum Vergleich heran-

ziehen, wodurch vielleicht besser als durch Zahlen die gewünschte Vorstellung erzeugt wird. Die Länge des Prozessionsweges, der vom ersten bis zum sechsten Pylon durch den Ammonstempel führte, entspricht ziemlich genau dem Abschnitt „Unter den Linden“, der sich von der Friedrichstraße bis zur Wilhelmstraße erstreckt.

Nach Norden zu treffen wir wieder auf größere Tempelanlagen, aber sie sind sehr schlecht erhalten und bieten auch nicht mehr das Interesse, das zum Weilen auffordert.

Auf dem Rückwege ritten wir noch bei dem sogenannten „Heiligen See“, der keinem größeren Heiligtum fehlt, vorüber. Es ist dies ein teichartiger Wasserbehälter, der zur Aufbewahrung der goldenen Barke des Gottes diente. Noch sieht man die Reste der umgebenden Pflasterung und die Ruinen einer aus Marmor erbauten Kammer, die in der Richtung des Sanctuariums errichtet war. — An Genuß und Belehrung war bei den verschiedenen Besuchen von Karnak nie Mangel gewesen, und wir schieden daher mit lebhaftem Bedauern von dem Orte der tausendjährigen Ruinen. Wohl giebt es an erhaltenen Denkmälern aus der ältesten Geschichte der Menschheit noch genug in Luxor selbst, in unmittelbarer Nähe des Hotels, aber es sind auch Tempelreste, und ich möchte mich nicht gern dem Vorwurf aussetzen, den Mahnungen des „Variatio delectat!“ zu wenig Gehör geschenkt zu haben. Lassen wir uns daher auf das westliche Ufer übersetzen, von dessen landschaftlichem Charakter und Verwendung zu Bauten des Bestattungskultes ich schon das Erforderliche vorangeschickt habe.



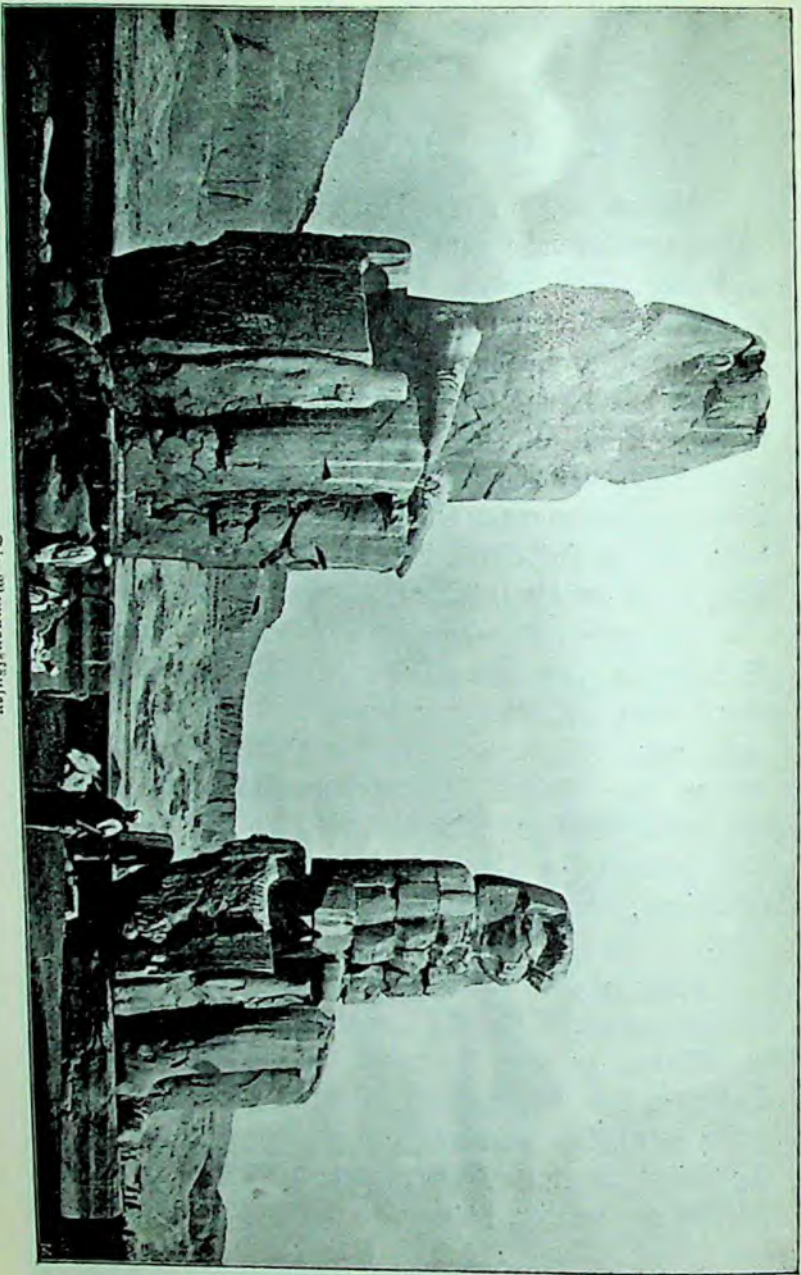
Der heilige See bei Sarnat.

IX. Die Memnonskolosse.

Bereits auf unserm ersten Jagdausfluge hatte ich die Memnonskolosse ganz in der Ferne gesehen, und man wird begreiflich finden, daß ich den Augenblick, da ich an sie herantreten und sie ruhig betrachten könnte, mit einer gewissen Spannung entgegensah. Denn der Tag, an dem wir Dinge lebhaftig vor uns sehen, an die wir auf der Schulbank nicht denken konnten, ohne sie mit einem Schimmer von Poesie zu umgeben, nimmt in unserm Leben eine Bedeutung an und ist nicht ohne bleibende Wirkung. Wer, der in Heidelberg studiert hat, vergißt jemals den Tag, da er in die liebliche Neckarstadt eingezogen ist?

Die beiden Memnonskolosse stehen etwa eine halbe Stunde vom Ufer, einsam in ringsum weit sich erstreckenden Saatsfeldern. K., dem wir immer noch botmäßig waren, sagte uns, daß sie zur Zeit des höchsten Wasserstandes bis zu den Sohlen überschwemmt sind. Da sie nun auf würfelförmigen Sockeln ruhen, die sich gegen vier Fuß erheben, so könnte man sie anfangs Oktober nur besichtigen, wenn man mit dem Rahne um sie herum führe.

Nicht zu allen Zeiten waren sie den Einwirkungen des Wassers ausgesetzt. Zur Pharaonenzeit sollen sie, wie jetzt nur im Winter, zu jeder Jahreszeit trocken gestanden haben. Das Bett des Nils hat sich seit jenen fernen Tagen gehoben und wird sich voraussichtlich immer mehr erhöhen. So wird die Natur früher oder später das Werk der Zerstörung an den anliegenden Denkmälern vollenden,



Die Memnonssäulen.

trotz aller noch so kühn erdachten Vorsichtsmaßregeln der Ingenieure!

In der Einsamkeit, in der sich diese Kolosse erheben, würden sie dem unbefangenen Reisenden etwa wie zwei erratische Blöcke erscheinen, die von Künstlerhand zu Bildsäulen geformt und vervollständigt seien. Nicht immer standen sie so beziehungslos im Felde. Sie hatten früher die Bestimmung, als eine Art steinerner Riesenwächter vor dem Eingangspylon eines prächtigen Grabtempels aufgestellt zu sein. Dieser ist bis auf wenige Trümmerreste ganz verschwunden. Er war in jener baufreundigen Zeit, die der Befreiung von den Hylsos folgte und besonders in den Riesenbauten von Karnak ihren bewunderungswürdigen Ausdruck fand, errichtet worden von Amenophis III., dem Nachfolger in dritter Linie Tutmes' III., den wir als Erbauer des Pfeilersaales und des Sanktuariums kennen gelernt haben. Amenophis soll sich durch Prachtbauten ausgezeichnet haben. Ihre Spuren finden sich noch in Unterägypten im alten Tanis, das, einstmals eine glänzende Hauptstadt im biblischen Gosen, jetzt zu einem armseligen Dorf in der Nähe des Suezkanals herabgesunken ist. Auch trägt noch der älteste Apisarkophag in Sakkara seinen Namen. Seine Gesichtszüge sind in denen der beiden etwa zwanzig Schritt von einander entfernten „Memmonsäulen“, die er ebenfalls errichten ließ, der Nachwelt überliefert worden. Durch welche Umstände die Bildsäulen zu ihrem mit Unrecht geführten Namen gekommen sind, habe ich an anderer Stelle auseinandergesetzt.

In Bezug auf ihre ästhetische Wirkung ist nicht

viel Rühmlisches zu sagen. Imponierend sind wieder die Größenverhältnisse und die Technik, die es verstand, dem kieseligen Sandstein eine so erstaunliche Glätte zu verleihen.*) In sitzender Stellung zeigen sich die dunkelgelben Riesenstatuen in der bekannten typischen Haltung. Die Handflächen mit den gestreckten, aneinandergeschlossenen Fingern ruhen auf den eng gegeneinander gehaltenen Oberschenkeln. Wer sich zwei erhöht sitzende Figuren vorstellt, deren Fußlänge über drei Meter beträgt, deren ausgestreckter Mittelfinger etwa anderthalb Meter lang ist, wird sich selbst ein ungefähres Bild von der Höhe der Kolossalstatuen entwerfen können und nicht mehr darüber staunen, daß sie, wenn man sie vor dem Brandenburger Thor aufstellte, von diesem nicht um Merklisches überragt würden. Kronen bedeckten früher ihre Köpfe, aber ein Erdbeben hat sie im Jahre 27 v. Ch. dieser Zierde beraubt. Die links vom Beschauer befindliche hat sich zwar besser erhalten, als ihre Genossin, ist aber auch durch große Risse und fehlende Teile sehr verunstaltet. Die bekannte poetische Legende, wonach Memnon, den irrtümlicher Weise die Griechen in der Bildsäule dargestellt glaubten, bei jedem Sonnenaufgang seine himmlische Mutter (Eos) mit einem klagenden Ton begrüßt habe, knüpft sich an die weit mehr zerstörte rechts befindliche. Infolge des erwähnten Erdbebens stürzte ihr ganzer oberer Teil bis zum Gürtel zur Erde. Man glaubt, daß sich erst von jener Zeit an der eigentümliche Ton

*) Nach diesbezüglichen Wandgemälden darf man mit Sicherheit schließen, daß Sägen mit Diamanten zum Schneiden der Steine benutzt wurden.

wahrnehmen ließ, der die Bildsäule zu einer der größten Sehenswürdigkeiten und Wunder der alten Welt erhob. Als der Kaiser Septimius Severus gegen Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die weite Reise unternommen hatte, um mit eigenen Ohren das Wunderbare zu hören, gab der Torso keinen Ton von sich. Der Kaiser glaubte, die Götter zürnten ihm, und ließ in der Hoffnung, sie zu versöhnen, den zerstörten Oberkörper ersetzen. Von dem Tage an aber, da die Bildsäule wieder in ganzer Größe erschien, soll der klagende Ton nicht mehr gehört worden sein. Viele Naturforscher sind jetzt geneigt, zu glauben, es handle sich durchaus nicht um eine akustische Täuschung der Alten, die im übrigen gerne bereit waren, die Naturlaute zu beseelen, sondern um eine auf äußerlichen Ursachen beruhende Gehörsempfindung. Sie versuchten das Phänomen in folgender Weise zu erklären. In Ägypten, wo der Temperaturunterschied zwischen den kalten Nächten und den ersten Tagesstunden ein sehr bedeutender ist, entsteht beim Hervorbrechen der warmen Sonnenstrahlen ein Luftzug, der, wenn er über die harte durch das Erdbeben stark zerklüftete Bruchfläche strich, die überdies noch mit dem Tau der Nacht bedeckt war, wohl einen der Holscharfe nicht unähnlichen Ton erzeugt haben kann. Septimius Severus hat nun durch das unfreiwillige Experiment zwar der Wissenschaft einen Dienst erwiesen; denn sie ist durch die Vervollständigung der Bildsäule um eine Erfahrung reicher geworden, aber mit den Göttern hatte er es für alle Zeit verdorben. Und auch mit den Menschen. Denn die Ergänzung vom Gürtel an wäre besser unterblieben. Wie sie jetzt aus fünf Lagen

gewöhnlichen Sandsteins zusammengefügt, sich darbietet, ist sie nur eine Verunstaltung des herrlich gearbeiteten unteren Theiles. Während gemeinhin der Kopf das Interessantere am Menschen und seinem Abbilde ist, üben hier die Beine die größere Anziehung aus. Nicht das Gesicht des Amenophis zeigt uns seine sprechenden Züge, diesmal sind es die Beine, die zu uns verständlich reden — natürlich in Inschriften. Der eigentümliche Zug der reisenden Menschheit, ihre Namen und ihre Gefühle den Nachreisenden in einem Fremdenbuche zu hinterlassen, findet sich, wie es scheint, zu allen Zeiten und an allen Orten ausgeprägt. Bestehen die Seiten des Buches aus Stein, anstatt aus Papier, so wird auch die Mühe des Einmeißelns nicht gespart. Beispiele haben wir schon bei Betrachtung des Chunsutempels kennen gelernt. Sind nicht Mauersteine vorhanden, so müssen die Beine eines Kolosses dafür herhalten. So in unserm Falle. Derartige Fremdenbücher sind spärlich gesät, gehen wir daher nicht achtlos an ihnen vorüber, wie an den zahllosen papiernen, die sich nur selten des Studiums lohnen. Der immer lehrbereite Ebers soll uns auch diesmal den durch sein Alter so ehrwürdigen Inhalt der Inschriften erschließen. Die meisten Einzeichnungen finden sich in griechischer und lateinischer Sprache aus der Zeit, die zwischen dem Erdbeben lag, das unter Augustus stattfand, und der Regierungszeit des Septimius Severus. Es dient dieser Umstand zugleich als Stützpunkt für die Erklärung des Phänomens. Nur in dieser Zeitspanne von zweihundert Jahren erklang die Memnonssäule, und zugleich erklang ihr Ruf durch die zivilisierte Welt. Vor

allem wurden vornehme Römer angelockt, sie zu sehen und ihrem Klagetone zu lauschen. Nicht selten hat sich ein Bürger der Weltbeherrscherin mit seiner Gemahlin zugleich verewigt. Da Vertreter aus den Kreisen der höchsten Regierungsbeamten unter den Besuchern sich vorfinden und zugleich die genaue Zeitangabe ihrer Anwesenheit hinzugefügt ist, so hat auch die Geschichtswissenschaft Nutzen aus den Aufzeichnungen ziehen können. Unter anderm sind auf diese Weise die Namen von acht Gouverneuren Ägyptens der damaligen Zeit bekannt geworden.

Hadrian, der Reisende und Kulturforscher auf dem Thron, stand hier an der Seite seiner Gemahlin Sabina und im Kreise einer ganzen Hofgesellschaft bewundernd vor der Bildsäule.*)

Wir erfahren das aus den vielen Hexametern, die Valbilla, seine Hofdichterin, zur Erinnerung an diesen Besuch hat einmeißeln lassen. Sie erzählt darin, Memnon habe den Kaiser schon dreimal an einem Morgen begrüßt, und der Bevorzugte habe jedesmal den Gruß erwidert. Auch anderen minder bekannten Dichternamen begegnet

*) Es geschah das am 21. Nov. 130 n. Chr. auf seiner zweiten großen Wanderung. Von Palästina aus war der Kaiser durch die arabische Wüste gezogen und hatte nach Ägypten seine Schritte gelenkt. Auf dieser Reise war es, wo er Antinoe am Nil gründete, von dem früher ausführlicher gehandelt wurde. Die Leiche seines Lieblinges Antinous ist aber nicht hier bestattet worden, wie man bisher angenommen hat, sondern in Rom, nahe der Aqua Claudia, wie aus den neuesten Forschungen Prof. Ermans an den schwer entzifferbaren Hieroglyphen des Barberini'schen Obelisken in Rom hervorgeht. (Vgl. Sonntagsbeilage Nr. 42 zur Woss. Ztg. 1896.)

man. Ihre Träger haben fast alle dasselbe Thema zum Gegenstand der Verse gewählt: Freude über die Gunst der Götter, ihnen das seltene Wunder nicht vorenthalten zu haben. Das gelungenste Gedicht dieser Art befindet sich auf dem Sockel. Es hat den kaiserlichen Dichter und Procurator „Asklepiodotos“ zum Verfasser.

In der Übersetzung von Ebers lautet es:

„Meergebor'ne Thetis, wisse, Memnon brauchte nicht zu sterben.
Wenn die mütterlichen Strahlen ihn mit heißem Glanze färben,
So ertönt sein lautes Rufen, wo sich Libyens Berge heben,
Die der Nilstrom, Ufer nehend trennt vom hundertthorigen Theben,
Doch dein Sohn, der unersättlich Kampf erschüt' zur Feldschlacht
steigend,
Ruht in Troja und Thessalien ewig stumm und ewig schweigend.“

In der Weise, wie jetzt noch von Romikern Citate verschiedener Dichter so zusammengereiht werden, daß sie ein neues dichterisches Gebilde meistens belustigender Gattung ergeben, hat hier ein „Areios“ genannter Reisender vier einzelne homerische Verse aus der Ilias und Odyssee geschickt zusammengesügt. Nur ist das Neuentstandene ernster Natur und giebt den gewaltigen Eindruck des gehörten Wunders treffend wieder.

So hat der Memnonstoloß noch heute nicht aufgehört, die Reisenden für eine Zeit lang an sich zu fesseln. Doch es ist die Stimme der Musen, nicht mehr die des Memnon, die noch von ihm ausgeht.

X. Kampfspiele.

Als wir von dem Ausfluge zurückgekehrt waren, hatten wir am Nachmittag noch Gelegenheit, Zeuge eines

Turnierspiels zu sein, das in diesen Gegenden, besonders von den Vornehmen, gern ausgeführt wird. Es fand auf dem großen Plage in der Nähe des Konsulatsgebäudes statt. Unter den Klängen einer wilden Musik von Trommel und Trompete, die selbst feindlich gegeneinander gestimmt zu sein schienen, traten je zwei mit einem langen lanzenartigen Stab bewehrte Kämpfer, meistens schon höheren Alters in den Kreis der festlich gekleideten Araber. Sie wirbelten nun die Stäbe mit unglaublicher Gewandtheit um ihren und des Gegners Kopf, und man wußte nicht, was man mehr bewundern sollte, die Geschicklichkeit des Angreifers oder die Umsicht des Abwehrenden. In prächtigen, auf einer großen kreisartigen Linie ausgeführten Bewegungen wechselten sie unaufhörlich ihre Stellung gegeneinander, um den günstigsten Angriffspunkt zu gewinnen, und brachten dabei den ganzen Zauber ihrer Geschmeidigkeit zur Geltung.

Noch interessanter waren die Spiele zu Pferde.

Auf stolzen, mit reich gestickten bunten Decken gezierten Tieren, deren Anblick allein schon Freude erregte, stürmten die beiden Gegner in gestrecktem Galopp auf einander zu. In wütendstem Lauf hielten sie plötzlich inne. Die gelungene Ausführung dieses Reiterspiels schien das Ziel des Ehrgeizes zu sein. Wir mußten die Fertigkeit anstaunen, zu der es die Reiter darin gebracht hatten.

XI. Die Gräber von Kurnet-Murraï.

Wer bei den Memnonsäulen geweilt hat, pflegt seine Schritte zu dem nächstgelegenen Grabestempel zu lenken, zum Rameffeum.

Um jedoch Tempelbeschreibungen nicht zu häufen, möge zunächst eine Beschreibung des Besuches der Gräber von Kurnet Murraï folgen. Es sind das eigentlich Gräfte, die in die Kalksteinabhänge des Lybischen Gebirges eingehauen sind. So wie man die Tempel nach den Dörfern benennt, die sich jetzt um sie herum gruppieren, so geschieht es auch mit den verschiedenen Gruftkomplexen, die längs des weiten Bogens verteilt sind, in dem das Lybische Gebirge hier gegen das Nilthal abfällt. Kurnet Murraï heißt das Fellachendorf, das sich an diese Gruppe von Gräften anlehnt, teilweise in sie selbst hinein gebaut ist.

Da bekanntlich die Sorge für die Erhaltung der Körper nach dem Tode zu den ersten Pflichten der alten Ägypter gehörte, so bargen sie die Mumien an Orten, die den Einflüssen der Temperatur am wenigsten ausgesetzt waren und wohin auch die Nilüberschwemmung nicht dringen konnte. Darum waren Felsengräber und der Sand der Wüste die beliebtesten Bestattungsorte.

Nicht ohne Ursache ist auch der Westen gewählt. Im Westen gingen die großen Lichtgötter zur Ruhe und da man, besonders in späteren Zeiten, die Könige mit den Göttern identifizierte, so legte man ihre Grabstätten auch im Westen an. Ihnen schlossen sich die Gräber ihrer Verwandten, der höchsten Würdenträger, der Priester und der niederen Beamten an.

Wie ich aus Dümichen's „Geschichte des alten Ägyptens“ ersehe, wird die Gräberstadt auf der Westseite des Nils in alten Inschriften auch demgemäß bezeichnet. So heißt es „die Nekropolis Thebens, das Westland der Be-

grabenen“ oder „das geheimnisvolle Gebirge des Westens“, „das Himmelsland, in welchem Horus, der Sohn der Isis, bestattet wurde“ u. s. w.

Unter den Tausenden von Gräbern, die sich in Kurnet Murraï finden, sind alle Arten vertreten, von solchen an, die nur aus einer kleinen Kammer bestehen, bis zu den prächtigsten (weite Strecken einnehmenden, mit vielen Gemächern, oft in zwei Etagen verteilten) Grabbauten mit Sälen, die auf Säulen und Pfeilern ruhen. Denn die Einrichtung der Gräber stand im Verhältnis zu dem zeitlichen Besitztum der Verstorbenen.

Bei der Betrachtung des bildlichen Wandschmuckes, der die Gräber in Sakkâra schmückt, hatten wir schon Gelegenheit, auf den unschätzbaren Wert hinzuweisen, den dieser für die Kulturgeschichte der Menschheit, insbesondere Ägyptens, zu beanspruchen berechtigt ist.

In den Wandmalereien der Gruft des Hui, der sehenswertesten aus der Gruppe von Kurnet Murraï, offenbart sich ein nicht geringerer Schatz. Auch hier gewinnen wir einen Einblick in die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Äußerungen der Völkerstämme, die etwa 3300 Jahre vor uns gelebt haben. Nur sind es diesmal Typen einiger von den Ägyptern unterworfenen Völker, der Syrer nach Norden hin, der Äthiopier nach Süden, die uns im Bilde vorgeführt werden. Hui war der Gouverneur der unterworfenen Kuschiten oder Äthiopier unter der Regierung eines der letzten Regenten der 18. Dynastie.

Rechts und links sind zwei Grabkammern in den Felsen gehauen; eine dritte, zu ihnen senkrecht stehende

erstreckt sich tief nach hinten. Auf den Wänden der Grabkammern haben sich die bunten Abbildungen, die in vorzüglicher Sauberkeit ausgeführt sind, in bewunderungswürdiger Frische erhalten. Auf der einen Wand ist dargestellt, wie Hui seinem Herrscher die huldigenden braunen und schwarzen Häuptlinge der südlichen Besiegten zuführt. Sie bringen Gold und Edelsteine in Menge auf eigentümlich geformten Gefäßen. Auch geschmückte runde Milchsiffe werden herbeigebracht. Die braune Königin, von einem großen gelben Sonnenschirm beschützt, wird auf einem mit Ochsen bespannten zweirädrigen Wagen zur Huldigung herangefahren. Sonderbar ist die Abbildung eines im Zuge befindlichen Ochsen, der zwischen den Hörnern einen rot und blau gefärbten Gegenstand trägt, den man am besten mit einem Zimmeraquarium vergleichen könnte, auf dessen Oberfläche ein paar Sträucher sichtbar werden. Neben den als Tribut herangeführten Ochsen befindet sich eine Giraffe, die von dem alten Künstler über und über safrangelb angemalt ist. In vier unter einander befindlichen Abteilungen, etwa wie auf unseren Soldatenbilderbogen, ist die Darstellung des Zuges ausgeführt. Das Bild des Königs auf dem Throne, in würdiger Haltung und mit selbstbewußter Miene, nimmt fast die Höhe der ganzen Wand ein, das des Gouverneurs nahezu die halbe. Alles bietet sich in Profilstellung dar.

Den Kulturhistoriker wird besonders die Form der verschiedenen Gefäße, Stühle und des Ruhebettes, die Kleidung der im Zuge befindlichen Frauen u. s. w. interessieren, nicht minder das Abbild eines Negerhauses und eine bildliche Darstellung der Art, wie die Duhmpalmen

abgeerntet wurden. Der Ethnologe wird auf die Form der Negerschädel u. s. w. sein besonderes Augenmerk richten, dem Kunstforscher wird die Art der Darstellung, die schon ein hochentwickeltes Kunstleben bezeugt, fesseln, und so bietet diese Gruft durch die Inschriften, die den Malereien beigelegt sind, nicht bloß eine wichtige Geschichtsquelle, sondern auch anderen Wissenschaften mannigfache Bereicherung.

Die auf der folgenden Wand befindliche, leider schon recht zerstörte bildliche Wiedergabe eines Zuges Tribut bringender Syrer zeigt in den Spitzbärten und dem Gesichtsschnitt der Häuptlinge deutlich semitisches Gepräge. Die Gewänder sind noch reicher, die Muster noch geschmackvoller, die Vasen und Goldgefäße noch edler geformt als bei den Südvölkern. Ein Löwe und ein Roß befinden sich unter den Geschenken.

Als wir von diesem so interessanten Ausfluge zurückritten, bot sich uns ein Bild von unbeschreiblicher Lieblichkeit. Es umringte uns nämlich eine Gruppe noch im Kindesalter befindlicher Mädchen zwischen 8 und 10 Jahren, die in ganz gutem Englisch, bald lachend, bald flehend, eine Gabe von uns erbat. Jedes von ihnen trug ein zierliches, mit Wasser gefülltes Steinkrüggchen auf dem Kopfe. Hatten wir nun einem eine Münze zugeworfen, so jagte sofort die ganze Truppe hinter uns her, und selbst bei gestrecktem Galopp unserer Esel blieben sie uns stets zur Seite und zeigten lachend ihre weißen Zähne. Bei den späteren häufigen Besuchen des Westufers wurde uns noch manchmal dieser Anblick zu teil. Aber immer aufs neue mußten wir die vollendete Anmut der Be-

wegungen, den feinen Schnitt der Gesichter, die feurigen Augen, das Neckische, Koboldartige dieser entzückenden Menschenblüten des Südens bewundern.

Wer je in Lufjor gewesen ist, wird noch nach langer Zeit das reizend gesprochene, allen männlichen Reisenden ohne Wahl gewidmete: „You lovely gentleman, you beautiful man!“ dieser kleinen Nilnixen in den Ohren klingen hören! Wie bunte Schmetterlinge auf öder Heide das Auge des Wanderers erfrischen, so ergöhten diese, trotz der Armut an Lebensfreude so überreichen Fellsackkinder, gleichsam Symbole des Lebens in der Stadt der Toten, das Herz des Reisenden.

Es folgten nun wieder abwechslungsvolle Tage der Jagd am westlichen Nilufer, wohin ich E. zu begleiten pflegte. Einmal kauerte er einen ganzen Tag in einem zum Anstand hergerichteten alten Grabe, zu dem er nur durch einen langen Gang in der Erde mühsam gelangen konnte. Etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt, im Wüstenand, lag das „Luder“, ein von X. besorgter toter Esel. Lange hatte E. in glühender Hitze auf den Feind gewartet. Plötzlich gegen 4 Uhr sah er einen Adler über das Gebirge in großen Kreisen herziehen und sich immer mehr der Lockspeise nähern. Bald stand er in unerwarteter furchterregender Größe schußweit darüber.

E. drückte los. Der Adler senkte sich, offenbar getroffen, einige Sekunden, stieg aber sofort wieder auf und verschwand in den Schroffen des libyschen Gebirges. Es stellte sich bald heraus, daß das angewandte Kaliber nicht groß genug gewesen war. Der Ärger über die so schmachlich verlustig gegangene Beute war groß.

An dem Abend dieses ergebnislosen Tages holte ich ihn unter Begleitung von K.'s Sohn, einem stattlichen Burschen, von der Jagd ab. Ich hatte inzwischen ein kleines Lustspiel, das in der Heimat im Familienkreise am 5. Januar aufgeführt worden war, zugeschildt bekommen und brachte es nun zur Unterhaltung mit. Auf Händen und Knien kriechend, gelangte ich mit Mühe durch den Gang in den mit großen Steinen verbauten Anstand. Den Kopf und die Hände oberhalb, die Füße „noch“ im Grabe, las ich ihm die lustige Posse vor. Aber ich fand einen undankbaren Hörer. Die Schatten des Kammers über den abgezogenen Adler lagen zu dicht auf der Seele des „Wüstenjägers“ und noch lange nachher erschienen sie als „points noirs“ in unserer Erinnerung aus Luftvor.

Um so bedauerlicher war der Mißerfolg, als die schönen Tage unseres Bleibens nun doch ihrem Ende bedenklich nahe rückten und so vieles in der alten Nekropolis noch zu sehen war, daß auf Jagdbeute kaum noch gerechnet werden konnte. Bei Tisch wurden wir täglich von rechts und links mit den Fragen bestürmt: „Do you come from the west bank?“ oder „How do you like the Ramesseum?“ — „the tombs of the kings?“ — „the tombs of the queens?“ u. s. w.

Da galt kein Zögern mehr; auf das so verlockende Abjagen der Nilinseln mußte verzichtet werden, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, in das Abjagen der Sehenswürdigkeiten zu geraten. „Zu den Gräbern der Königinnen!“ war daher die Losung, der wir zunächst folgten.

XII. Die Gräber der Königinnen.

Der Ritt dorthin führte auf dem westlichen Ufer über Kurnet Murraï hinaus durch ein Stück der Wüste, das durch die angrenzenden Kalksteinwände, die hier steil emporsteigen, eine erfreuliche Abwechslung in der gewohnten Formation bietet. Die Gebirgskette wird bald unterbrochen und gewährt den Eingang in ein durch die sonderbare Gestaltung der Felsen malerisch sich öffnendes Wüstenthal. Hier befinden sich gegen zwanzig Gräber der Königinnen, von denen jedoch nur wenige vollendet sind. Das bedeutendste ist das der Königin Tii.

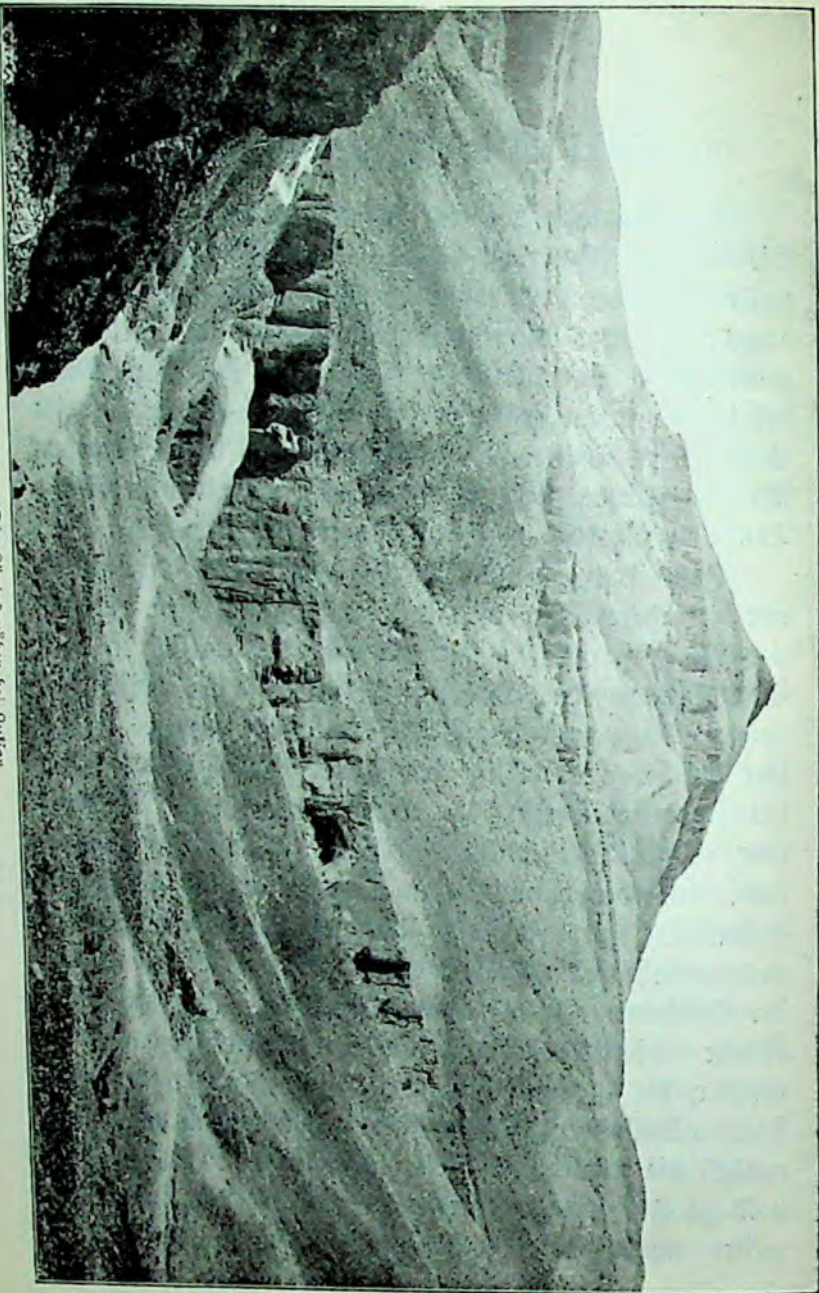
Ich will hier nur auf die Form des letzteren zurückkommen, die als Typus gelten kann, weil die übrigen Gräber in diesen Felsen die nämliche aufweisen.

Zunächst tritt man in einen Vorraum. An diesen schließt sich ein langer Gang, der in eine große viereckige Kapelle mündet. Hier stand ehemals der Sarkophag, wie sich aus anderen Grüften, in denen er an gleicher Stelle sich noch befindet, ergeben hat. Die Kapelle enthält noch rechts, links und hinten je eine kleine Seitenkammer. Auf die Nennung der Gottheiten, die an den Wänden gemalt sind und auf die Erklärung der Beziehungen zur Königin, in denen sie hier dargestellt sind, verzichte ich; es würde zu weit führen. Nur so viel sei erwähnt, daß alle nach dem Glauben der Ägypter im Leben nach dem Tode irgend welche Bedeutung hatten. Die Erhaltung der Farben war auch hier staunenswert.

XIII. Die Königsgräber.

Von ungleich höherem Wert sind die Königsgräber. Sie wurden schon von Strabo, zu dessen Zeiten vierzig zugänglich waren, rühmend erwähnt. In dieser Zahlenangabe ist um so weniger zu zweifeln, als er ein sehr zuverlässiger Berichterstatter war und eher dazu neigte sich Unbekanntem gegenüber skeptisch zu verhalten, als im Erzählen zu übertreiben. Bekannt ist ja, daß er, vor den Memnonsäulen stehend, im Zweifel war, ob nicht ihr Tönen betrügerisch von den Priestern verursacht sei.

Jetzt sind nur noch 25 Königsgräber von größerem und geringerem Interesse der Besichtigung offen. Da sie ziemlich entfernt vom Fruchtlande, tief versteckt in den Einbuchtungen des libyschen Gebirges liegen, mußte ein ganzer Tag zu deren Besuch verwandt werden. Auch hier bot schon der Weg eine Fülle des Reizvollen. Denn seit jenem Kamelritt von Mena House nach Memphis war es wieder der erste größere Ausritt, der geeignet war, uns die mannigfachen Schönheiten der Wüste zu enthüllen. Hier trat ein Umstand hinzu, der sie uns noch anziehender erscheinen ließ. Ich meine die Ruinen der Grabestempel, die, soweit der Blick reicht, an ihrem Rande auftauchen, dann die unzähligen Eingänge in Gräber, die in der Ferne den Bergesabhängen den Anstrich allenthalben durchschossener Festungsmauern geben, endlich die phantastisch geformten Felsen selbst, die sich bald zu Felsenstraßen verengen, bald den Blick in die sich weiter ausdehnende Wüste öffnen. Der Weg führte



Die Steingräber bei Sulfior.

wieder über Kurnet-Murrai, dann sanft ansteigend nach Der-el-Medine, einem schon griechische Verhältnisse zeigenden kleinen Grabestempel aus späterer Zeit. Nun wandten wir uns nördlich dem Kamm zu, aus dessen steilen Wänden nicht selten das Gefreisch der hier in Menge horstenden Geier zu uns herniedertönte. Von hier aus zog sich der Weg wieder, etwa eine halbe Stunde abwärts, durch einige Thalwindungen. Wir ritten durch das Felsenthor, durch das einst alle glänzenden Leichenzüge der Pharaonen ihren feierlichen Einzug hielten.*)

Endlich hatten wir die letzten Ruhestätten der Könige erreicht. Obwohl nun jede einzelne dieser 40 palastartigen Gräfte an und für sich schon als Zeugnis wunderbarer menschlicher Geschicklichkeit aus so ferner Zeit der Betrachtung wert ist, und trotzdem wir wußten, daß sich in den Inschriften und Bildern wichtige Steine für den Bau der Weltgeschichte in Fülle vorfinden, besichtigten wir nur die hervorragendsten von ihnen, (genauer wäre die am tiefsten hineindringenden). Würde ich alles eingehend besprechen, was wir in den Felsengräften betrachtet haben, so müßte ich die Grenzen des Planes weit überschreiten, die ich mir für den Bericht über Denkwürdigkeiten gezogen habe. Ich werde hier nur versuchen, ein Bild der bedeutendsten und am meisten bezeichnenden Königsgruft zu geben. Es wird dann der Einbildungskraft des Lesers nicht schwierig werden, sich ein ungefähr

*) Wer Ebers „Narda“ gelesen hat, wird die Bemerkung gern entgegennehmen, daß der berühmte Verfasser den Ort, wo Narda von Bent-Anat, der Tochter Ramses' II., überfahren wird, hierher verlegt.

der Wirklichkeit entsprechendes Bild des gesamten Bestandes der Königsgräber aufzubauen.

Der größte Teil der Anlagen stammt aus der 19. und 20. Dynastie, die wir schon mehrfach als die Schöpferin der Bauten von erstaunlicher Pracht und Größe kennen gelernt haben. Vor allem ist es die lange Reihe der Rameffiden, denen hier, nach der Absicht ihrer Erbauer, weniger ein Denkmal als ein würdiger und unterhaltender Aufenthaltsort im Tode errichtet werden sollte.

Ramses' III. Regierungszeit fällt noch in die Epoche höchster ägyptischer Machtentfaltung, aber sie bezeichnet bereits ein krampfhaftes Bemühen, diese in dem übernommenen Zustande festzuhalten. Denn schon unter seinen Vorgängern, vor allem unter Mernephtha, begannen die im Norden des Reiches unterworfenen Völkerschaften in Asien, sich in bedenklicher Weise aufzulehnen. In einzelnen Gebieten waren Usurpatoren aufgetreten, und an allen Seiten bedurfte es Verstärkungen des Heeres und der Festungen an den Grenzen, namentlich gegen Syrien, um die jetzt als Feinde eindringenden Besiegten zurückzuhalten. Ramses III. vermochte es noch, der nahenden Gefahr, der Auflösung des ägyptischen Reiches, Einhalt zu thun. Er suchte in allen Stücken seinem bedeutenden Vorfahren Ramses II. nachzueifern, sowohl in straffer Regierungsführung, in Ausführung von prächtigen, weit berühmten Bauten und nützlichen Einrichtungen, als auch in Bekämpfung der äußeren Feinde, die aber nicht immer gelang. Insofern bildet er eine bemerkenswerte Erscheinung im Gesamtverlauf der ägyptischen Geschichte.

Auch von diesem Gesichtspunkte aus schien es mir

wünschenswert, den Leser gerade in seine Gruft zu führen. Seinen gleichnamigen Nachfolgern fiel es immer schwerer, dem begonnenen Verfall Einhalt zu thun. Sie, deren Vorfahren im Glauben ihrer Völker der Gottheit noch so nahe standen, ja teilweise sogar als Götter selbst galten, verlieren immer mehr von ihrem Ansehen. An ihrer Stelle erhebt sich das Priestertum und ergreift schließlich ganz und gar die Zügel der Regierung.

Es finden sich in der Nekropolis die Grüste aller Nachfolger Ramses' III. bis zum zwölften seines Namens, über deren Leben bisher wenig erforscht worden ist, während die Gräber der Vorgänger bis auf Seti I. zurückreichen.

Doch begeben wir uns wieder vom Boden der Geschichtschreibung auf den der Wirklichkeit. Vor jedem der besuchteren Gräber steht ein von der ägyptischen Regierung angestellter Wächter, der den Eingang nur solchen gewährt, die mit einer in Kairo gelösten Legitimationskarte versehen sind. *) Der englische Gelehrte Sir Gardner Wilkinson hat die Eingangsthore mit großen Nummern versehen. Das Ramses' III. trägt die Zahl 11.

Betrachten wir zunächst den Bau des Schachtes selbst, um bei einem zweiten Durchwandern nähere Einsicht zu gewinnen von dem, was uns die Wände künden. Nachdem wir einige Schritte auf dem Hauptgange zurückgelegt haben, erhalten wir rechts und links Einblick in eine Seitenkammer. Wir dringen auf dem Korridor weiter vor und sehen, während wir fort-

*) Das Gleiche findet bei der Besichtigung der Tempel statt.

Schreiten, zu beiden Seiten noch in je vier gleich große Nebenräume. Hier scheint der Schacht abzuschließen, denn wir bemerken beim Schein der vom Dragoman vortragenen Fackel, daß wir am Weiterschreiten durch eine halbrunde Querwand gehindert würden. Der Architekt war nämlich genötigt, dem Durchgang eine andere Richtung zu geben, da er sonst bei der Ausschachtung der Nebenräume in die Gruft des Königs Amoumeses, die sich dicht daneben befindet, gedrungen wäre. Wir biegen nun in einen breiten Gang nach rechts ein und gelangen von hier aus wieder in die zuerst eingeschlagene Richtung. Wo zuerst nur kleine Kammern waren, buchten sich nun größere Seitenräume aus, die so schnell aufeinanderfolgen, daß wir bald das Gefühl verlieren, auf einem Gange weiterzugehen. Es reiht sich Saal an Saal. Der zehnte überragt die übrigen an Größe und Pracht. Auf acht Pfeilern ruht seine Decke.

Wie Ebers berichtet, fanden die Gelehrten der französischen Expedition hier noch den seines Deckels beraubten Sarkophag, der nachher nach Paris befördert wurde.

An den vier Ecken dieses Saales befinden sich die Eingänge von vier quadratförmigen Seitengemächern. Wir schreiten aber durch die Mitte in der Richtung des Hauptganges weiter fort und gelangen noch in drei, in einer Flucht liegende Kammern, die durch eine Querwand abgeschlossen ist. Wir sind etwa hundert Meter tief in den Schacht gedrungen und wenden uns wieder zum Eingange, um von dem überreichen Inhalt des Wandschmuckes das Wesentlichste kennen zu lernen.

Dem besseren Verständnis dürfte es förderlich sein,

wenn ich vorher den schon im Verlaufe der Reisebeschreibung hier und da eingeflochtenen Bemerkungen über den Totenkultus der alten Ägypter hier noch einige allgemeine folgen lasse, wenn ich auch nicht zweifle, daß sie vielen längst bekannt sein werden.

Das Bestreben, den Körper des Menschen nach seinem Tode so lange wie irgend möglich in widerstandsfähigem Zustande zu erhalten, ging aus der Anschauung hervor, daß der Mensch fortlebte und zwar nicht rein geistig, sondern körperlich. Man glaubte, daß, je länger sich die Mumie erhielt, desto länger auch die Lebensdauer wäre. Daher die Aufbewahrung der Könige unter den scheinbar der Ewigkeit trogenden Pyramiden oder tief im Schoße der Felsen, wie hier. Hinzu trat nun die Vorstellung, daß jedem Menschen ein zweites ihm innewohnendes Wesen zugehörte, der sogenannte Ka.*) Dieser blieb, wie die Ägypter annahmen, nach dem Tode mit allem in Verbindung, woran der Mensch bei Lebzeiten Freude hatte, und hätte nicht weiter bestehen können, wenn der Körper nicht mehr vorhanden gewesen wäre. Die sichere Aufbewahrung im Grabe, die Einbalsamierung des Körpers genügte daher nicht, er mußte auch Nahrung erhalten, um weiter fortbestehen zu können. Ihm Speise und Trank zu bringen, gehörte zu den dringendsten Pflichten der Nachkommen. Die Armen brachten täglich Brot, die Reichen Fleisch, Wein, Kuchen, Früchte, Spezeereien, Öl u. s. w. auf den Opfertisch in die Gruft ihrer

*) Nebenher ging die Vorstellung einer „bah“ genannten Seele, die aber materieller aufzufassen ist, als was wir unter „Seele“ verstehen. Vgl. hierzu: Meyer, Gesch. d. a. Ä. S. 83 ff.

Vorfahren. Anubis, der hunds- oder schakalköpfige Gott, hatte die Macht, die Mumien zu befähigen, Speise aufzunehmen. An ihn richteten sich die Gebete für das Wohl der Geschiedenen. Die Sorge für die Gestorbenen fand in der ältesten uns bekannten Zeit diesen Ausdruck.

Später aber führt der Glaube, daß Horus, der Gott des Horizontes, seinen Vater Osiris, den Sonnengott (nachdem er besiegt und getötet worden, d. h. nachdem er in der Schattenwelt versunken ist) wieder zum Leben, zur Erleuchtung der Welt erweckt habe, eine Reform des Totenkultus herbei. Es geschah das durch Vermittelung der Priesterschaft. Diese nämlich gab vor, im Besiz der die Auferstehung bewirkenden Zauberformeln zu sein, die Horus zu Gebote stehen. Zunächst sind es die Mächtigen der Erde, die in den Osiriskultus und allen damit zusammenhängenden Formel- und Magiertram eingeweiht werden. Nun erst nahmen die Totenwohnungen der Herrscher die Ausdehnung und den inneren Schmuck an, den wir hier in ihnen kennen lernen. Die Fürsten und der Hof sind des Glaubens, daß unten ebenso wie oben das Leben fortgeführt werde, nur von allem Unangenehmen befreit. Von einem idealen Fortleben, nach unserem Sinne, war dabei keine Rede. Auch den Darstellungen an den Wänden wohnt jetzt eine geheimnisvolle Kraft inne. Die abgebildeten Diener, Tänzerinnen, Speisen, Getränke und Geschenke, alles wird unten, nachdem der Priester die Zauberformel gesprochen, zur schönen Wirklichkeit. Selbst in den Inschriften ist diese Kraft enthalten. Daher die an das Fabelhafte streifende Übertreibung in der Be-

sitzangabe der Verstorbenen. Dem Aberglauben war so Thür und Thor geöffnet.*)

Nach diesen einleitenden Worten darf ich hoffen, daß die Wandskulpturen und Bilder in dem Grabe Ramses' III., deren bemerkenswerteste wir jetzt betrachten wollen, in anderem Lichte erscheinen werden, als wenn wir ganz unvorbereitet an sie herangetreten wären.

In der ersten Seitenkammer sehen wir die Darstellung der Vorbereitung zu einem Feste. Ochsen werden geschlachtet und ihr Fleisch in Kessel geworfen. Man sieht die Anstalten zur Zubereitung. Kuchen und Wein werden aufgetragen, und zwei Tänzer belustigen die Gäste. In der gegenüberliegenden Kammer ist eine den Nil hinauf- und eine herabfahrende Dhahabiye abgebildet. In dem von acht Seitenkammern begrenzten Gange hat die Darstellung einer langen Reihe von Dämonen, teilweise mit gebundenen Händen, Platz gefunden. In den Kammern befinden sich Bilder verschiedener segensbringender Gottheiten, ferner ein Waffenhaus und viele Waffen, deren Studium dem Kulturhistoriker gewiß eine Fundgrube geworden ist. Geflügel, herrliche Garten- und Feldfrüchte werden von Männern und Frauen herbeigebracht. Der Führer belehrt uns, daß eine dieser Figuren die Personifikation des Nils, die übrigen neun, Gaben bringende Götter vorstellen sollen. Es folgen vier Götter des Reich-

*) Das letzte Wort über die schwierige Deutung des mit dem Osirisglauben zusammenhängenden Totenkultus ist noch nicht gesprochen. Als Laie mußte ich mich darauf beschränken, die auf eingehendem Studium beruhenden lichtvollen Erklärungen Meyers in seinem mehrfach citierten Werke zu benutzen.

tums. In der sechsten Kammer sehen wir allerlei Hausgerät des Königs, prächtige Sessel, Betten mit Kopfgestell, sowie Geschmeide, Bogen und Pantherfell, das der Pharao als Oberpriester zu tragen hatte. Die frische Erhaltung der Farben grenzt an das Wunderbare.

Die siebente Kammer enthält die Bilder zweier Stiere (der schwarze ist ein Apisstier), ferner zwei Schlangen, von denen die eine die Krone von Oberägypten, die andere die von Unterägypten trägt. Die achte Kammer zeigt die Darstellung von Szenen aus dem Leben des Ackerbaues am Nilufer. Die Wandbilder der neunten haben dem ganzen Grabe den Namen gegeben. Der Engländer Bruce, der es entdeckte, nannte es nämlich, weil zwei Harfner, je zwei Göttern Lieder singend, darin abgebildet sind, das Harfnergrab (the harper's tomb). Noch heute ist es den Führern unter diesem Namen geläufig.

In den weiter hinten folgenden großen Sälen sehen wir meistens Bilder der Gottheiten, denen der Herrscher Opfer bringt, hin und wieder allerhand mystische Wesen wie Schlangen*) und dergleichen, ohne die der Osirisdienst nicht gedacht werden kann. Im sechsten Saale befinden sich als die Kennzeichen der weithin sich erstreckenden Macht des Ramses die Vertreter der verschiedenen Menschenrassen, über die er herrschte, nämlich Ägypter, Lybier, Semiten und Neger. In dem von acht Pfeilern gestützten

*) D. h. Uräus- oder Aspidochelone-Schlangen. Aus Ebers Uarda ersehe ich, daß diese giftige Schlange als Symbol des Königtums galt, weil sie, wie dieses die Macht hatte, den Menschen schnell vom Leben zum Tode zu befördern.

Sarkophagsaal haben die Vorgänge am gestirnten Himmel, die Stunden u. s. w. ihre bildliche Wiedergabe gefunden, dazwischen sind allerhand räthelhafte Gestalten gemalt, deren eigentliche Bedeutung wohl schwerlich noch ihren Erklärer finden dürfte. Vielleicht war ihr Sinn schon zu jener Zeit nur wenigen eingeweihten Priestern bekannt. Wenn wir wissen, daß nach dem Glauben der Ägypter die Toten von den Schakalen beschützt wurden, wird es uns nicht mehr sonderbar erscheinen, daß gerade in den letzten drei Sälen, die sich dem Sarkophagsaal anschließen, verschiedene Gottheiten mit Schakalköpfen abgebildet sind. Auch die übrigen Darstellungen beziehen sich auf Götter, denen die Leichen anempfohlen wurden.

Nachdem wir uns diese einst so heilig gehaltenen Räume beim Fackelschein genau betrachtet hatten, kehrten wir gern wieder durch die lange Reihe der Säle zum Eingange zurück, wo wir von dem entgegenströmenden Lichte so geblendet wurden, daß wir die Augen erst eine Zeit lang schließen mußten, bevor wir uns an den Glanz gewöhnten, der noch von dem hellen Wüstenlande verstärkt zurückgeworfen wurde.

Wir besichtigten nun noch eine Anzahl der in diesem Felsenthale, dem sogenannten Bibân el-Mulûk,*) eingehauenen Königsgräber mit ihren schier endlosen Reihen von Sälen, Gängen und Seitengemächern, an deren Wänden in ununterbrochener Folge, in Reliefs oder in staunenswert erhaltenen Farben, Darstellungen von Königen in opfernder Stellung vor den Gottheiten des Todes,

*) Deutsch: Pforten der Könige.

heilige Barken, Schlangen, Dämonen und Texte aus geheimnißvollen Totenbüchern, räthelhafte Gestalten aus Tier- und Menschenwelt, mit heiteren Szenen aus dem Leben der Menschen bunt miteinander wechseln. Dies alles im einzelnen zu schildern, wäre eine undankbare Aufgabe; denn es würde den Leser ermüden und hätte auch wenig Wert, da diese Blätter nicht den Anspruch erheben dürfen, mehr zu bieten als einen allgemeinen Begriff von dem, was die Gunst der Umstände dem Reisenden von heute an Denkmälern aus dem alten Theben gelassen hat. Wer tiefer eindringen will, wird um die Quellen nicht verlegen sein.

Nicht völlig unerwähnt soll jedoch das ebenso bedeutende Grab Seti's I. bleiben. Es ist in Bezug auf die innere Ausstattung weitaus gediegener als das des Ramses, nimmt überhaupt, was Reliefschmuck anbetrifft, unter den Königsgräbern die erste Stelle ein. Die Reliefs zeigen fast durchweg eine Feinheit und Eleganz, wie sie nur den hervorragenden Arbeiten der guten Kunstperiode eigen ist. Eigentümlich an diesem Grabe ist auch noch, daß eine steile Treppe hinunterführt und im Innern häufig größere und kleinere Treppen immer weiter hinab-leiten. Auch an Tiefe steht es dem vorherbeschriebenen Grabe nicht nach.

Bemerkenswert war noch die Totenwohnung Ramses' VI. Unter anderen auf den Sonnenhimmel bezüglichen Darstellungen enthält sie zwei Himmelstarten und die Tafel der Sternkulmination für die zwölf Stunden der Nacht von vierzehn zu vierzehn Tagen durch das ganze Jahr hindurch. Diese Tabellen dienten dem französischen Astro-

nomen Biot zur Berechnung der Epoche ihrer Abfassung.

Wie das Bedeutendste der Ausgrabungen in Pompeji dem Museum von Neapel einverleibt wurde, so sind aus den Königsgräbern die wertvollsten Kunstgegenstände in die verschiedenen Museen gewandert, namentlich nach Kairo, wo gerade sie bekanntlich das Staunen der alljährlich sich mehrenden Ägyptenreisenden hervorrufen. Freilich kann man den Gedanken nicht abweisen, daß es herrlich wäre, wenn sich Gelegenheit böte, das Innere so unberührt und in seiner Vollständigkeit zu schauen, wie es vom ersten Entdecker gefunden wurde. Vielleicht wird, wenn einst einmal die Gräber der Herrscher aus der achtzehnten Dynastie entdeckt werden, unser Wunsch, sei es auch nur an Einem Grabe, verwirklicht werden!

Man vermutet diese Gräberstätten in dem sogenannten Westthal der Königsgräber, eine viertel Stunde von dem Thale entfernt, in dem wir uns befanden. Weniger aus archäologischem Interesse, als vielmehr, um uns nach dem immerhin anstrengenden Besuche der erinnerungsvollen Gräfte einige Abwechslung zu verschaffen, unternahmen wir noch den Ritt dorthin durch die von Felsen gebildete breite Wüstenstraße, die hier das libysche Gebirge in weitem Bogen durchquert. Vorher jedoch ließen wir noch einmal unseren Blick über die erhabene Einöde schweifen und mußten uns sagen, daß kühne Phantasie kaum eine Stätte ersinnen könnte, die geeigneter wäre zur Aufnahme von großen Toten, als diese Felsenstraße in der Wüste. Die tiefschwarzen Ränder und Backen der gelben klüftreichen Felsen verleihen dem Ort ein unsagbar ernstes

Gepräge. Der Gedanke, daß unmittelbar hinter diesen Bergen die in unendlicher Trostlosigkeit sich ausdehnende Wüste beginnt, giebt der Stimmung noch tieferen Gehalt.

Wenn irgend ein Ort am Nil geeignet ist, uns mit Erkenntlichkeit eines Mannes zu erinnern, der wie kein anderer verstanden hat, den Deutschen das Interesse für Ägypten zu erschließen und der altägyptisches Wesen mit gleicher Genialität nachempfunden hat, wie Goethe altgriechisches, so ist es dieser. Denn hier hat Georg Ebers, wie er selbst in dem Vorwort zu „Aarda“ sagt, im Winter 1873 lange Wochen in einer der Gräfte der Nekropolis von Theben gewohnt, um die Denkmäler der ehrwürdigen Totenstadt zu studieren. Damals „bildeten sich ihm während langer Rite durch die schweigende Wüste die Keime, aus denen später dieses Buch erwachsen ist“. Und an anderer Stelle in seinem Hauptwerk „Ägypten“ kommt er wieder darauf zurück: „Lange Wochen haben wir dem Studium dieser Gräfte gewidmet, aber ebenso viele Jahre hätten kaum genügt, um die Inschriften ohne Zahl zu kopieren, die ihre Wände bedecken.“ Wir waren von dem Gefühle durchdrungen, daß wir uns auf einem Fleckchen Erde von hoher geschichtlicher Bedeutung befänden. Läßt man nicht außer Acht, daß die Könige der damaligen Zeit in der Verehrung des Volkes den Göttern gleichgestellt waren und erinnert man sich zugleich, daß nach der allgemeinen Anschauung ein ununterbrochener Verkehr der Toten mit der Oberwelt stattfand, so kann man wohl ahnen, mit welch' heiligem Schauer der Altägypter diese Stätten betrat.

Von solchen Gedanken erfüllt, ritten wir weiter durch die Wüste in das Westthal der Königsgräber. Bisher sind hier nur zwei tiefe Gräfte gefunden worden, die wir besichtigten. Die eine ist die Amenhoteps III., des Erbauers der Memnonssäulen, und die andere enthielt ehemals die Mumie des Priesterkönigs Ni, dessen Sarkophag dort noch erhalten ist. Sie heißt im Volksmunde das Affengrab, weil an einer Wand des Grabes zwölf heilige Affen abgebildet sind. Ohne Scheu vor dem Vorwurf der Oberflächlichkeit unterlasse ich die eingehende Schilderung des Innern der Gräfte, weil ich nichts wesentlich Neues hinzuzufügen vermöchte.

Wir bestiegen wieder unsere Esel und begaben uns auf dem nämlichen Wege zurück zu den Bibân el-Mulûk.

Von hier jedoch schlugen wir einen anderen, interessanteren Rückweg ein. Wir ritten nämlich nicht ohne größere Anstrengung eine steile Höhe hinan und eine längere Strecke auf dem Kamme des Berges, der in weitem Bogen terrassenförmig abfallend, das Thal des Todes von dem westlichen Nilufer trennt. Für den etwas haltsbrechenden Ritt wurden wir durch das prächtige und im hohen Maße eigenartige Bild, das sich von der Höhe aus unseren Blicken bot, reichlich belohnt. Da konnte man die weithin sich entfaltende Metropole mit einem Blick übersehen. Große Tempelruinen ragten mächtig unter den ärmlichen Fellachenhütten hervor. Vor allem erschien uns Dêr-el-Bâhri malerisch, dessen riesige Trümmer in einem Felsen-Amphitheater sich erheben. Es bot sich uns fast von der Vogelperspektive, und die bei den Aus-

grabungen beschäftigten Arbeiter dünkten uns kaum größer als Ameisen. Am Saume des, von oben betrachtet, besonders stark vom Gelb der Wüste sich abhebenden Fruchtlandes fesselten besonders der Grabestempel von Medinet Habu fern im Westen und uns näher das Rameffeum und der Thutmestempel. Im Fruchtlande selbst nahmen sich die Memnonssäulen gar winzig aus. Aber prachtvoll durchzog die frischgrüne Fläche der majestätische Nil mit seinen Inseln. Am anderen Ufer schlossen die Ruinen von Karnak, dann Luxor mit seinen Tempeln und den in Palmen gebetteten modernen Häusern und fern im Hintergrunde das arabische Gebirge das interessante Bild malerisch ab. Es gehört dieser Blick vom Kamm des libyschen Gebirges aus auf die Ebene von Theben in seiner hervorragenden Eigentümlichkeit zu denen, die einmal von uns aufgenommen, für immer einen Ehrenplatz in den Erinnerungen bewahren. Wohl an wenig Orten der Welt redet der Geist der Geschichte so eindringlich zu uns, tritt sein Walten so deutlich vor Augen, wie von diesen Höhen herab. Daher reihte sich dieser Ausflug den genussreichsten an, die uns die Nilufer bisher geboten hatten, und wir kehrten wieder in die gewohnte Umgebung zurück mit dem Gefühl der Befriedigung, die aus dem Bewußtsein angenehmer Erfahrung und der Bereicherung des Wissens hervorzugehen pflegt.

XIV. Emil Brugsch' Auffindung der Königsamunien.

Als wir beim Zurückreiten bei der Stelle vorbeigekommen waren, von wo aus man von oben den bequemsten Blick auf Dér-el-Bähri hatte, war uns von dem Dragoman der ganz in der Nähe liegende Ort gezeigt worden, wo Emil Brugsch im Juli vor vierzehn Jahren das Glück hatte, in einem Massengrabe, das einigen Eingeborenen bereits längere Zeit vorher bekannt war, Mumien aus der 17., 18., 19. und 20. Dynastie zu finden. Mir war schon früher erzählt worden, der bekannte Gelehrte sei in dem überwältigenden ersten Rausch seines Finder-glückes noch am gleichen Tage, am 5. Juli 1881, zum Konsul Thodrus (dem Vater des jetzigen) geeilt, um im Fremdenbuch die wichtigsten Ergebnisse des Fundes einzuzichnen. Da wir nicht beabsichtigten, in jenen labyrinthartigen Schacht zu kriechen, in dessen Innern, wie uns erzählt worden war, man erst fünf Minuten klettern, dann wieder in einen tiefen Brunnen sich hinablassen muß und schließlich noch einen 60 Meter langen Gang zu durchtappen hat, ehe man zu der jetzt ausgeleerten Fundstätte gelangt, so wollten wir wenigstens Brugsch' handschriftlichen Bericht lesen. Wir begaben uns am andern Morgen zum Konsul und brachten ihm unsere Bitte vor. Mit dem feierlichen Ernst, mit dem etwa der Stadtbibliothekar von Valenciennes dem Fremden das Manuscript öffnet und die Seite zeigt, auf der die Eidschwüre von Verdun verzeichnet stehen, schlug Herr Thodrus das

Fremdenbuch auf, und wir konnten wohl des wackeren Mannes Stolz über den Besitz dieser Niederschrift nachempfinden. Sichtlich war er sehr befriedigt, als er bemerkte, mit welchem Interesse wir die Schriftzüge betrachteten und deren kostbaren Inhalt in uns aufnahmen. Es dürfte nicht mißfallen, wenn ich den Wortlaut hier anführe*):

„Als ich am Freitag, den 1. Juli 1881 mich nach Louqsor begab, um im Auftrage der ägyptischen Regierung einen in Gournah von einem Araber, Namens Mohammed Abd-el-Rasul entdeckten Mumien-schacht auszubeuten, ahnte ich nicht im entferntesten, Schätze zu finden, wie solche, die mich zur Stunde, wo ich diese Zeilen schreibe, in wahrhaft überwältigender Weise umgeben. 36 Särge, die Mehrzahl Königen und deren Gemahlinnen, der Rest Mitgliedern der Pharaonensfamilien angehörend, umgeben mich, nicht zu rechnen die unzähligen Monumente verschiedener Art, Papyrusrollen, Osirisstatuetten, Canopen u. s. w. — Die Gefühle zu beschreiben, die mich ergriffen, als ich zum ersten Male in den 13 Meter tiefen Schacht hinuntergelassen wurde und all den wissenschaftlichen Reichtum sah, waren so überwältigender Art, daß ich dafür keine Worte finden kann. Es sind dies Ereignisse, die man eben selbst erlebt haben muß und deren Erinnerung unauslöschlich im Gedächtnis bleibt. Die heiße Julisonne Thebens, den glühenden Sand, alles dieses habe ich kaum gefühlt. Freude, Aufregung und Arbeit machten

*) Der Liebenswürdigkeit des Herrn Franz Kauffmann aus Tannhausen verdanke ich den Wortlaut. Ich hatte verabsäumt, die bedeutungsvollen Worte sofort zu Papier zu bringen.

leicht alles das vergessen, was sonst den Aufenthalt im Sommer hier unerträglich macht.

Umstehende Skizze*) giebt ein ungefähres Bild des Fundortes, der sich südlich von Deir-el-bahari in einer Felsenschlucht und ungefähr 40 Meter oberhalb des Niveaus der thebanischen Ebene befindet. Ebenso geben die Cartouchen eine Auswahl der dort aufgefundenen Könige.

Daß König Sethi I. (Belzoni's Grab Nr. 17) ebenfalls dort gefunden wurde, ist ein Beweis, daß die Mumien bereits in alter Zeit geraubt worden sind, denn Belzoni fand Sethi's Grab leer.

Vielleicht auch wurden sie absichtlich weiter verborgen; für diese Behauptung werde ich später die nötigen Beweise liefern.

Diese Zeilen sollen nur ein Blatt der Erinnerung bilden, zumal für meine liebenswürdigen Wirthe, welche mich mit wahrhaft orientalischer Gastfreundschaft aufgenommen haben. Meinen herzlichsten Dank Herrn Todrus und dessen Sohn Moharb.

Noch wenige Stunden und der Museumsdampfer geht stromab. Wohl selten hat der heilige Strom eine edlere Fracht getragen! Stolz bin ich, daß mir als Deutschen das Glück zu teil wurde, die alten Pharaonen nach Boulaq zu begleiten, wo ihnen im dortigen Museum der Ehrenplatz angewiesen werden wird.

Bouqfor, den 10. Juli 1881.

Emil Brugsch,
Konservator des ägyptischen Museums
zu Boulaq.

*) Die Wiedergabe der Skizze mußte leider unterbleiben.

Diesmal waren es nicht vorhergegangene Studien, die, wie etwa Schliemann nach Troja, den berühmten Ägyptologen auf die Spur dieses Verstecks führten. Habsucht und Furcht vor der Strafe des Richters leisteten hier einmal der Wissenschaft die hervorragendsten Dienste. Schon vier Jahre vor der Entdeckung machten die Verkäufe von Antiquitäten und Papyrusrollen von unschätzbarem Wert das größte Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt. Wo sie herkamen, konnte jahrelang nicht ergründet werden. Endlich schien man auf die Spur der Verkäufer gekommen zu sein. Man scheute bei dem am meisten Verdächtigen nicht, zweimonatliche Haft und körperliche Züchtigung zur Anwendung zu bringen, um ein Geständnis zu erlangen. Vergebens. Da meldete sich eines Tages Mohamed = Abd = el = Rasül, der ältere Bruder Ahmed's, des Schuldigen, bei dem Müdir von Kene und verriet aus Furcht vor Strafe, vielleicht auch in der Hoffnung auf eine große Belohnung, das Geheimnis des Massengrabes. Nun fand ein Depeschenwechsel zwischen dem Müdir von Kene und dem Kediven in Kairo statt, dessen Endergebnis darin bestand, eine Expedition auszurüsten, die alle wichtigen Fundstücke aus dem Massengrabe nach der Landeshauptstadt befördern sollte. Emil Brugsch wurde der ehrenvolle Auftrag zu teil, die Expedition zu leiten. Trotz glühender Hitze ging die Abfahrt nach Theben schon am 1. Juli von statten und fünf Tage später stand Brugsch am Eingange des verheißungsvollen Schachtes, südlich von Der-el-Bähri, wo er in einer der Hügelreihen verborgen liegt, die das Thal der Königsgräber von dem flachen Westufer des Nils trennen.

Wie sind nun die Königsärge mit ihrem Inhalt in diese Vorstadt gekommen, und warum sind sie aus den mit so ungeheurem Aufwand für sie hergestellten Gräbern entfernt worden? Die Antwort hierauf erteilt uns ein Blick auf den Verlauf der ägyptischen Geschichte. Mit dem Überhandnehmen der Priesterherrschaft, etwa 1000 Jahre v. Chr., geriet Theben immer mehr in Verfall. Unterschlagungen des Tempelgutes, Leichenberaubungen waren an der Tagesordnung. „Die Polizei war den Leichenräubern gegenüber ganz ohnmächtig geworden. Die reichen Schätze, mit denen die Pharaonen beigesetzt waren, reizten die Habgier immer aufs neue. . . . Immer wieder mußten die Gräber revidiert werden, man schleppte die Königsmumien von einem Ort zum andern, um sie vor den Händen der Frevler zu retten. Endlich entschloß man sich zu einer Verzweiflungsthat, man brachte die Leichen der Könige, der Prinzen und Prinzessinnen des Neuen Reichs, auch die der regierenden Dynastie in einen rohen, versteckten Felschacht in den Bergen bei Dér-el-Bähri“.*)

Erst der neuesten Zeit sollte es vorbehalten sein, die Schätze, die so lange in der Erde geschlummert haben, zu heben. Daß es einem deutschen Gelehrten anvertraut wurde, sie der Welt zu übergeben und für die Wissenschaft zu verwerten, gereicht unserer Nation zur hohen Ehre.

Außer den erwähnten Särgen mit ihrem Inhalt fanden sich noch 3700 Osirisstatuetten, 46 Holzkisten mit

*) Meyer, Gesch. d. alten Ägypter, S. 378.

Inschriften, Papyrusrollen und dergl. Unter anderen Gegenständen stieß man auf Guirlanden, in denen die Blumen noch so frisch erhalten waren, daß Professor Schweinfurth sie zu bestimmen vermochte.

Das alles wurde bei der Bruthitze von 32 bis 34 Grad Réaumur im Schatten mit ungeheurer Mühe zu Tage gefördert. Mit welchem Eifer dabei gearbeitet wurde, läßt sich ermessen, wenn man erfährt, daß bereits sechs Tage, nachdem der erste Schritt in die Höhle gethan worden war, alles zum Verschicken nach Kairo bereit stand. Über jedes Erwarten groß waren die Schätze, die der eigens zu diesem Zweck von der Regierung nach Luxor gesandte Dampfer nach Bülak brachte, wo seiner Zeit noch das Museum stand. Es stellte sich heraus, daß die Räumlichkeiten dafür nicht ausreichten. Bevor die Schätze der öffentlichen Besichtigung dargeboten werden konnten, mußten neue Zimmer gebaut werden. Es ergab sich nur zu bald, daß unter dem Zutritt der Luft die Mumien dem Verfall entgegengingen. Einige wie die der Königin Ahmes nefertari mußten, nachdem sie ausgepackt waren, wieder der Erde übergeben werden. Maspero, der damalige Direktor des Museums, beschloß daher im Jahre 1886, sämtliche Mumien auswickeln zu lassen und sie in Glaskästen auszustellen. Von der wichtigsten habe ich bei dem Besuch des Museums berichtet.

Doch wie weit sind des Lesers Gedanken durch die Brugsch'sche Niederschrift entführt worden! Bis hinunter nach Kairo zu den Glaskästen mit ihren Mumien im Museum! Eilen wir daher schnell wieder zurück zum sonnigen Luxor, wo noch genug des Interessanten zu

sehen ist. Was war natürlicher, als daß nun der Wunsch aufs lebhafteste in uns rege wurde, zunächst dem bedeutendsten der Memnonien, Dêr-el-Bâhri, das wir erst von der Vogelperspektive kennen gelernt hatten, einen Besuch abzustatten.

XV. Der Terrassentempel von Dêr-el-bâhri.

Memnonium! der Name ist uns schon mehrfach begegnet. Aber erst jetzt, nachdem über Totenkult und Königsgräber die erforderlichen Aufklärungen vorausgeschickt sind, dürfte es angemessen sein, ein paar Worte über seine Bedeutung zu sagen.

Für den Mann aus dem Volke genügte der kleine Raum am Eingange seines Grabes, um an gewissen Tagen des Monats seine Verwandten darin aufzunehmen, damit sie Nahrungsmittel, Opfertgaben, Blumen u. s. w. niederlegen und für sein Heil beten könnten. Nicht so für den gottgleichen König. Sein Andenken zu ehren, sollte ganz Ägypten zum Grabe wallfahrten, ganz Ägypten sollte die Erinnerung an seine kriegerischen Ruhmesthaten im steinernen Bilde bewundern. Dazu bedurfte es riesiger Grabestempel, die ganz in der Nähe der Königsgrüfte errichtet wurden. Nach der Lage der aufgefundenen Sphinxreste zu schließen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß bis zum Nilufer, gegenüber dem Karnaktempel, breite Sphinxalleen von den Memnonien aus führten, auf denen sich die großen Prozessionen von Karnak aus bewegten, nachdem sie über den Nil befördert worden waren. Nur Ebers'scher Phantasie, befruchtet von den tiefsten Kennt-

nissen ägyptischen Altertums, dürfte es gelungen sein, sich ein Bild von dem interessanten Leben und Treiben vor die Seele zu zaubern, wie es in der Nekropolis von Theben sich einst entfaltete, als alle die Tempel, Obelisten und Sphingalleen am immergrünen Saume des Fruchtlandes noch unversehrt in sinnberückender Pracht vom goldgelben Grunde des libyschen Gebirges sich abhoben. Dem treuen Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, möchte ich daher raten, sich Ebers' „Narda“ zur Hand zu nehmen, sei es auch zum wiederholten Male, und die Trümmerfelder des ehemaligen Theben, die ich mich bemüht habe zu schildern, werden im Geist wieder in ursprünglicher Gestalt erstehen, zugleich belebt von Menschen, die fühlen wie wir. Auch sie hatten das Streben, was sie in der fernen Fremde gesehen hatten, zu verwerten, sobald es sich ihren Zwecken anpaßte und ihnen förderlich sein konnte. Ein glänzendes Beispiel für diesen Zug bietet gerade das Memnonium, das zu besichtigen wir uns am folgenden Tage anschickten.

Der Name Dêr-el-Bâhri, der soviel wie Nordkirche bedeutet, stammt aus christlicher Zeit. Damals wurde hier ein Kloster aus Nilziegeln gebaut, dessen Reste in Gestalt eines Turmes wir schon auf dem Rückwege von den Königsgräbern deutlich unterscheiden konnten.

Als wir uns von Luxor aus über den ersten Nilarm hatten übersetzen lassen, war dieser der vorgerückten Jahreszeit wegen so flach geworden, daß die Schiffe mit großer Vorsicht rudern mußten. Der zweite, schmale Arm aber war nicht mehr schiffbar, und wir mußten ihn auf unsern Eseln durchreiten, was bei der mangelhaften Beschaffenheit ihrer Ausrüstung nicht ohne Anwendung von

equilibristischen Künsten aller Art möglich war. E. besonders hatte große Not. Ich sah von ferne, wie er einem langen starken Fellsachen, der ihm hartnäckig den Weg versperrte, um ihn zum Absteigen und zur Benutzung seines eigenen Esels zu veranlassen, schließlich eine Lektion mit dem Stocke erteilte, worauf jener schleunigst das Weite suchte; denn diese Gesellschaft ist von einer unglaublichen Feigheit. Nachdem wir das kleine Hindernis überwunden hatten, wandten wir uns, durch das Fruchtland reitend, wieder dem libyschen Gebirge zu, diesmal aber mehr nordwestliche Richtung einschlagend, so daß wir zur Rechten in nicht zu weiter Ferne das Memnonium Seti's I., dann nach kurzer Zeit links das Tutmes' III. schärfer unterscheiden konnten.

In den Wüstenhügeln, zwischen denen wir jetzt hinaritten, sahen wir die Eingangsöffnungen zu einer großen Menge alter Gräber, von denen einige nach Aussage des Führers hohen Beamten aus der 19. bis 26. Dynastie angehören. Obgleich in diesem sich weit hinziehenden Grüstekomplex Gräber vorhanden sein sollen, die denen der Königsgräber an Größe und Schönheit nicht nachstehen, stiegen wir für diesmal nicht ab, da wir im Bibân-el-mulûk in dieser Beziehung die für Laien genügenden Erfahrungen gesammelt hatten.

Das nördliche El-Asisî, so heißt diese Nekropole, hatten wir bald im Rücken und ritten nun noch etwa zehn Minuten, bis wir, nachdem wir uns den oft erwähnten Gebirgswänden immer mehr genähert hatten, an den Ruinen von Dêr-el-Bâhri anlangten und aus dem Sattel stiegen.

Die ungeheuren Tempeltrümmer, die sich unseren Blicken darboten, sind terrassenförmig auf vier natürliche Stufen des hier sanft abfallenden Gebirges verteilt. Die gelblich schimmernden Wände des gewaltigen Halbrundes hatte der erste Baumeister des Memnoniums geschickt benutzt, um sie als Seiten- und Rückwand des Heiligtums teils zu verwenden, teils künstlerisch dazu umzuschaffen. Man geht kaum fehl, wenn man aus den noch sichtbaren Spuren schließt, daß große Freitreppen von einer Terrasse zur andern leiteten. Sie übernahmen jedenfalls die Rolle der Prozessionsstraße und teilten, wie letztere in den anderen Tempeln, das Ganze in zwei nach Größe und Bauart symmetrische Räume.

Auf der dritten Terrasse befand sich das in den Felsen eingehauene Sanktuarium. Auch erkennt man noch deutlich, daß sich an die Terrassenwände selbst, zur Rechten und Linken der Treppe gleichmäßig verteilt, Säulenhallen von gewaltigen Raumverhältnissen anlehnten. Leider haben die Mächte der Zerstörung an diesem herrlichen Tempel unbarmherziger gewütet, als an dem von Karnak. Aber trotzdem begreift man noch jetzt, daß der eigenartige Terrassenbau zu den bewundernswürdigsten Denkmälern der Baukunst gezählt wurde.

Seine Entstehung verdankt er Tutmes I., aber Hatasu hat ihn vollendet.

So großes Interesse nahmen die nachfolgenden Fürsten an der Erhaltung des angestaunten Werkes, daß sie bis in die 26. Dynastie hinein, also während eines Zeitraumes von etwa tausend Jahren, stets bemüht waren, Verfallenes zu erneuern und Neues anzufügen. Leider war

nach abermals verflossenen tausend Jahren von jenem Schönheitsfuss keine Spur mehr vorhanden; sonst würden die christlichen Mönche ihren aus Mitziegeln errichteten Turm mit seinem Anbau nicht gerade auf der obersten Terrasse erbaut haben, wo er schon von weiter Ferne dem Ganzen zur verstimmenden Unzierde gereicht.

Dieses Memnonium ist vor allem ein beredter Zeuge jener glanzvollen Zeit, in der die ägyptischen Heere weit im Osten siegreiche Eroberungszüge unternahmen und mit Beute beladen an den Nil zurückkehrten. Im besonderen sind die Züge nach dem ehemaligen Punt hier verherrlicht worden. Darunter sind die Länderstriche, die auf beiden gegenüberliegenden Ufern des Golfes von Aden liegen, d. h. auf afrikanischer Seite die Somalküste, auf asiatischer die Küste von El-Yemen zu verstehen. Ebers zieht zwei treffende Schlüsse aus der Betrachtung des sonderbaren Baues:

„Sollte es zufällig sein, daß der Stufenbau von Dér-el-Bähri kurz nach derjenigen Zeit entstanden ist, in der ein ägyptisches Heer zum ersten Male den Boden Mesopotamiens betrat, in dessen großen Hauptstädten sich mehr als ein terrassenförmiger Prachtbau erhob? Warum hatten die Ägypter, die sich selbst so oft und gern wiederholten, daß sie darüber das Erfinden von neuen Formen verlernten, diesen wirkungsvollen Bau an keiner Stelle nachgeahmt, wenn er sie nicht an die Fremde erinnert haben würde und ihnen dadurch verwerflich erschienen wäre?“ *)

*) Vgl. Ebers, Ägypten, II S. 283.

Danach wird sich der Gedanke kaum abweisen lassen, daß Dér-el-Bähri an und für sich schon einen Versuch bedeutet, die Kunstformen Asiens nach Ägypten überzupflanzen, der aber als solcher mißglückte.

Insofern verliert der Tempel an Bedeutung für die Kunstgeschichte Ägyptens, und ich werde daher auf eine nähere Beschreibung des wesentlich Architektonischen, das sich etwa aus den erhaltenen Trümmern erkennen ließe, verzichten. Nicht so auf das, was hier und da auf den Wänden an Darstellungen noch erkennbar ist. Denn dieses ist von ganz besonderem Interesse, weil aus ihnen klar wird, mit welchem Eifer Natur- und Kunstserzeugnisse aus dem fernen Puntlande in Ägypten heimisch gemacht wurden. Dafür sind besonders die Darstellungen auf der dritten Terasse sehr lehrreich. Wir sehen da eine Wiedergabe der Expedition, die Hatafu ausgesandt hatte, Güter aus Arabien heimzubringen. Ungeheure Massen von goldenen Ringen werden auf Schiffe verladen, deren Form, Masten und Ruderwerk auch fremdartig sind. Ihr Gewicht wird nach mächtigen Blöcken bemessen und von einer Göttin auf die Tafel geschrieben. Sieben Weihrauchbäume in Kübeln beweisen, daß auch fremde Baumarten eingeführt wurden. In den Inschriften heißt es u. a.: „Beladung der Schiffe in unerhörter Menge mit Kostbarkeiten von Arabien, allen edlen Holzarten des heiligen Landes, Haufen von Weihrauchgummitörnern mit Ebenholz zu heiligen Geräten zc. mit Resu-Affen, Windhunden, mit bunten Fellen der Panther des Südens, mit Eingeborenen zc.“

Die Abbildung einer langen Reihe verschiedener Fischarten, die namentlich im Roten Meere vorkommen,

zeigt sinnig an, daß die Expedition in diesem Meere befördert wurde. Mit welcher Genauigkeit die Fische dargestellt sind, beweist der Umstand, daß Professor König vermochte, jede einzelne Art zu bestimmen. In Ebers' „Ägypten“ befindet sich die Abbildung eines Wandgemäldes, worin ein Bahrdorf der Bewohner im Puntlande, mit kegelförmigen Hütten auf Pfosten im Wasser stehend, abgebildet ist. Leider ist diese so interessante Darstellung von pietätlosen Reisenden zerstört worden.

Noch sei eines Bildes auf der dritten Terrasse Erwähnung gethan, das sich den hervorragendsten Werken ägyptischer Kunst anreicht. Es ist die Darstellung der Hathor-Kuh, aus deren Eutern Hatasu die Milch des Lebens säugt. Auch das schon sehr zerfallene Sanktuarium zeigt die Reste bildlicher Darstellung von großer Meisterschaft.

Gern hätten wir uns noch länger in den Säulenhallen und Nischen aufgehalten, die mit auserlesener Kunst in den Felsen eingehauen sind, aber eine ganze Karavane Cook'scher Touristen, die tags zuvor mit einem Vergnügungsdampfer angekommen waren, hatte plötzlich die stillen Räume überflutet. Was Wunder, daß die mit lauter Stimme heruntergeleiterten, offenbar auswendig gelernten Erklärungen des Führers uns alle Andacht benahmen und uns schneller zu den Eseln zurückkehren ließen, als wir beabsichtigt hatten.

Wir schlugen nun den Rückweg ein, der über die Nekropole von Schêch Abdel-Kurna führt. Es ist dies ein umfangreiches Gebiet von Gräbern, die für die höchsten Beamten und Würdenträger errichtet sind. Sie befinden

sich häufig hoch oben in der Bergwand eingeschachtet und sind oft nicht ohne Mühe zu erreichen. Von armen Fellachenfamilien werden jetzt viele von ihnen als Wohnungen benutzt, wodurch die Wandmalereien natürlich beträchtlichen Schaden erleiden. Die bedeutenderen Gräber werden jedoch von der Regierung frei erhalten und vor Beschädigung bewahrt. Gegen siebenzig sind bereits dem Zugange geöffnet. Wir traten in mehrere Grüste ein, an deren Wänden Tische mit Opfergaben, Scenen aus dem Leben der Verstorbenen u. s. w. gemalt sind, ferner Darstellungen, die sich auf den Ackerbau, die Gärtnerei, die Viehzucht, Schiffahrt auf dem Nil u. s. w. beziehen. Immer aufs neue mußten wir die wunderbare Erhaltung der Farben anstaunen.

Das Grab des Amen-em-heb, mit von Ebers entdeckten historisch bedeutenden Inschriften, bot noch das meiste Interesse. Unter anderm sahen wir darin in zwei untereinander befindlichen Reihen die Abbildung einer ganzen ägyptischen Gesellschaft junger Damen und Herren. Die ersteren tragen Blüten im Haar und eine Lotosblume in der Hand. Die langgestielten Blumen, die den Dienern, welche Speisen herbeibringen, über den Arm herabhängen, erscheinen in ihrer Verwendung als Servietten höchst sonderbar. Auf einer unteren Reihe sind Harfen-, Flöten- und Lautenspieler abgebildet.

Amen-em-heb, der nach der Inschrift in dem Siegeszuge nach Mesopotamien unter Tutmes III. ein wackerer Streiter gewesen sein muß, nennt sich hier selbst „die Hälfte des Herzens des Königs von Oberägypten, den Stolz des Königs von Unterägypten“.

Das prächtige Bild der thebanischen Ebene, die sich unter uns weit ausbreitete, winkte uns um so verlockender und strahlender entgegen, je länger wir uns in dem dunklen Schacht eines Grabes aufgehalten hatten. So konnten wir der Versuchung nicht widerstehen, den Verbleib in Abd-el-Kurna kürzer, als wir beabsichtigt hatten, zu bemessen, um desto schneller in die lachenden Saatgefilde hinabreiten zu können. Übrigens wohnten auch hier, wie sonst im Leben, Licht und Schatten dicht nebeneinander. Ich meine das im Hinblick auf die Meute der bissigen Rüter, die uns auf Schritt und Tritt mit ihrem ohrenzerreißenden Gekläff umringten und verfolgten und schließlich auch das Ihrige dazu beitrugen, daß wir uns wiederum wider Erwarten beeilten, in die Sättel zu kommen. Ein neuer Genuß stand uns auf dem Rückwege bevor, der Besuch des Rameffeums, dessen verheißungsvolle Säulen wir schon oft vorher von ferne hatten emporragen sehen.

XVI. Das Rameffeum.

Wir waren noch nicht lange geritten, so umringten uns schon wieder, wie spielende Gazellen, jene lieblichen kleinen Nilnixen, die besonders in der Nähe der Memnonien den Fremden den selten gewünschten Trank anbieten, um einen Vorwand zum Batschischfordern zu haben. Wir hatten schon oft die kleinen Wasserträgerinnen gerade dieser Gegend ihrer Anmut und ihres neckischen Wesens wegen rühmen hören und konnten uns nun selbst überzeugen, daß man nicht zu viel gesagt hatte. Leider

streift die Verhättschelung, die sie von seiten der Touristen erfahren, zu schnell den Reif urwüchsiger Natürlichkeit ab; nur den des augenfälligen Reizes Ermangelnden bleibt er erhalten.

Aus dem vorher noch verschwommenen Ruinenbilde trat allmählich Säule um Säule deutlicher hervor, und bald waren wir an dem leider sehr zerstörten Teil der hinteren Räumlichkeiten des Tempels angelangt. Wir ritten nun die ganze Längseite (etwa 180 Meter) ab, um am Haupteingange absteigen und von hier aus die Besichtigung vornehmen zu können.

Da die Umfassungsmauern der hinteren Hälfte verschwunden sind, so war es uns nicht schwierig, zumal die Erfahrung uns nun unterstützte, schon während des erwähnten Rittes die außerordentlich harmonischen Verhältnisse des Ganzen zu verstehen. Nahe lag der Gedanke, daß wir vor einem Tempel standen, der im verkleinerten Maßstabe desjenigen von Karnak errichtet worden war.

Ein Teil des Eingangspylons ist zu einem ungeheuren Trümmerhaufen zusammengefallen; immerhin sind die Darstellungen, die seine innere Seite einstmal zierten, noch ziemlich gut erkennbar. In mehreren Reihen sieht man zur Linken einfache Bilder asiatischer Festungen, die von Ramses II. erobert worden waren. Einer jeden ist in Hieroglyphen der Name, einigen sogar das Jahr ihrer Einnahme beigegeben. Zwischen ihnen werden die Fürsten der unterworfenen Völkerschaften, an Hals und Armen gefesselt, in unwürdiger Weise dahergetrieben.

Weitaus interessanter ist die Darstellung auf der gegenüberliegenden Hälfte des Pylons. In gewissem

Sinne vertritt sie für den Tempel die Stelle, die das Titelbild in einem Buche einnimmt. Wie in einem Werke über Kaiser Wilhelm I. der bedeutendste Zeitpunkt in seinem geschichtlichen Dasein, etwa die Übergabe des Degens Napoleons, auf dem Titelblatte zu sehen wäre, so zeigt sich uns hier im Bilde aus dem langen thatenreichen Leben Ramses' II. die herrlichste, und von den Dichtern am meisten besungene Heldenthat. Wir sehen den Pharao auf seinem Streitwagen, den gespannten Bogen anlegend, ungestüm in das Schlachtgetümmel stürzen. Unter seinen sich hoch aufbäumenden Rossen winden sich die Leiber der von seinem Streitwagen zermalzten Feinde, andere stürzen in die Fluten des Stromes.

Die unter den Füßen der Pferde und an den Seiten des Wagens sich abspielenden Szenen aus heißem Kampfgewühl sind zwar in dem typischen, steifen Stile, aber mit ergreifender Lebendigkeit dargestellt. Alles das deutlich zu erkennen, wäre nicht möglich, wenn nicht Ramses, sein Wagen und seine Pferde, die Mannschaft der unterliegenden Feinde um das Sechsfache, deren Fürsten um das Dreifache an Größe überragte. Das Schlachtgetümmel findet unmittelbar vor einer Festung statt, von deren Mauern und Türmen die Feinde kopfüber hinabgestürzt werden. Die Erklärung des Bildes findet sich in der Hieroglypheninschrift, die sich von den Köpfen der Pferde bis zum Turme der Festung hinzieht. Nach der Übersetzung von Ebers heißt es darin von Ramses: „Er machte halt und ließ sich nieder im Nordwesten von Katesch. Dann drang er ein in den nichtswürdigen Chetaseind.

Er war allein in seiner Person, und kein anderer war mit ihm. Er fand sich umringt von 2500 Kriegswagen“ u.

Der unten dargestellte Fluß ist der Drontes (jezt Asi) in Syrien. An der Stelle von Katesch (ehemals Sammelplatz der Israeliten, vor dem Zuge durch die Wüste), erhebt sich heute die Stadt Radis. Die dargestellte Schlacht wurde auf dem zweiten Feldzuge des Ramses, nachdem er bereits Nordpalästina erobert hatte, geschlagen. Er war durch zwei Beduinen, die sich als Überläufer in sein Heer geschlichen hatten, über die Stellung des feindlichen Heeres getäuscht und in einen Hinterhalt gelockt worden. Nur infolge seiner persönlichen Tapferkeit konnte die Schlacht noch gewonnen werden. Durch diesen Sieg brachte er das Chetareich, das so harten Widerstand geleistet hatte, unter seine Gewalt. Allerdings war der unmittelbar danach geschlossene Friede nicht von langer Dauer.*)

Der Dichter Pentaur, dessen Persönlichkeit von Ebers mit der ganzen wiedererweckenden Kraft seiner Kunst in der „Uarda“ als eine tief sich einprägende, vom Glorionschein der Dichtung herrlich umstrahlte Gestalt dem Bewußtsein der Mitwelt wieder zugeführt wurde, hat die geschilderte Heldenthat zum Mittelpunkt seines Epos gemacht, und die erwähnte Inschrift ist daraus entnommen.**)

*) Vgl. Meyer l. c. S. 288.

**) Nach der Niederschrift des Obigen ersah ich aus Meyer l. c. S. 304, daß jenes Epos nicht von Pentaur selbst verfaßt, sondern nur von ihm abgeschrieben wurde. Pentaur soll erst unter Merneptah gelebt haben, unter dessen Regierung er als

An einer Wand des zweiten Pylons findet sich eine ähnliche gleichfalls überaus lebendige Darstellung aus der Schlacht bei Katesch, der wiederum die Stelle „Er war allein u. s. w.“ aus Pentaur's Epos beigegeben ist. Hier sehen wir, wie die Feinde haufenweise unter Ramses' Streitwagen zermalmt werden und in den Drontes stürzen, während vor ihm ganze Massen von ungeheurer Verwirrung ergriffen werden. So muß das ganze Rameffeum nicht nur als ein den Manen des Ramses geweihtes Memnonium, sondern auch besonders als ein Tempel der Erinnerung an die Niederlage der Chetas betrachtet werden.

Es wäre eine verlockende Aufgabe, den Leser wieder durch jeden einzelnen der freilich arg zerstörten Höfe, durch die von Säulen erfüllten Säle und Gänge zu führen, und er würde an der Hand des von Fachgelehrten entworfenen Planes des ursprünglichen Bauwerks erkennen, daß das Rameffeum in seinen einzelnen Teilen, wie in deren Verhältnissen zum Ganzen ein glänzendes Zeugnis architektonischer Kunst darstellt, im besondern noch das Musterbild eines altägyptischen Tempels aufweist. Vor allem ist es der an den zweiten Hof sich anschließende hypostyle Saal, der noch in dem verfallenen Zustande, in dem er sich bietet, durch die herrlichen mit

Schreiber erwähnt wird. Was ich über Pentaur in Ebers' „Uarda“ geäußert habe, erleidet trotzdem keine Einbuße. Denn der Verfasser sagt selbst im Vorwort: „es soll in dieser Dichtung keine Geschichte gelehrt werden.“ Das Denkmal, das Ebers dem Dichter jenes Epos gesetzt hat, verliert nichts an seiner Schönheit, wenn wir auch leider den Namen dessen nicht kennen, dem es gesetzt ist.

Reichkapitälen geschmückten Säulen des Hauptganges und den übrigen noch erhaltenen der drei zu beiden Sälen aufragenden Säulengänge, unsere Bewunderung hervorruft. Ebers steht nicht an, „diesen Saal für den schönsten unter allen zu erklären, die sich in ägyptischen Tempeln erhalten haben.“ Aber so genaues Eingehen ins einzelne liegt ja nicht im Plan dieser Beschreibung.

Uns als Laien interessierten noch die furchtbar zerstückelten Überreste einer im ersten Hofe liegenden Riesenstatue Ramses' II., die einstmal vor dem zweiten Pylon in der ungeheuren Größe von etwa 18 Metern turmartig emporragte. Vom Gesicht erkennt man kaum noch die Spuren. In gewaltigen Granitblöcken, offenbar böswillig zertrümmert, liegen einzelne Teile des Kolosses umher. Nur Brust, Oberarme und ein Fuß haben sich ziemlich gut erhalten.

Die Oberfläche der Brust, von einer Schulter zur andern gemessen, beträgt über sieben Meter, die des Fußes, von der kleinen zur großen Zehe, fast $1\frac{1}{2}$ Meter. Sie war die größte aller ägyptischen Bildsäulen. Diodor, der im Jahre 60 v. Chr. das Ramesseum besucht und beschrieben hat, sah sie noch unverfehrt stehen. Wahrscheinlich ist sie dann fanatischer Wut gegen heidnische Denkmäler zum Opfer gefallen.

An den hypostylen Saal schließt sich ein kleiner Raum, dessen Decke, wie wir das an anderen Tempeln an gleicher Stelle schon öfter gesehen hatten, mit astronomischen Darstellungen geschmückt war. Für uns hatte dieser Saal noch besonderes Interesse, da hierher, wie wir gelesen hatten, von Diodor der Ort verlegt worden

ist, wo sich die heilige Büchersammlung mit der Inschrift: „Heilanstalt für die Seele“ befunden habe.

Hinter dem Tempel sieht man auch noch die Reste von ausgedehnten Baulichkeiten, in denen sich erwiesenermaßen zu Ramses' II. Zeit die in ganz Ägypten berühmteste Gelehrtenschule, der Mittelpunkt des geistigen Lebens, befand. Was Wunder, daß mir der Gedanke kam, Friedrich dem Großen habe im Hinblick auf die in der Nähe der königlichen Bibliothek befindliche Akademie der Wissenschaften in Berlin jene Stelle im Diodor vorgeschwebt, als auch er die Außenwand der Bibliothek mit der zwar nicht rühmlich bekannten Inschrift: „Nutrimentum spiritus“ versehen ließ.

Diodor nannte das Rameesseum das „Grab des Osymandias“. Erst Dümichen hat folgende interessante Erklärung für diese Benennung gefunden:

Ramses II. hatte noch einen zweiten Namen Usir-ma-ra, unter dem er im Andenken des Volkes lange fortlebte. Allerdings — und das hat die Deutung des Wortes „Osymandias“ erschwert — erscheint dieser Name in den Inschriften als Ra-usir-ma, weil Ra (hieroglyphisch O) das Zeichen der Gottheit, aus Pietät vorangestellt wurde. Im Munde der Griechen gestaltete sich nun Usir-ma-ra zu Osymandias.*)

Als wir die weiten Räume des Rameesseums verlassen hatten und uns zur Rückkehr rüsteten, ging der Tag bereits zur Neige. Bei der Nilüberfahrt funkelten schon die Sterne in herrlichem Glanze über uns, und

*) Dümichen l. c. S. 108.

statt des verlockenden Bildes, das vom Strome aus bei Tage hier so oft uns enthüllt worden war, grüßten nur einige Lichter von der Landungsstelle herüber.

Von da aber am ganzen Ufer hinauf nach Norden, bis zu den Ruinen von Karnak, die von dem dunklen Nachthimmel in kaum erkennbaren Umrissen sich abhoben, erschien alles wie verödet und ausgestorben. Wie von selbst lenkte sich das Gespräch auf die Vorzeit, da sich gerade zwischen diesen beiden Punkten einst das bunte Leben und Treiben einer weithin herrschenden Weltstadt entfaltete, der bedeutendsten der damaligen zivilisierten Welt. Hier ragten Paläste empor voll der Schätze aus eroberten Ländern, und wo jetzt der arme Fellache in elender Hütte mühsam sein Leben fristet, erhob sich die Fülle der bequemen Wohn- und Arbeitsstätten, in denen Handel, Kunst und Gewerbe ihren unvorbenen Sitz aufgeschlagen hatten.*)

*) Vgl. hierzu Dümichen l. c. S. 95: „In der Oststadt allein auch war es, wo um die heiligen Bezirke herum neben den Tempeln und Sphinxalleen jene zahllosen Straßen sich hinzogen, in denen eine keineswegs bloß auf die Verehrung der Götter sinnende und den Träumen von einem besseren Jenseits sich hingebende, sondern durch und durch praktische, mit allen Kräften thätige, und für das Leben schaffende Bevölkerung auf- und niedervogte. Auf den Plätzen und in den Straßen der östlichen Thebä entfalteten Handel und Gewerbe ihre rege Thätigkeit. In dem Hafen der Oststadt landeten, befrachtet mit den Produkten Ethiopiens und Asiens die von Süden und Norden kommenden Schiffe, in den Quartieren der Oststadt befanden sich die mit den Rohprodukten und Fabrikatens des In- und Auslandes gefüllten Magazine und Kaufhallen des Groß- und Kleinhandels. In der Oststadt waren die Arbeitsstätten der Kunst und des Handwerks, und dort standen, hochragend und mit allem Luxus der damaligen Zeit reich ausgestattet,

Unter dem Einfluß des zum Ernst mahnenden monotonen Gesanges der Barkenführer, die nach uraltem Gebrauch abwechselnd einen Vers aus dem Koran vortrugen, erfuhr das heitere Gespräch bald eine ernstere Wendung. In Ägypten drängt sich besonders der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen so oft auf, wie kaum anderswo, und wem es darauf ankommt, den Leser auch die durch solche Erwägungen beeinflusste Stimmung des Reisenden hin und wieder mit empfinden zu lassen, sollte sich von der Wiederholung etwaiger, sonst ja als Gemeinplätze geltender Äußerungen nicht abschrecken lassen. Dieser Seelenzustand entsteht begreiflicherweise leicht auf dem Westufer von Theben.

Es waren, vielleicht halb unbewußt, auch persönliche Angelegenheiten im Spiele, wenn wir an jenem Abend mehr wehmütig als heiter, wie sonst, in den uns lieb gewordenen Kreis der Tischgesellschaft zurückkehrten. Denn Ende Januar war herangerückt. Zweimal hatten wir schon den Dampfer nach Assuân vorüberziehen lassen, weil wir uns von Luxor nicht hatten trennen können. Nun aber nahte mit unheimlich schnellen Schritten der unwiderruflich letzte Tag unseres so erinne-

wie ebenso in höchster Einfachheit und wohl in manchen Bezirken auch von recht armseligem Aussehen, die tausend und abertausend der alten Reichsstadtbewohner. Kurz, all das Leben und Treiben, welches eine große und stark bevölkerte, in Handel, Kunst und Gewerbe blühende und als Residenz des Landesfürsten den Centralpunkt eines mächtigen Staates bildende Stadt charakterisiert, herrschte einst auf den Plätzen und in den Straßen der östlichen Thebä.“

rungsvollen Aufenthalte an dem schönen Orte. Der zweite Februar stand vor der Thür.

Gerade in den letzten Tagen war das Jagdglück hold gewesen. Mehrere seltene Falken waren E. auf den Streifereien zur Beute gefallen, die wir zur Zeit des Sonnenuntergangs durch die palmenreichen Teile des Ostufers zu unternehmen pflegten.

Aber noch waren uns die Namen der bedeutenden Memnonien von Medinet Habu und von Kurna, die an den beiden entgegengesetzten Enden der Nekropolis errichtet sind, kaum mehr als leerer Schall geblieben. Unmöglich konnten wir Luxor verlassen, ohne sie gesehen zu haben. Andererseits war es verlockend, auch auf dem Westufer, wo sich mit der zunehmenden Bloßlegung von Nilinseln ein mannigfaltigeres Vogelleben zeigte, die Gunst der Umstände nicht unbenußt zu lassen. Um nun Tempelbesuch und Jagd miteinander verbinden zu können, blieb nichts Anderes übrig, als ersterem eine geringere Gründlichkeit einzuräumen, als es bisher geschehen war. Nach so reichen Erfahrungen auf diesem Gebiete durften wir kaum eine Einbuße dadurch befürchten. Medinet Habu kennen zu lernen, war daher das nächste Ziel unserer Wünsche.

XVII. Medinet Habu.

Es liegt die so bezeichnete ausgedehnte Ruinengruppe am südlichen Ende der Nekropolis, etwa 1600 Meter vom Tempel Seti's I. entfernt, jenem Memnonium, womit dem vom Norden her Kommenden die Reihe der Grabestempel eröffnet wird.

Medinet Habu ist eigentlich der Name eines Koptendorfes, das in den ersten Zeiten des Christentums inmitten und um die hier vorhandenen Tempel errichtet worden war, die schon damals zum Teil in Ruinen standen. Das Dorf selbst ist nur noch an seinen Resten erkennbar. Wohnstätten befinden sich hier nicht mehr, was um so bestrebender erscheint, als aus koptischen und griechischen Inschriften hervorgeht, daß die Niederlassung einst zu den größten und wichtigsten Christenkolonien in Oberägypten gerechnet wurde.*)

So groß war der Abscheu der frommen Gemeinde vor den heidnischen Götterbildern, daß in einem Raume des alten Tempels, der zu einer Kapelle diente, die mit Bildern bedeckte Wand vollständig übertüncht wurde. Die Fronie des Schicksals wollte es, daß die Bilder in der Kapelle dadurch besser erhalten blieben als die unbedeckten.**)

Wir waren auf mannigfachen Umwegen, die durch die Jagd geboten waren, von Norden her zu den Schutthäufen des Dorfes gelangt. Um nun an die Eingangspylonen der Tempelanlagen zu kommen, deren Riesenruinen wir schon von weiter Ferne erblickt hatten, mußten wir längs der Schutthügel dahinschreiten, die sich zur Seite des größten Teils der ganzen Gruppe ausdehnen. Hierbei hatten wir schon Gelegenheit, zwei mächtige, in der Gliederung von einander abweichende Bauten zu unterscheiden. Die Hauptachse des mehr nach dem Nil zu ge-

*) Vgl. Budge, *The Nile*, London 1893, S. 301.

**) Später werde ich auf deren Inhalt zurückkommen.

legenen Tempels liegt in einer andern Richtung, als die des sich hinten daranschließenden, und zwar in der Weise, daß sich die Verlängerungen beider Achsen in einem ziemlich spitzen Winkel treffen würden.

Thutmes I. und Satafu, die uns schon als Begründer von Dér-el-Bâhri bekannt sind, haben die ersten Bauten an dem vorderen Tempel ausführen lassen. Danach hat es sich, wie die Inschriften besagen, kaum eine Dynastie nehmen lassen, entweder weiter zu bauen, oder zu verändern, und die Baulust gerade an diesem Orte hat bis zu den Zeiten der römischen Kaiser angebauert.

Daß ein Denkmal, dessen Baugeschichte sich fast durch zwei Jahrtausende hinzieht, das also an allen Arten von „Stilen voll“ ist, gerade deshalb aber auch nicht „stilvoll“ ist — so widersprechend es klingen mag — wird der Leser begreiflich finden. Immerhin ist es bewundernswert, daß unter diesen Umständen die Symmetrie in der Verteilung der Baulichkeiten in hohem Maße gewahrt blieb.

Mehr noch als diese unter dem Namen „der kleine Tempel von Medinet Habu“ bekannte, an vielen Teilen arg zerstörte Tempelanlage, interessierten uns die Reste eines Bauwerks, das sich der linken Umfassungsmauer der vorerwähnten anschließt. In Ägypten, wo mit beispielloser Zähigkeit an der Beibehaltung der eingeführten Kunstformen festgehalten wurde, fällt ein Abweichen davon mehr in die Augen als irgendwo anders. Das ist hier der Fall. Wir stehen vor einer portalartigen, aus zwei gleichen Flügeln bestehenden Anlage, die sich aber nach der Tiefe zu in drei Einbuchtungen verzüngt. Die Flügel

sind in der Form einer abgestumpften Pyramide erbaut, was ihnen ein turmähnliches Aussehen verleiht. Der Bau erhebt sich in drei Stockwerken, ist mit balkonartigen Vorsprüngen und runden Fenstern versehen und enthält viele kleine Zimmer. Steht man in der Mitte des Einganges, so befindet man sich genau auf der Hauptachse des weiter hinten erbauten großen Memnoniums Ramses' III. Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß der Bau architektonisch in Beziehung dazu gedacht werden muß. Aber welche Bestimmung hatte er ehemals? Die Frage zu beantworten, ist von den bedeutendsten Ägyptologen versucht worden, ihre Forschungen haben indessen ein endgiltiges Ergebnis noch nicht gezeitigt. Die seiner Zeit von Napoleon I. ins Leben gerufene Expedition französischer Gelehrten nannte in ihrem Werke: „Description de l'Égypte“ das sonderbare Gebäude einen „Pavillon“, woraus wohl hervorgeht, daß sie es für ein Lusthaus des Beherrschers hielt. Zu dieser Benennung wurden jene Gelehrten wohl hauptsächlich durch die Darstellungen bestimmt, die in einem im rechten Flügel befindlichen Zimmer angebracht sind. Da sieht man nämlich Ramses inmitten seines Harems, einmal mit den Schönen im Brettspiel vertieft, auf andern Bildern Früchte aus ihrer Hand entgegennehmend u. s. w.

Dümichen*) bestreitet, daß ägyptische Herrscher jemals einen Palast im Westen von Theben errichtet hätten, auch könnte davon keine Spur mehr vorhanden sein, da weder Palast noch Hütte anders als aus Ziegeln

*) Dümichen l. c. S. 112.

und Holz, nimmer aber aus Quadern aufgeführt worden seien. Ebers schließt sich dieser Meinung an und hält es für wahrscheinlich, daß sich hier die Verwandten des Pharao versammelten, bevor sie das Memnonium betraten.*) Meyer**) spricht sich mit ziemlicher Entschiedenheit dahin aus, daß wir die Reste eines Palastes vor uns hätten, und bezieht sich auf eine, wie er sagt, „zweifellos richtige Erklärung Ermans.“ Des letzteren Worte mögen hier Platz finden. „Gegen die Sitte hatte Ramses III. die Vorderfront seines Palastes aus Bruchsteinen errichten lassen, und so ist diese uns erhalten geblieben, während der eigentliche Palast spurlos verschwunden ist.“***) Da sich nun seine Aussage auf beglaubigte Überlieferungen stützt, in deren einer von „Königspalästen auf dem Westufer †), während in der andern ††) von einem ehrwürdigen Königspalast . . . mit einem großen Balkon aus gutem Gold, um darauf zu erscheinen“ die Rede ist, so dürfte wohl, soweit ich als Laie zu urteilen vermag, Ermans Antwort auf die oben gestellte Frage der Wahrheit am nächsten liegen. Noch in anderer Hinsicht ist dieser sogenannte „Pavillon“ von Interesse. Schon bei dem Besuche der Grabwohnung Ramses' III. hatte ich darauf hingewiesen, wie es ihm, der die schwere Aufgabe übernommen hatte, dem Verfall des Landes zu steuern, noch einmal gelang, die von allen

*) Ebers, Ägypten S. 317.

**) Meyer l. c. S. 320.

***) Erman, Ägypten I, S. 259.

†) Lepsius, Denkmäler III, S. 159.

††) Papyrus Harris I, S. 4, 11.

Seiten in das Reich einbrechenden Völkerschaften, namentlich die Libyer und die Bewohner der großen Mittelmeerinseln, erfolgreich zu bekämpfen. Man sieht aus den Wänden des Baues Köpfe hervorragen, deren Gesichtsschnitt leicht zu erkennen giebt, daß es Nachbildungen nichtägyptischer Rassen sind. Sie bringen deutlichere Kunde von den erwähnten Siegen als die Hieroglyphen. Auch die freilich arg zerstörten Reliefbilder, in denen die ruhmreichen Thaten des Pharao dargestellt waren, zeigen in den Besiegten, die von Ramses selbst an Stricken dem Gotte Ammon vorgeführt werden, Menschen, die sich im Typus, in der Tracht und Rüstung von den sonst abgebildeten erheblich unterscheiden.

Ein Teil jener koptischen Kolonie, von der oben gesprochen wurde, hatte sich gerade hier, zwischen dem Pavillon und dem in derselben Längsrichtung liegenden, von Ramses III. erbauten Memnonium niedergelassen. Ziegelschutt- und Trümmerhaufen müssen daher erst überschritten werden, ehe wir an den Eingangspylon gelangen. Bevor wir jedoch dort hinüberschritten, machten wir noch einmal in der Durchfahrt des Pavillons halt, um uns an dem herrlichen Durchblick, an der so eigenartigen Perspektive zu ergötzen, die sich von hier aus den erstaunten Blicken eröffnet. Über die von mächtigen Pylonen eingefassten Vorhöfe, über Säulenstümpfe und Trümmerreste hin schweifte der Blick zu den malerischen Formen des libyschen Gebirges, die das Bild wirkungsvoll abschlossen. Bald befanden wir uns wieder vor einem jener Pylonen, die in ihrer Riesenhaftigkeit, ähnlich den Pyramiden, so recht geeignet sind, ein Bild von der über

das menschliche Durchschnittsverhältnis gewaltig hinausstrebenden persönlichen Macht der einstigen Herrscher in Ägypten zu geben. Hier bildet er den Eingang zu dem Tempel, den sich Ramses III. errichten ließ, damit sich das Volk der Kriegsthaten seines Herrschers erinnerte, die auf allen Wänden darin, wo irgend nur Platz ist, in Bild und Wort gepriesen werden, und damit es dort für ihn betete. Dieser Pylon ist der zweitgrößte in Ägypten. Aber auch das Heiligtum, dessen Zugang er eröffnet, ist seiner Größe und Schönheit würdig. Denn der Baumeister hat sich offenbar das prächtige Ramesseum zum Vorbild genommen. Wir finden auch hier die beiden großen Vorhöfe. Der erste ist nur an beiden Seiten mit Säulengängen geziert. Der zweite ist ringsum von Colonnaden umgeben. In diesem Hofe wirken die vielen umgestürzten unter einzelnen noch aufrecht stehenden Säulen, die inmitten der in schönen Maßverhältnissen erbauten Säulenumgürtung, im höchsten Grade malerisch. Sie rühren von jener oben angedeuteten Koptenkirche her, die ihrerseits der Zerstörungssucht der christenfeindlichen Mohamedaner zum Opfer fiel.

Hierauf traten wir in den hypostylen Saal, der dieselbe Anordnung zeigt, wie der entsprechende im Ramesseum. Leider ragen von den 24 Säulen, die ehemals die Decke trugen, nur noch die untersten Teile der Schäfte, wie die Stammreste gefälltter Baumriesen, über dem Boden hervor. Auch die Umfassungsmauern sind zum Teil in gleicher Höhe abgetragen worden. Die noch folgenden Säle bieten architektonisch nichts, was bei anderen Tempeln nicht schon besprochen wäre.

Übrigens sind nur die nördlicher gelegenen Gemächer und Gänge von der Zerstörung verschont geblieben. Interesse verdienen auch einige Seitenräume des zweiten hypostilen Saales. Dümichen hat festgestellt, daß man in ihnen die Schatzkammer Ramses' III., des reichsten aller Pharaonen, zu sehen habe. Danach hat man auch für wahrscheinlich gehalten, daß der Schauplatz jenes bekannten Märchens von Herodot, worin von einem überaus listigen Brüderpaar erzählt wird, das den Schatz des Rhampsiniten bestohlen hätte, hierher verlegt worden sei.

Anstatt nun von den in Menge vorhandenen Darstellungen zu erzählen, die Ramses in seinen vielfachen Schlachtzügen als Helden im Kampfe feiern und den Inhalt der allerdings gerade in Medinet Habu für die Kenntniss der Regierungszeit dieses Pharaos in hohem Grade bedeutenden Inschriften*) anzugeben, will ich die Gelegenheit benutzen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Ich meine damit die großen Opferfeste und die alljährlich wiederkehrende Feier der Thronbesteigung, die ja eine wesentliche Stelle im religiösen Leben der Ägypter einnahmen. Die Priester begnügten sich nicht, für jeden Monat acht Feste vorzuschreiben, es traten noch andere große, oft zehntägige Feiern im Jahre hinzu,**) an denen auch Medinet Habu teilnahm. Fast unglaublich erscheinen uns die Opfergaben, die nach Teilen einer Liste davon, die an den Außenwänden des Tempels noch er-

*) An und für sich sollen diese Inschriften in dürftigem, phrasenhaftem und schwulstigem Stile abgefaßt sein. Vgl. Meyer l. c. S. 324.

**) Vgl. Meyer l. c. S. 375.

halten sind, von Ramses III. für den Tempel gestiftet wurden. *) Danach mußten außer Honig, Blumen, Weihrauch u. s. w. täglich etwa 3220 Brote, 24 Kuchen, 144 Krüge Bier, 32 Gänse und einige Krüge Wein herbeigeschafft werden. Alles wurde hauptsächlich für die Ernährung der Priester und Tempeldiener verwendet. Diese Gaben wurden zu Zeiten der erwähnten Festtage so bedeutend vermehrt, daß man sich, da die zum Tempel Gehörigen unmöglich alles aufzehren konnten, die Frage vorgelegt hat, wer wohl sonst noch die Verteilung besorgt haben könne. **) Erman giebt wahrscheinlich die rechte Antwort darauf, wenn er annimmt, daß an solchen Tagen, wie z. B. am 26. des ägyptischen Monats Choiath, an dem in Medinet Habu die gewöhnlichen Lieferungen Brot um 3694 Laib erhöht wurden, das Volk selbst bei der Feier die dem Gotte Ptah-Sokaris-Osiris gewidmet war, zugelassen und gespeist wurde. Die bildliche Darstellung eines derartigen Festes sahen wir nun auf der hinteren Wand des Colonnadensaales. Die Koptengemeinde hatte sie, wie erwähnt, in frommem Eifer ehemals ganz mit Milchlamm überdecken lassen, wodurch sie nach der Freilegung die übrigen an Frische übertraf.

Das Gemälde führt uns eine Krönungsfeier vor Augen, deren Erinnerung alljährlich am Fuße der Treppe mit großem Glanze erneuert wurde. Wir sehen, wie Ramses auf einem mit Löwenbildern verzierten Sessel von zwölf Großen des Reiches einer Prozession voran-

*) Vgl. Dümichen, Kalenderinschriften S. 3—7.

**) Erman l. c. I, S. 377.

getragen wird. Bedelträger, Musiker, Hymnensänger mit dem Buche in der Hand, folgen dem Zuge. Die Prozession bewegt sich zur Bildsäule des Gottes Chem, der bei den Ägyptern zur Zeit, aus der die Darstellung stammt, die höchste Stelle unter den Göttern einnahm und dem sie die Ursache alles Daseins zuschrieben. Über dem Herrscher, der dem Gotte opfert, schwebt ein Geier, das Zeichen des Sieges. Die Fortsetzung des Gemäldes zeigt abermals das Bild Chems auf einem mit bunten Tüchern und Blumen geschmückten Gestell, vor dem der König dem heiligen Stier folgt. Auch die Königin befindet sich in dem Zuge, dem eine Prozession von Priestern vorangeht, die allerhand für den Opferdienst bestimmte Gegenstände tragen. Eigentümlich berührt die zur Darstellung gebrachte Zeremonie, wobei die Gänse nach den vier Windrichtungen zum Fluge aufgelassen werden, um das Ereignis der Thronbesteigung zu verkünden. Auch die schöne Sitte, daß der Herrscher am Tage seiner Krönung ein Feld pflügte, findet hier symbolische Erinnerung, indem dargestellt ist, wie er mit der Sichel eine Ährengarbe zerschneidet, die ihm ein Priester reicht. Das Treppenfest wurde jährlich bei Neumond des Erntemonats gefeiert.*) Von einer erschöpfenden Beschreibung des an Figuren und Scenen so reichhaltigen Prozessionsbildes konnte hier keine Rede sein. Ich hatte bei dessen Erwähnung nur die Absicht, auf einiges hinzuweisen, das Gelegenheit bot, auf wichtige Bestandteile altägyptischen

*) Die Bahn des Mondes wurde als Treppe mit 14 Stufen (Tagen) dargestellt, woher wohl der Name des Festes (Ebers).

Lebens einige Streiflichter zu werfen. Da die auf den anderen Wänden befindlichen Darstellungen hierfür nicht genügenden Stoff bieten, sehe ich von einer Erklärung ab.

Dagegen will ich, da mit den Beschreibungen von Tempeln bald abzuschließen ist, einer Frage entgegenkommen, die gewiß mancher Leser schon aufgeworfen hat: „Was hat man sich unter dem Worte ‚Darstellungen‘ zu denken? Sind es Malereien, Reliefs en creux oder Basreliefs?“ Ich war genötigt, mich der allgemeinen Bezeichnung zu bedienen, weil die alten Ägypter bei der bildnerischen Ausschmückung der Wände durchaus nicht einheitlich verfahren. Nur zu häufig wird die Wandverschönerung am Eingange des Tempels, bestehe sie nun aus Hieroglyphen oder Bildern, mit Basreliefs begonnen, weiterhin wird Relief en creux verwendet und schließlich einfache Bemalung vorgezogen. Nicht selten tritt schon in einem Saale gemischtes Verfahren ein, ja sogar innerhalb einer Figur, indem es, an den modernen Impressionismus erinnernd, vorkommt, daß nur das Gesicht plastisch herausgearbeitet, das übrige aber nur angedeutet ist. Künstlerische Absicht lag hierbei wohl kaum zu Grunde. Der jeweilige Stand des Staatsvermögens wird die Art der Technik vorgeschrieben haben.*) Gingen einem Monarchen die Mittel aus, so ließ er, was er erst sorgsam unter großen Kosten aus dem Stein hatte herausmeißeln lassen, von dem schneller zum Ziele gelangenden Maler fortsetzen. Öfter vielleicht war der Nachfolger

*) Vgl. hierüber Erman l. c. I, S. 531.

eines prunkliebenden Fürsten zu solcher Sparsamkeit genötigt.

Ein noch jetzt deutlich erkennbares Beispiel eines derartigen Vorganges bot sich uns bereits am nächsten Tage, als wir zum letzten Male der Nekropole unsern Besuch abstatteten, um den Grabtempel Setis I. in Augenschein zu nehmen. Denn hier sahen wir die von Seti erbauten Teile mit Basreliefs in vortrefflichem Stile geschmückt, während die von seinem Nachfolger Ramses II. fortgesetzten ausgedehnteren Räume an demselben Heiligtum mit weit wertloseren Reliefs en creux ausgestattet waren.

XVIII. Der Tempel von Kurna.

Die weithin sichtbaren Trümmer dieses Memnoniums befinden sich bei dem Dorfe Kurna, am nördlichsten Ende des Gebietes von Theben. Die beiden Pylonen mit dem großen Vorhof dazwischen, ohne den man sich einen ägyptischen Tempel schlechterdings nicht mehr vorstellen kann, sind bis auf weniges von der Erdoberfläche verschwunden. Verschwunden ist auch bis auf geringe Spuren die Sphingallee, die, das Fruchmland durchschneidend, höchst wahrscheinlich zum Nil führte und sich auf dem jenseitigen Ufer in gerader Richtung bis zum Karnaktempel fortsetzte. Auf ihr bewegten sich ehemals die zum Westufer wallenden Prozessionen, die dann in jenen herrlichen Barken übergesetzt wurden, deren Bilder wir im Tempel von Dér-el-Bähri gesehen hatten.

Die einst im Hintergrunde des Vorhofes stehende Colonnadenhalle bildet jetzt die Vorderseite. Von den zehn

prächtigen Säulen mit hohen Kapitälern in Form von Lotosknospen stehen nur noch acht aufrecht. Der verhältnismäßig kleine hypostile, nur mit sechs Säulen gezielte Saal, dessen Decke bereits eingestürzt ist, bildet den Kern des Heiligtums, dessen Bau von Seti I. begonnen wurde. Zu ihm und seinen sechs Seitengemächern gelangt man, wenn man durch die Mitte der erwähnten Colonnaden auf dem Prozessionswege weitergeschritten ist. Die bisher genannten Teile nahmen unser besonderes Interesse in Anspruch, da sie in Bezug auf Bauart, Hieroglyphen und Bilderschmuck dem Besten sich anreihen, was wir bisher von ägyptischer Kunst gesehen hatten, während alles übrige unter Ramses II. Angebaute minder bedeutend ist. Hier in den Kernteilen erinnerte mich alles an den Tempel von Abydos, der ja auch teilweise Seti I. seine Entstehung verdankt. Einige Forscher, unter anderen Budge,* sind der Meinung, derselbe Baumeister habe beide Tempel zu bauen begonnen. Sonderbarer Weise lag der größte hypostile Saal im Tempel nicht, wie gewöhnlich, in der Richtung des Mittelganges, sondern auf der rechten Seite. Die zehn Säulen, die ihn ehemals zierten, sind längst vernichtet worden. Die Anordnung des Ganzen ähnelt ganz besonders der des Tempels von Abydos und weicht stark von der allgemein üblichen ab.

Sollte es der Forschung noch einmal gelingen, als Wahrheit festzustellen, was Ebers bisher nur vermutungsweise angedeutet hat,**) so hätten wir hier auf einem

*) Budge, The Nile, S. 289.

**) Vgl. Ebers, Ägypten II, S. 308.

Boden von hohem biblisch-geschichtlichem Interesse gestanden. Danach wäre nämlich Moses zugleich mit den Söhnen Ramses' II. in dem Erziehungshause unterrichtet worden, das Urkunden gemäß nahe am Tempel gestanden hat.

Bei dem regen Eifer, mit welchem jetzt auf verschiedenen Punkten des Westufers der Schoß der Erde nach Altertümern durchwühlt wird, bei den Erfolgen und bei den immer tiefer eindringenden Kenntnissen in Bezug auf ägyptische Geschichte, dürfte die Zeit nicht mehr fern liegen, wo wir auch über diese Frage Gewißheit erlangen.

Aber nicht bloß das Gold klaren Einsehens in Geschichte und Sitten der alten Ägypter wird jahraus jahrein von den Schatzgräbern der Wissenschaft erfreulich zu Tage gefördert, auch wirkliches Gold ist in nicht allzu großer Entfernung des Tempels von Kurna gefunden worden, so kunstvoll bearbeitet, daß der Betrachtende von Staunen und Bewunderung erfüllt wird. Der Leser wird erraten haben, daß ich auf den Goldschmuck der Königin Nah-Hotep hindeute, der im Museum von Gize ausgestellt ist. Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen an den Ort zu reiten, wo Mariette erst im Jahre 1860 in einem Grabe neben der Mumie der Königin ihre Schmucksachen gefunden hat. Es befindet sich westlich vom Tempel in der Gräberlage Drah Abu'l Megga, die sich an und in den Vorbergen des libyschen Gebirges ausbreitet. Diese gilt als die älteste in Theben und enthält Grabstätten, die bereits der elften Dynastie angehören.

Nicht fern von uns bewegte sich ein Touristenvölkchen, meistens aus Engländern bestehend, die auf der Straße zu unserer Rechten, dem beliebten Wege nach den Königsgräbern, dahinzogen. Keiner von der Gesellschaft wandte den Kopf nach der Richtung, wo wir standen. Sie schienen nicht zu wissen, bei wie ertragsreichen Boden sie eben vorübergeritten waren.

Als wir gegen Abend wieder den Garten unseres Heims betraten, mußten wir daran denken, wie begehrenswert wir Dragomans, Verkäufern und Eseljungen erschienen waren und wie unabsehbar sie uns umschwärmt und umworden hatten, als wir zum ersten Mal hier unseren Einzug hielten. Wie hatte sich das jetzt geändert! Mit jeder neuen Touristenkaramane, die von Cook'schen oder Gaze'schen Schiffen dem Hôtel überliefert wurde, — auf der Höhe der Saison geschah das wöchentlich mehrere Male — waren wir in den Augen dieser Leute im Werte mehr gesunken. Wie froh waren wir, als wir uns endlich nach vielen Mißhelligkeiten und Ärgernissen auf den von uns so ersehnten Platz der Mauerblümchen versetzt sahen! Naturgemäß hatte sich auch die allgemeine Physiognomie der Tischgesellschaft häufig geändert. Neben dem seßhafteren Bestand der Engländer waren Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier, Ungarn, Schweizer, Russen und Polen, die einen für längere, die anderen für kürzere Zeit, in buntem Wechsel auf der Bildfläche erschienen, und so war für reichlichen Stoff an Unterhaltung und Beobachtung gesorgt worden. Nur in den traulichen Abendstunden, die dem Ausruhen von weiten Ritten, dem Besprechen tagsüber gesammelter Eindrücke gewidmet waren, schlossen sich

die Landsleute in engere Kreise zusammen und tauschten gegenseitig ihre Erlebnisse aus, oder huldigten dem Schachspiel und anderen Unterhaltungen. Einerseits das Bewußtsein der weiten Entfernung vom gleichen Vaterlande, andererseits die Umgebung der vielen Angehörigen fremder Zungen, zeitigte bei den wenigen Deutschen hier ein gesteigertes Heimatsgefühl, das die Herzen näher zu einander zog und gar oft den Wunsch veranlaßte, es möchte diese Zeit noch lange dauern. Aber der Abschied nahte, und in die schönen Stunden mischte sich nur zu schnell erst in unklaren Umrissen, dann immer greifbarere Gestalt annehmend, das Reisegepenst des Kofferpackens, dem es nun galt mit raschem Entschluß den Garaus zu machen. Für uns pflegte dieser Störenfried seine besonderen Bosheiten im Schilde zu führen, da uns gewöhnlich eine Anzahl noch nicht versandter Tierbälge, gegen deren Koffergemeinschaft sich auch der mindest geschätzte Rock entrüstet auflehnte, die peinlichste Verlegenheit bereitete. Es seien mir nun, ehe wir dem unvergeßlichen Orte Valet sagen, nur noch ein paar Worte gestattet. Sie beziehen sich auf den

XIX. Tempel von Luxor.

Wer von meinen Lesern auch nur kurze Zeit in Paris gelebt hat, wird sich gern des Obelisken erinnern, der als eine Zierde des Place de la Concorde stolz emporragt, hoch über die beiden monumentalen Springbrunnen in seiner Nähe, über die den Platz umgebenden Säulen mit Schiffsschnäbeln und über die Bildsäulen, welche die bedeutendsten Städte Frankreichs darstellen, —

der hat auch von seinem Führer erfahren, daß dieser Obelisk ehemals vor dem Tempel von Luxor gestanden hat. Was wäre nun natürlicher, als daß er gerade von letzterem, der vielleicht den Zubegriff alles dessen bildete, was er sich bisher unter Luxor vorgestellt hat, etwas Näheres zu erfahren wünscht?

Dasselbe gilt aber auch von den übrigen, die Paris und seine Sehenswürdigkeiten aus Büchern oder vom Hörensagen kennen gelernt haben. Sie alle wünschen Auskunft über den Tempel von Luxor.

Wären seine Mauern und Säulen unbenutzt geblieben, wie die des Tempels von Karnak, so hätten wir ein Denkmal zu bewundern, das auch den kühnsten Vorstellungen, die der Obelisk in Paris erweckt, nicht unwürdig wäre. Das ist leider nicht der Fall. In das gesamte Tempelareal von nahezu 260 Meter Länge haben die Menschen seit vielen Jahrhunderten bis in die neuere Zeit ihre Wohnungen gebaut. Noch heute steht eine Moschee auf dem Boden des alten Tempels. Erst neuerdings wird eifrig daran gearbeitet, die schönsten Teile von dem Schutte der Jahrtausende, in dem sie bis zur halben Höhe begraben lagen, zu befreien und diese Mühen sind bereits von überraschenden Ergebnissen gekrönt worden. So bietet namentlich der bedeckte Gang der aus sieben Paar herrlicher Säulen mit Glockenkapitälern besteht, besonders vom Nil aus betrachtet, einen großartigen, im höchsten Grade malerischen Anblick. Er verbindet die ältesten Teile mit den später angefügten Vorhöfen, nebst den Säulen des sich daran anschließenden Saales. Dieser Gang ist es vornehmlich, der dem Uferbild sein charakte-

ristisches Gepräge verleiht, und wer in Luxor gewesen ist, wird gerade diese Ansicht treu in seiner Erinnerung bewahren. Während die übrigen Tempel diesseits und jenseits des Stromes ihre Riesenportale dem Nil zuwenden, ist hier eine Ausnahme gemacht worden. Die Prozessionsstraße, deren Spuren man trotz der argen Verwüstungen, trotz der stattgefundenen Einfügung des Dorfes, noch genau verfolgen kann, liegt längs der Richtung des Flußlaufes. Die späteren Bauherren haben sogar der Krümmung des Flusses insofern Rechnung getragen, als sie nach Norden hin, also gegen Karnak zu, der Hauptaxe der Anbauten eine abweichende Lage gaben. Die Ursache der oben erwähnten Ausnahme liegt höchst wahrscheinlich darin, daß die Tempelanlagen von Luxor und Karnak ursprünglich durch eine Sphingallee, deren Spuren sich noch nachweisen lassen, mit einander verbunden waren. Durch diese etwa tausend Meter lange Prachtstraße mögen sich an gewissen Festen die Prozessionen hinüber und herüber bewegt haben.

Die dem Hôtel zunächst gelegenen Teile, nämlich das Sanktuarium mit seinen Nebenräumen, sind, wie in den meisten Fällen, die ältesten des Tempels. Sie entstanden unter Amenhotep III., unter dem bekanntlich die Memnonssäulen errichtet wurden. Viel Sorgfalt ist auf ihre gänzliche Freilegung verwendet worden, was um so dankenswerter ist, als hier gerade Skulpturen und Hieroglyphen von vorzüglicher Ausführung, die den besten Zeiten ägyptischer Kunst angehört, als Schmuck der Wände erhalten sind.

Einen gewaltigen und malerischen Anblick gewährt

noch der Hauptpylon, auf der entgegengesetzten Seite nach Karnak zu gelegen. Die ungemein verstümmelten Darstellungen beziehen sich meistens auf die Siege seines Erbauers, Ramses' II. Von den an den Seiten des Einganges ehemals emporragenden vier Kolossalstatuen des nämlichen Herrschers sind drei erhalten geblieben. Davor erhebt sich der mit Hieroglyphen in vortrefflicher Ausführung bedeckte Obelisk aus Rosengranit, dessen Genosse auf dem Place de la Concorde einsam thront. Wie in Medinet Habu, befindet sich auch in diesem Tempel vor dem Eingang zum Sanktuarium ein Raum, der von den Christen schon vor dem siebenten Jahrhundert zur Kapelle umgewandelt wurde. Noch sieht man die Reste der christlichen Wandmalereien über denen heidnischer Darstellungen. Die beiden Korinthischen Säulen, die wahrscheinlich dem Altar zur Umrahmung dienten, verstärkten den Eindruck des Anachronistischen, den wohl jeder empfinden wird, der in diesen Räumen weilt. Noch sei hervorgehoben, daß an den Pylonentürmen 90 Zeilen jenes mehrfach erwähnten berühmten Nationalgesanges der Ägypter eingemeißelt sind, der den Sieg des Ramses bei Katesch zum Mittelpunkt hat.

Manchem, der sich vom Tempel von Luxor Bedeutenderes vorgestellt hat, mag ich eine Enttäuschung gebracht haben. Ihm sei die tröstende Versicherung gegeben, daß man von der immer weiter fortschreitenden Freilegung die größten Hoffnungen hegt, sie werde noch viel Interessantes zu Tage fördern. Die Archäologen haben bereits den großartigen Plan des Ganzen aufs genaueste erforscht.

Zunächst kommt es darauf an, Mittel herbeizuschaffen, um die auf dem Tempelbezirk Wohnenden genügend zu entschädigen, damit sie sich an anderen Orten anbauen können. Ob es gelingen wird, den Ort freizulegen, wo die Moschee steht, ist freilich fraglich.

Wohl hätte ich, um der Beschreibung Luxors mehr Vollständigkeit zu geben, noch von den Tänzerinnen und Sängerinnen erzählen sollen, die besonders an Markttagen ihre zweifelhaften Künste zum besten geben. Neugierig steckten wir, wenn wir durch die belebten Teile des Dorfes gingen, wohl hin und wieder den Kopf in eine der schmutzigen und raucherfüllten Spelunken, in denen die Menge mit lüsternden Augen zuschaute. Aber was wir sahen oder hörten, war so wenig ergötzlich, daß ich meines Erachtens niemand schädige, wenn ich mit Stillschweigen darüber hinweggehe.

XX. Von Luxor bis Assuân.

Am 3. Februar gegen Abend begaben wir uns in Begleitung von Dr. G. auf den kleinen Dampfer „Ibis“, der uns nach Assuân bringen sollte. Noch einmal begrüßten wir die uns lieb gewordenen Ufer, die nun schon im Dämmerlicht lagen, und empfahlen uns von einigen Bekannten, denen wir gesellschaftlich näher getreten waren. Bald war der Abend hereingebrochen und das Einrichten in unserer Kabine, sowie die verzeihliche Neugierde, zu erfahren, welche Reisegenossen uns das Schicksal für die kurze Fahrt zugebracht habe, verdrängten eine Zeit lang

alle wehmütigen Trennungsgedanken. Das Abendessen bot uns Gelegenheit, die Gesamtheit der Fahrgäste zu überschauen, und so konnten wir bemerken, daß die Mehrheit aus Engländern bestand, während die übrigen Deutsche und Ungarn waren.

Aus dem Fahrplan hatten wir ersehen, daß wir auf der Rückfahrt bei Luffor am Nachmittag wieder vorüber kommen würden. Wir durften daher mit einiger Sicherheit schließen, daß wir die Nilufer, zwischen denen der Dampfer in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages dahinzog, während wir noch im tiefen Schläfe lagen, später bei hellem Tageslicht zu Gesicht bekommen würden und brauchten darum das Versäumte nicht allzu sehr zu beklagen.

Es ist vielleicht nicht unangemessen, die Empfindungen eines Reisenden, der das alte Theben nach längerem Aufenthalte verläßt, um den tieferen Sünden kennen zu lernen, mit denen eines Reisenden zu vergleichen, der sich auf der Fahrt nach Neapel befindet, nachdem er wochenlang zum ersten Male in Rom gewohnt hat. Hier wie dort die Erinnerung an die Reste einer völkerbeherrschenden Stadt, hier wie dort die Hoffnung auf eine noch freiere Entfaltung südlichen Wesens in Natur und Menschentum. In Bezug auf erstere glaubten wir schon nach wenigen Stunden der Fahrt die Nilinseln, die Ufer und die Abhänge des arabischen Gebirges im Hintergrunde in etwas tieferem Gelb zu erblicken. Aber ich möchte etwaigen Einwänden, daß der Wunsch, sie so zu sehen, die Klarheit des Blickes getrübt haben dürfte, keinen hartnäckigen Widerstand leisten. Vielleicht täuschten

uns auch die Reihe der ungewöhnlich großen Geier und späterhin einige bisher noch nicht gesehene Arten von ihnen, die sich auf der Nilinsel behaglich niedergelassen hatten und die Einbildung erweckten, als wären wir schon jetzt in eine anders geartete Gegend eingezogen. Wir bemerkten aber bald, daß ein so plötzlicher Übergang nicht stattgefunden hatte.

Früh genug waren wir gerade noch aufgestanden, um das am westlichen Ufer unter schattenspendenden Sykomoren friedlich daliegende Städtchen Erment zu erblicken, dessen große Zuckerfabrik dem Ort jetzt eine Berühmtheit verschafft hat, die der vielleicht nicht nachsteht, welche er in grauer Vorzeit seinen unfern gelegenen, jetzt fast verschwundenen Tempelbauten verdankte. Vergebens luden die an keiner Station fehlenden Eselungen zu einem Besuche der Stadt ein. Der Dampfer hatte Eile und bald lagen die Bazare und Uferbauten des alten Hermonthis, wie das jetzige Erment von den Griechen benannt wurde, weit hinter uns.

Wir berührten nun die erste Stromenge, die dadurch entsteht, daß der Nil gezwungen ist, sich zwischen einer Klippe des westlichen Ufers und dem jäh abfallenden Gestade auf der arabischen Seite hindurch zu zwängen. Auf der Höhe der Klippe lagen die Reste von dem Grabe des Schäch Musa, was den Arabern Veranlassung gegeben haben soll, an Moses' einstiger Wirksamkeit in dieser Gegend zu glauben. Der Ort heißt Gebelên, auf arabisch „die beiden Berge“.

Die Nilufer bieten bei der Weiterfahrt zunächst nichts, was die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch

nähme. Auf arabischer Seite treten die Berge ziemlich nahe an den Flußlauf. Die Ufer sind daher hoch und das Überschwemmungsgebiet schmal, so daß wir oft lange Strecken durchziehen ehe wir einen Fellschen am Schöpfrade erblicken.

Die spärlich sichtbaren Bewohner erscheinen, wie uns gesagt wird, erst neuerdings aus gezwungener Rücksicht gegen die Vorüberfahrenden mit der allernötigsten Umhüllung versehen, die ihnen von der Cook'schen Dampfergesellschaft gespendet worden ist. In ihren Mienen spiegelt sich der Mangel, den der Boden erleidet, auf den sie ein hartes Schicksal versetzt hat.

Auf der gegenüberliegenden Seite bietet das breitere Fruchtland freundlichere Bilder und mehr Abwechslung. Bald haben wir eine größere Stadt am westlichen Ufer, Esne, erreicht. Vergebens suchen wir unter der sich an der Station drängenden Bevölkerung ein paar Ghawazis (Sängerinnen und Tänzerinnen), die sich nach Angabe der Reisehandbücher hier in großer Anzahl aufhalten und an Reiz und Kunst ihre Genossinnen im übrigen Ägypten übertreffen sollen. Ebers lobt sie fast schwärmerisch und erregt das Verlangen, sie sowohl, wie einige von der Kunst der Märchenerzähler, die sich hier noch eine gewisse Ursprünglichkeit bewahrt haben sollen, kennen zu lernen. Unser Dampfer aber darf keine Rücksicht auf unsere Wünsche nehmen, denn schon am nächsten Tage wird er in Assuân erwartet. Wir müssen uns daher das Vergnügen der Besichtigung Esne's und besonders seines berühmten Tempels für die Rückfahrt aufsparen und suchen wieder unsere bequemen Klappstühle auf dem Verdeck auf,



Säulentapftele aus dem Tempel von Gêne.

von denen aus sich das immer wechselnde Panorama des linken Nilufers so anziehend darbietet.

Wo auf der andern Seite das arabische Gebirge nahe an das Ufer herantritt, sind es nur hin und wieder die phantastischen Formen einiger Berggipfel, die den Blick für kurze Zeit fesseln. Wir kommen rechts bei El-Kab vorüber, einer der ältesten Städte Ägyptens. Hier hatten sich einst die rechtmäßigen Herrscher des Landes festgesetzt, nachdem sie von den Hyksos immer weiter nach Süden gedrängt worden waren. El-Kab genoß in dieser Zeit das Ansehen von Theben. Die Felsengräber und Felsblöcke, die zu besichtigen uns leider versagt blieb, sind wegen ihrer Inschriften berühmt; diese enthalten vor allem die wichtigsten urkundlichen Zeugnisse von der Vertreibung der Hyksos. Daß wir genötigt waren, dies alles sowie die Trümmer der interessanten Stadt, in der sich noch Überreste von Tempeln aus der sechsten Dynastie finden sollen, ungesehen zu lassen, war um so bedauerlicher, als die Postdampfer auch auf der Thalfahrt hier nicht anhalten, wir also gänzlich auf die Besichtigung verzichten mußten. Da blieb nichts übrig, als sich mit dem Schicksal der meisten Reisenden zu trösten, denen hier oder dort einmal die Unerbittlichkeit des Fahrplans einen Streich gespielt hat.

Der Tag neigte sich schon, als wir Edfu berührten, von dem später ausführlicher zu handeln sein wird, und bei Einbruch der Nacht hielten wir in der Nähe eines ganz unbedeutenden Dorfes, um hier die Nacht zu verbringen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages belehrte uns ein Blick auf die Umgebung des Stromes und das

Leben auf ihm selbst, daß wir uns schon tiefer im Sünden befanden. Es war nun kein Zweifel mehr, daß die an den Schöpfrädern Beschäftigten ein tieferes Braun der Hautfärbung zeigten, auch daran nicht, daß die Bemannung und deren Gebahren auf den uns begegnenden Fahrzeugen, und daß diese selbst ein etwas fremdartigeres Gepräge aufwiesen. Der Himmel strahlte in tieferem Blau und die Wärme hatte zugenommen.

Trotzdem das Fruchtland von Edfu an zu beiden Seiten des Nils kaum halb so breit ist, als durchschnittlich bis dorthin, so folgten doch in schnellem Wechsel Dorf auf Dorf, und innerhalb einer Strecke von fünf bis sechs Meilen zogen deren mehr als dreißig, auf beiden Ufern verteilt, an unseren Blicken vorüber.

Selbst ein begeisterter Naturfreund wird diesen oberägyptischen Uferlandschaften eine gewisse Eintönigkeit nicht absprechen können. Die Dörfer zeigen keine Abwechslung, weder in Bauart noch Farbe der Wohnungen. Fast alle bestehen aus niedrigen, kastenartigen, gelbbraunen Hütten, die aus Nilschlamm errichtet sind. Nur hier und da ragt ein die Einförmigkeit unterbrechender turmartig aufgesetzter Taubenschlag hervor und hoch über der Gruppe erhebt sich das schlanke Minaret. Erfreulicherweise fehlt selten der Schmuck einzelner oder gruppenweise angepflanzter Palmen. Aber prächtig gestaltet sich das Bild, wenn die untergehende Sonne alles in ihren strahlenden Zauber- mantel hüllt. Hin und wieder wurde die Aufmerksamkeit auf eine am Berge stehende Moschee mit alten, an den Felsen sichtbaren Inschriften, oder auf die Trümmer einer arabischen Festung gelenkt.

Ein uns ganz neues Uferbild zeigte sich erst bei Gebel Silsile. Hier treten nämlich die felsigen Ufer sehr nahe aneinander und bieten, namentlich auf der arabischen Seite, mit ihren Höhlen und Zerklüftungen, ihren Klippen und abenteuerlich geformten Vorsprüngen, durch die sich der an dieser Stelle ziemlich reißende Strom hindurchdrängt, eine höchst wirkungsvolle Scenerie. Ihr Reiz wird noch dadurch erhöht, daß streckenweise westlicherseits, auf zwar schmalem Fruchtlande, Sykomoren und Palmen in Fülle gedeihen.

Diese Stelle ist geologisch und historisch gleich merkwürdig. Es wird nämlich hier die Kette der nilbegleitenden Höhenzüge, die vornehmlich aus Kalkstein bestehen, plötzlich durch einen von Osten nach Westen gelagerten Querringel aus gelben Sandstein unterbrochen. An dieser Stelle wurde auch der ungeheure Bedarf an Bausteinen für die ägyptischen Tempel geholt und noch zeigen die von den geschickten Steinmetzen der Pharaonenzeit in die natürliche Festung geschlagenen Breschen, welche Unmassen von Baustoff für die Errichtung der Heiligtümer verwendet wurden.

Hier stand die Stadt mit dem bezeichnendem Namen „Chennu“ d. h. Schifferstadt, da die Bevölkerung hauptsächlich aus Schiffern bestand, welche die Sandsteinblöcke nilabwärts beförderten. Hier feierten auch die Ägypter dem heiligen Nil bei Beginn des allmählichen und abermals bei dem des schnellen Steigens besondere Feste. Hier hatten sie ihm zu Ehren auf der Westseite Denkmäler und (noch sichtbare) Tafeln mit Hymnen errichtet.

Die Ansicht Ebers', man habe diese Feste gerade an

den Ort verlegt, wo der Nil zum letzten Mal ein großes Hindernis überwindet, bevor er befruchtend durch Ägypten ziehen kann, ist sehr einleuchtend. Kommt hinzu, daß nach Angabe des nämlichen Forschers das etwas südlicher gelegene Röm Ombo in den allerältesten Zeiten noch zu Nubien gerechnet wurde, so ist es sehr erklärlich, daß der Punkt, wo der Nil das eigentliche Ägypten zum ersten Mal bespülte, als besonders geeignet für seine Verehrung betrachtet wurde.

Auch über den arabischen Namen Gebel Silsile, dessen Erklärung dem interessanten Gebiet der Volksetymologie zugehört, wäre ein Wörtchen zu sagen. Die Bezeichnung des Ortes ist nämlich aus dem ähnlich klingenden, aber anderes bedeutenden älteren koptischen Namen „Djeldjel“, das soviel wie „Umwallung“ besagte, entstanden. Dem Munde der Griechen und Römer war die Aussprache dieses Wortes unbequem und sie nannten den Flecken Silsili. Das Ohr der Araber hörte aber darin ihr zufällig fast gleichklingendes „Silsileh“, das Kette bedeutet, und ihr findiger Geist schuf eine Sage dazu, wonach ehemals der Nil durch eine Kette abgesperrt gewesen sei, welche die beiden gegenüberliegenden Berge (Gebel) verbunden hätte. So entstand die Bezeichnung Gebel Silsileh.*)

Als dieser Ort, jene „Porta Westphalica Ägyptens“, wie sie Ebers so treffend bezeichnet, nur wenige Stunden hinter uns verschwunden war, hatten wir den Eindruck, als ob der mächtige Sandsteinriegel auch für die Natur

*) Vgl. Dümichen l. c. S. 37 u. Ebers, Ägypten II, S. 364.

der Ufer und ihrer Bevölkerung eine Scheidung bedeute. Denn nun fuhren wir lange Strecken durch die Wüste, die nur selten von einem schmalen Saume Ackerlandes begrenzt war. Dann fielen wieder dunkle Felsen, zwischen denen sich gelbfarbige Hügelreihen schroff hinzogen, steil zum Ufer ab, und wo sich sonst das Auge am frischen Grün der Saaten erquickte, starrte unfruchtbare Wüste, der nur hin und wieder ein kleines Stück Ackerland mit saurem Schweiß abgerungen war. Es schien, als ob der jedem Reisenden so vertraute ächzende Ton des Schöpfrades, den man jetzt nur nach langen Zwischenpausen hörte, eine besonders klagende Weise angenommen hätte, und der ernste Ausdruck des hart daran arbeitenden dunkelfarbigem Mannes trug noch dazu bei, den wehmütigen Eindruck zu verschärfen.

Wir näherten uns dem Lande der Nubier. Als die geräuschvollen, weithin hörbaren Dampfer noch nicht so häufig wie jetzt diese Öden durchzogen, soll man hier das Vergnügen, die ersten Krokodile sich im Wüstensande sonnen zu sehen, genossen haben. Das ist nun anders geworden. Die Dampfer haben sie weiter nach Süden verschleucht, und erst vor Wadi Galsa sind die ersten Krokodile sichtbar.

Auf der Höhe, am östlichen Ufer, erblickten wir nun die stattlichen Ruinen des berühmten Tempels von Kôm Ombo. Er ist in der Ptolemäerzeit errichtet worden, an der Stelle, wo schon in der 18. Dynastie ein dem krokodilköpfigen Gotte Sebel-Nä und dem Krueris erbautes Heiligtum gestanden hatte. Das einstmals prächtige Denkmal, ein Doppeltempel mit zwei Pylonen und demgemäß

auch zwei Sanctuarien, ist dem zerstörenden Einflusse der Überschwemmungen mehr als andere Heiligtümer ausgesetzt gewesen. Eine Säule, eine Wand nach der anderen fällt dem Nil anheim. Nur die höhergelegenen Teile trogen noch der Vernichtung, die aber über kurz oder lang auch hier ihr trauriges Werk verrichten wird. Erst dann wird sich das arabische Wort *Röm-Ombo* vollständig mit dem Begriff decken, den es bezeichnet. Denn es heißt „Schutthügel“. Was von den Ruinen noch vorhanden ist, wird von zwei Seiten her angegriffen. Unten wütht unaufhörlich der Fluß an dem Grundstock des Hügel auf dem sie stehen, während oben der Wüstenand eine Säule nach der anderen begräbt. Schon Ebers veröffentlichte im Jahre 1879 in seinem großen Prachtwerk „Ägypten“ die Worte, die Dümichen bei einem Besuche des Tempels in einer Mondscheinnacht seinem Tagebuche anvertraut hat, und ich glaube mich keiner Rücksichtslosigkeit, weder gegen den einen noch den anderen der berühmten Forscher schuldig zu machen, wenn ich sie an dieser Stelle noch einmal anführe: „Der herrliche Tempel auf der Höhe kam mir vor, wie ein kostbarer, vor seiner nahen Bestattung ausgesetzter Sarkophag. Mond und Sterne waren die strahlenden Lichter an der Bahre und die geisterhaft beleuchteten Gestalten der Götter und Könige an den Wänden bildeten die feierlich ernste Trauergemeinde. Der zu seinen Füßen sich herandrängende Strom war die Gruft, die ihn aufzunehmen bestimmt war und das Rauschen der Wellen der ihm dargebrachte Totengesang.“
Welch' dichterisches Bild!

Wie hat sich das Gepräge der Nillandschaft geändert!

Wo sind die lachenden Saatgefilde, die noch bei Luxor das Auge erfreuten, wo die stattlichen, betriebsamen, lauschig aus Palmenhainen hervorstühenden Orte, wie wir sie in Unterägypten sahen? Von alledem keine Spur mehr! Hier wird unfruchtbares Felsgebiet oder hügeliges Wüstenland nur selten von den ärmlichen Hütten der auf kargem Fruchtlande vegetierenden Bewohner unterbrochen. Selten ertönt das heisere Kreischen des Schöpfrades. — Alles hat sich geändert. Die Menschen gehören schon zu dem nubisch-äthiopischen Stamm, dessen Angehörige südlich bis nach Abessinien hin anzutreffen sind. Es sind hagere, ebenmäßige Gestalten von tiefdunkler Hautfarbe, reichlichem Kopfhaar und durchschnittlich angenehmen Gesichtern, mit wohlgeformten, wenig hervortretenden Nasen. Der großlippige, wulstige Mund schließt sich der Nasenpartie ziemlich nahe an, das schwach zurücktretende, gut geformte Kinn erscheint daher etwas groß.

Wohl mehren sich auf der sechsständigen Fahrt nach Assuân zu wieder die Niederlassungen, namentlich auf der Ostseite. Sie bieten indessen wenig Erfreuliches und sind nur eine traurige Zugabe zu dem öden Hintergrunde, auf dem sie erscheinen.

Bei dem Dorfe Darâwi durchschneiden wir die arabische Sprachgrenze. Die Herrschaft des äthiopischen Dialektes beginnt.

Die Sonne brennt glühend auf uns hernieder. Wir fragen uns, wie es wohl hier im Juli sein mag, wenn in den ersten Tagen des Februar schon alles mit solcher Glut erfüllt ist. Freilich, noch fehlen nur fünf bis sechs Meilen, und wir haben den Wendekreis des Krebses erreicht.

Unter dem Einfluß der Hitze und der nicht wegzuleugnenden Eintönigkeit der Uferlandschaften werden alle auf dem kleinen Verdeck von einer unüberwindlichen Schläffheit ergriffen. Bald zeigt hier ein herrenloser Palmenwedel, bald dort ein aus den Händen geglittener Baedeker, ein Budge oder sonstiger papierner Dragoman an, daß dessen Besizer sich aus dem Lande der Pharaonen in das der Träume geflüchtet hat.

Schon nach wenigen Stunden jedoch ist in den meisten wieder frischer, hoffnungsfreudiger Mut erwacht. Denn aufs neue schmücken sich die Ufer mit den lange entbehrten Sykomorengruppen und Palmen von prächtigem Wuchs und in wenigen Minuten — es ist gegen fünf Uhr nachmittags — erreichen wir den Hafen von Assuân.

XXI. Assuân.

Hier eröffnet sich unseren Blicken ein Bild, dessen fesselnder Reiz ein um so lebhafteres und freudigeres Erstaunen hervorruft, als uns auf der ganzen Reise nie eine Landschaft geboten worden war, die in ihrer Eigenartigkeit auch nur annähernd Ähnliches gezeigt hätte.

Das Charakteristische der Bilder wird vor allem durch die schwarz und rotbraun glänzenden, gewaltigen Granitblöcke verursacht, die den zum Becken erweiterten Strom in phantastischem Durcheinander durchqueren. Diese, wie die in ihrer Mitte sich erhebende, mit üppiger Nilvegetation bedeckte Insel Elephantine, deren Wände steil zum Wasser abfallen, bilden gegen die Kette des libyschen Gebirges mit ihren leuchtend gelben Höhenzügen im

Hintergrunde, einen farbenprächtigen, höchst wirkungsvollen Gegensatz.

Die auf dem gegenüberliegenden Ufer sich hinlagernde Stadt zeigt dem Ankommenden meist ärmliche Hütten; nach Süden zu aber, wo zwischen dem unteren Teil der Insel und dem Ufer das bunte Treiben der Dhahabiyen immer lebhafter wird, erhebt sich eine Reihe über Colonnaden errichteter, hellfarbiger, von stolzen Palmen umrahmter Gebäude, die gar freundlich zum Bleiben einladen. Der im Hintergrunde aufsteigende, mit einem kleinen Häuserviertel gekrönte Hügel vervollständigt das Malerische des überraschenden und unvergeßlichen Hafensbildes.

Die uns auf dem kurzen Wege von der Landungsbrücke nach dem am Quai befindlichen Hôtel eng umringende Menge, welche die Ankommenden mehr mit geld- als neugierigen Blicken musterte, machte uns in ihrer, in Bezug auf Tracht, Gesichtsschnitt und Farbe hervorstechenden Buntschekigkeit den Eindruck, als ob hier dem Fremden eine lebendige Musterkarte afrikanischer Rassen vorgeführt werden sollte.

Schon unterwegs war die Befürchtung laut geworden, es könnte das einzige Hôtel in Assuân so besetzt sein, daß wir genötigt wären, zunächst ein paar Tage, wenn nicht gar während des ganzen Aufenthaltes, auf dem Schiffe zu wohnen. Natürlich wollte jeder, der sich nicht vorher angemeldet hatte, so schnell wie möglich dem „Herrn Direktor“ unter die Augen treten, um, wenn thunlich, vor dem Schicksal eines Pfahlbauern aus dem neunzehnten Jahrhundert behütet zu werden, nämlich auf dem Schiffe

bleiben zu müssen. Es war daher höchst komisch anzusehen, wie der unvorsichtige Teil der Reisenden, zu dem auch wir gehörten, im Dauerlauf nach dem Bureau des Ungewaltigen stürzte. Wir betrachteten es als glückliche Fügung, daß wir als die Letzten vermerkt wurden, die im Hause bleiben durften. Aber als wir bei einer Hitze von etwa 30° R. nach Überwindung der labyrinthartig angeordneten Treppen, Gänge und flachen Dächer endlich erschöpft im vierten Stockwerk zu unserem bescheidenen Heim gelangten, erschien uns das noch eben ersehnte Glück der Unterkunft auf festem Lande doch etwas zweifelhaft und fast hätten wir die über dem kühlen Nil einquartierten Überschüssigen wieder beneidet.

Die Hitze stieg übrigens nach einigen Tagen gegen Mittag noch um etwa 5° höher. Da aber die Luft in dieser Jahreszeit fast keine Feuchtigkeit enthält, so ist eine derartige Temperaturhöhe hier bedeutend leichter zu ertragen als in Deutschland. Das erst seit wenigen Jahren von Cook und Sohn erbaute Hôtel steht bezüglich der Verpflegung und Bedienung auf der Höhe der in Luxor unter derselben Leitung geführten Hôtels, und genügt den Ansprüchen der Engländer, was schon einer Empfehlung gleichkommt. Aber in anderer Hinsicht kann es nicht mit jenen verglichen werden. Denn hier ladet kein lauschiger Garten den Fremden zu längerem Bleiben.

Wer der Glut im Zimmer entfliehen will, wer nach längerem Wüstenritt ein kühles Ruheplätzchen ersehnt, oder wer nach der Belästigung in dem lärmenden Treiben des Bazars in Assuân der Rast bedarf, der ist immer auf den kleinen hofartigen Raum angewiesen, der im Innern

des Hôtels an Stelle eines fehlenden Gartens auch als Versammlungsort benutzt wird. Freilich fehlt es nicht an einem gut ausgestatteten Lese- und Konversationsaal. Aber alle diese Bequemlichkeiten, so anerkennenswert sie sein mögen, genügen nicht, um dem ruhebedürftigen Leidenden, der doch zunächst auf solche Orte angewiesen ist, die Wohlthat eines abseits vom aufregenden Fremdenverkehr gelegenen Gartens zu ersetzen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die umsichtige Leitung der Engländer, die zum Vorteil der Reisenden schon so Großes am Nil geschaffen hat, in Zukunft auch Einrichtungen treffen wird, die den Wünschen vieler hier Heilung Suchender, die Monate Januar und Februar gänzlich in Assuân zu verbringen, entsprechen werden. Derartige Betrachtungen drängten sich uns auf, als wir, bevor wir uns zum ersten Ausgange anschickten, die Hôtelräumlichkeiten in Augenschein nahmen.

Raum waren wir ins Freie getreten, als unsere Aufmerksamkeit durch einen recht anziehenden Straßenvorgang gefesselt wurde. Einige Herren, es schienen Süddeutsche zu sein, waren eben damit beschäftigt, aus den sie umringenden Wegelagerern eine Anzahl schöngebauter Bischarin auszusuchen, um sie zu photographieren. Es war belustigend zu sehen, wie der eine Herr versuchte, eine Gruppe künstlerisch zusammenzustellen, während der andere mit dem Apparate bereit stand, den günstigsten Augenblick zum Einfangen des Bildes abzapfen. In der geduldrigen Art, wie sich die Leute den Wünschen des Anordners fügten, ja, wie sie ihnen teilweise entgegenkamen, konnte man erkennen, daß sie nicht zum ersten

Male vor die Camera eines Photographen getreten waren. Die Bisharin spielen im Gesamtbilde des Assuaner Volkslebens eine so kennzeichnende Rolle, daß, wer auch nur wenige Photographieen von hier mitnehmen wollte, gewiß wenigstens einen von ihnen abkonterfeien wird. Einige Vertreter dieser Rasse hatten wir bereits bei Gelegenheit des Wettrennens in Luxor kennen gelernt.

In unmittelbarer Nähe von Assuan befinden sich ganze Ansiedelungen dieses interessanten Wüstenvolkes. Ihre langen pechschwarzen, dichten, oft künstlich geflochtenen Haare, die weit vom Halse abstehen, machen sie schon von Ferne kenntlich. Im übrigen sollen sie in Bezug auf Körpergestalt und Gesichtsbild zu den schönsten in Afrika lebenden Rassen zählen. Zu den eingeborenen afrikanischen Völkerschaften gehören sie nicht. Sie, wie die Ababde, deren Vertreter uns etwas nördlicher begegnet waren und südlich die Hadendoa sollen ursprünglich in Asien heimisch gewesen sein. Die Ruschiten, mit denen bekanntlich die Pharaonen an den südlichen Landesgrenzen oft zu kämpfen hatten, worauf bei Beschreibung der Denkmäler mehrfach aufmerksam gemacht wurde, gelten als ihre Vorfahren, desgleichen die später auftretenden räuberischen Blemmyer, die in den ersten christlichen Zeiten so manches Kloster der frommen Einsiedler am Nil zerstört haben.

Dieses Nomadenvolk, das vom Wendekreis des Krebses bis gegen Kene hin in den Wüsthälern zwischen dem Nil und dem roten Meere verbreitet ist, hat seine kriegerische Natur bis in die Neuzeit bewahrt und noch bis vor kurzem waren die Bisharin von den Karawanen in

hohem Maße gefürchtet. Erst Muhammed Ali, der bedeutende Förderer ägyptischer Zustände, hat auch hier, im Anfange dieses Jahrhunderts heilsam gewirkt, indem er die Scheichs dieser Wandervölker zwang, am Nil feste Wohnsitze zu nehmen, sich den Vorschriften des Landes zu fügen und für die Frevelthaten ihrer Namensbrüder in der Wüste, mit dem eigenen Leben aufzukommen.

Von den jetzigen Lebensverhältnissen dieser in ihrer ganzen Vergangenheit so beutelustigen Nomaden entwirft Ebers ein anschauliches und reizvolles Bild:*)

„Bedürfnislos, sanft und schüchtern suchen sie jetzt für ihre kleinen Schafherden und schlecht genährten Kamele Weideplätze in der Wüste und freuen sich in den Stunden der Rast beim dünnen Klang einer Flöte an Kriegstänzen und unblutigen Kampfspielen mit Schwert und Schild. Als harmloses Wüstenidyll verrinnt ihr bescheidenes Dasein, das Dichter reizen könnte, es zu besingen, wenn es möglich wäre, die Wirkung des Hungers zu übersehen, unter dem sie selbst und ihr mageres Vieh zu leiden haben, und der ihre Ungastlichkeit, eine bei Nomaden seltene Erscheinung, zu entschuldigen nötigt. Armselig im höchsten Grade, sind ihre mit zerfetzten Tüchern bedeckten Pfahlhütten, Höhlenwohnungen und Hausgeräte, und entsprechend dem sehr geringen Gewinn, den sie durch Viehzucht, als Kameltreiber, bei der Bedienung von Karawanen oder durch den Verkauf der spärlichen Erzeugnisse ihres Landes, wie Weidefutter, Kamelmist, Wasser, Gummi und Holz, aus dem sie auch Kohlen brennen,

*) Ebers, Ägypten Bd. II, S. 377.



Wischarin bei Assuan.

zu erzielen vermögen. Diejenigen unter ihnen, welche in der Nachbarschaft des roten Meeres wohnen, leben wie ihre Vorfahren, die Ichthyophagen, von Fischen und anderen Tieren, die die Wogen auswerfen, denn sie wagen sich nicht in die See hinaus, um sie zu fangen.“

Bei unserm ersten Ausgange hasteten unsere Blicke gern auf ihren prächtigen Gestalten. Es ist nicht zu leugnen, daß trotz der Armut, in der sie wohl ausnahmslos leben, nichts ihrem Gebaren innewohnt, das die Absicht verriete, darauf hinzuweisen. Eher tragen sie in ihren Mienen eine gewisse Würde zur Schau, die vereint mit den gemessenen Bewegungen, der ganzen Erscheinung etwas Poesievolles verleiht, das den Fremden sehr für sie einnimmt.

Ihren Kindern freilich haben sie das Betteln noch nicht abgewöhnt. Das wäre auch zu viel verlangt. Wir ließen es uns aber auf unserem Weitergehen nach dem Bazar gern gefallen. Denn es waren einige Kinder von überraschendem Liebreiz unter ihnen, die uns ihre zierlichen Händchen mit so entzückender unnachahmlicher Anmut entgegenstreckten, daß es unmöglich schien, ihnen den erbetenen Zoll zu verweigern. Wir sahen, wie Landsleute hinter uns ebenfalls wie verblüfft vor einer etwa fünfjährigen Schönheit Halt machten.

Noch einmal weideten wir uns an dem Anblick des Strombildes, das uns von hier aus wie eine in südliche Vegetation gekleidete und in glühende Farben getauchte Rheinlandschaft anmutete. Dann bogen wir in die Straße zur Rechten ein, die den Eingang zu dem bunt belebten Bazar bildet. Dieser ist von ziemlicher Bedeutung, da die

Karawanen die Erzeugnisse des Sudan und Abessinien's zunächst hierher führen. Von Assuân aus werden sie auf Schiffen nach den übrigen Handelsplätzen Ägyptens befördert. Es beherbergt daher dieser Ort unter seinen nahezu zehntausend Einwohnern eine nicht geringe Anzahl von Großkaufleuten, die Elfenbein, Straußensfedern, Gummi, Senneblätter und vor allem getrocknete Datteln in bedeutenden Mengen dem Handel überliefern. Uns erschien es jedoch weniger verlockend, die meistens den Arabern gehörenden Speicher zu besuchen, als uns von dem Getümmel des Kleinverkehrs, wo sich Neues und Anregendes in Hülle und Fülle bot, fortreißen zu lassen. Die engen Gassen voll niedriger in morgenländischer Willkür aneinander gereihter Häuser mit flachen Dächern und säulenartigen Vorsprüngen, die darüber ausgespannten breiten, bunten Teppiche, welche die Häuserreihen zeltartig überdeckten, bildeten an und für sich schon ein sehr eigenartiges Bild.

Dieses erhält seinen besonders malerischen Reiz noch dadurch, daß zwischen den eckigen Säulen und hinter den Häusern hier Dattelpalmen von beträchtlicher Höhe in den tiefblauen Himmel ragen, dort das weiße Minarett einer Moschee oder deren Kuppel im Hintergrunde auftaucht.

Da diese Häuserviertel nicht ausschließlich dem Handelsgetriebe dienen, so sieht man zwischen den offenen Verkaufshallen oft Gruppen von Mohammedanern auf den Stufen einer Moschee, vor der eigenen Thür oder der eines Kaffeehauses mit übereinander geschlagenen Beinen ihren Tschibuk oder Zigaretten rauchend, unbe-

rührt von dem Treiben rings umher, in südländischer Beschaulichkeit hingelagert. Uns Nordländern wird diese unmittelbare Berührung lärmend thätigen Marktlebens mit weltabgeschiedener Versunkenheit immer fremdartig erscheinen. Der Künstler im besonderen wird davon stets aufs Neue angezogen werden, sie wird ihm eine ergiebige Quelle für die Darstellung orientalischen Straßenlebens bleiben. Welche Mannigfaltigkeit von Menschenrassen tritt uns zudem in dem Verkehrsleben des Assuaner Bazars entgegen! Da sehen wir die mit Amuletten behängten Berberiner von dunkler Broncefarbe. Sie befinden sich in ihrem Mutterlande; denn ihre Heimat erstreckt sich in der Breite zwischen Rôm-Dmbo und dem vierten Katarakt. Zwischen ihnen bewegen sich fast schwarze farbige Neger aus dem innern Afrika in so verschiedenen Mischrassen, daß es eines Ethnographen Kenntnisse erforderte, sie nach ihrem Vaterlande auseinander zu halten. Schön gestaltete Vertreter der drei Beduinenstämme, der Ababde, Bischarin und Habendoa begegnen uns und ziehen immer aufs neue unsere Blicke auf sich. Nubier, Araber, darunter viele Kopten, Levantiner und noch mancher anderer Landstriche Vertreter hat der Handelsgott hierher zum Stelldichlein geladen, und so findet der Reisende, der sich an der Beobachtung weither zusammengewürfelter Menschen erfreut, hier reichliche Ernte für die Schatzkammer seiner Erinnerungen.

Alle jene Artikel, die wir in den Bazaren Kairos nur in schwer aufzufindenden Winkelgäßchen, und auch dort nur vereinzelt als Seltenheiten vorkanden, bilden hier den Hauptgegenstand des Handels, nämlich die Erzeugnisse

Sudans und des innern Afrikas. Prachtige Straußeneier und Straußenfedern werden vielfach angeboten, dann Elfenbeinringe, die, an Schnüren aufgereiht, den umherziehenden Verkäufern um den Hals hängen, ferner recht geschmackvolle Armspangen aus Gold und Silber. Mit allerlei Fellen von Tieren der Wüste, namentlich Löwen- und Tigerfellen sind die Wände der Verkaufsstände malerisch bekleidet. Die Güte der hier feilgebotenen Nilpferdpeitschen wird besonders gerühmt. Bunte, meistens grün und rot durchflochtene Körbchen und ähnliches Flechtwerk von zierlicher Form, das in Nubien angefertigt wird, nimmt der Reisende gern als Erinnerung in die Heimat, ebenso wie geschmackvoll ausgeführte Töpferwaren und last not least eine „Madame Nubia“. Unter diesem sonderbaren Namen verstehen die nur zu aufdringlichen Verkäufer einen aus Lederstreifen geflochtenen, mit bunten Perlen besetzten kleinen Vorhang, der wie die unzweideutigen Handbewegungen der Darbietenden erraten lassen, als Schürze der nubischen Schönen verwendet wird. „Madame Nubia — Madame Nubia — very fine!“ — tönt wohl jedem, der in Assuân gewest hat, noch lange in den Ohren.

Eine Fülle von Anregungen war uns auf dem verhältnismäßig engen Raume geboten worden, Anregungen, die um so belebender und erfrischender wirkten, als sich nach den empfangenen Eindrücken der in erhabener Einsamkeit ruhenden Ruinenstadt Theben ein gesteigertes Bedürfnis nach Orten, wo das Leben frisch pulsiert, eingefunden hatte.

Auch die neue Tischgesellschaft, die uns am ersten

Abende in Assuân umgab, verfehlte nicht, jene innere Aufmunterung, deren man ohnedies auf einer längeren Reise von Zeit zu Zeit bedarf, wohlthätig zu unterstützen. Wieder war es ein Sohn Ungarns, ein junger Vertreter des hohen Adels, der uns durch seine vollendeten Umgangsformen und sein überraschendes Vertrautsein mit allen möglichen Wissensgebieten, namentlich mit den Ergebnissen der großen Afrikaforscher Achtung abnötigte. Vor allem glänzte er in der Kunst der „Causerie“ der er dadurch erhöhten Reiz verlieh, daß er sie mit dem bekannten, köstlichen, natürlichen und gemütsreichen Humor würzte, mit dem so viele seiner Landsleute die Herzen der Menschen zu gewinnen wissen.

Dieser Herr tritt immer zuerst hervor, wenn ich einzelne aus der Umgebung der Assuâner Tafelrunde in der Erinnerung wieder vorüberziehen lasse. Auch fehlte es nicht neben dem Verkehr mit unserem treuen Begleiter, Herrn Dr. H., an anderer anregender Gesellschaft. Gerne erinnere ich mich eines heiteren Süddeutschen, Besitzers einer großen Brauerei und ehemaligen Reichstagsabgeordneten, und seiner Tochter, in deren zwangloser Unterhaltung uns die Abendstunden nach der Mahlzeit gar traulich verflossen. Manchen, den wir in Luxor kennen gelernt hatten, konnten wir hier wieder begrüßen. Freilich verschwanden viele von ihnen bald von der Bildfläche; denn der Wechsel der Besucher tritt in Assuân aus Gründen, die ich oben hervorgehoben habe, meistens nach kürzerer Zeit ein, als in Luxor.

Auch wir hatten nicht die Absicht, im Hôtel länger zu verweilen, als erforderlich war, um vom Ort und der

Umgebung, vor allem vom ersten Katarakt und der Insel Philae insoweit Kenntniss zu nehmen, als sich mit den Bedürfnissen eines Touristen verträgt. Wir waren daher genötigt, unser Vorhaben mit mehr Eile auszuführen, als wir bisher für rätlich gehalten hatten.

Am nächsten Morgen unternahmen wir auf prächtigen, feurigen Eseln einen Wüstenritt nach Norden zu. Er bot uns Gelegenheit, die teilweise dicht bevölkerte, und zwanzig Minuten längs des Stromes sich hinziehende Stadt kennen zu lernen. Neben meist ärmlichen Hütten begegnete der Blick auch behaglichen Landhäusern, die aus dichten Palmenhainen freundlich hervorgrüßten. Dattelpalmen von so üppiger Entfaltung und so stattlicher Höhe hatten wir nie vorher gesehen und mehr als einmal machten wir bewundernd halt, um ihren Anblick ruhiger genießen zu können. Am Ende des Ortes befindet sich die von den Engländern befehligte Besatzung. Wir ritten bei dem Exerzierplatz vorüber und staunten über die Gewandtheit und Genauigkeit, womit die militärischen Übungen von den schlanken Söhnen des Südens, meistens Sudanern, ausgeführt wurden, deren Kriegstüchtigkeit übrigens sehr gelobt wird. Die Signale, der Anblick des Turnplatzes, wo gerade eine Abteilung Soldaten mit augenscheinlichem Vergnügen an Reck und Barren die Glieder kräftigte und die „Schneidigkeit“, die das ganze Gebaren im Soldatenviertel zur Schau trug, dies alles erinnerte an Ähnliches auf deutschen Exerzierplätzen und machte den vorteilhaftesten Eindruck. Der Anblick der in nächster Umgebung sichtbaren Frauen und Kinder der Soldaten belehrten uns allerdings, daß ein Vergleich mit

heimischen Zuständen nur bis zu einem gewissen Grade zulässig ist.

Bald drangen die Signale nur noch gedämpft in unser Ohr und frohen Mutes galoppierten wir, dem Nil den Rücken kehrend, der Wüste zu. Unsere Erwartungen wurden nicht getäuscht. Gerade bei Assuân zeigt die Wüste ein so eigenartiges Gepräge, ist so reich an verschieden gebildeten, sich labyrinthisch durchquerenden engeren und breiteren Thalpartien, daß, wer hier einmal umhergeritten ist, gewiß die von Jugend auf mit sich getragene elementare Vorstellung von einer Wüstenei für immer aufgeben wird. Selbst das Pflanzenleben mangelt nicht gänzlich hier, wenn es auch nur sehr vereinzelt und spärlich hervortritt. In Höhlungen der zerstreut umherliegenden Granitblöcke oder auch in engen Thalmulden, in denen die zwar äußerst seltenen, aber ungeheuer ergiebigen Regengüsse ihre Spuren länger zurückgelassen haben, als anderwärts, wuchern dichte Büsche der mit harten Blättchen, spitzen Dornen und langen Schoten besetzten Wüstenakazie und andere Sträucher, eine willkommene Nahrung der Esel. In den Höhlungen am Fuße der Hügel verbirgt sich der Wüstenluchs und die Spuren anderer flüchtiger Bewohner der Wüste zeigten uns, daß bei genügender Zeit hier prächtige Jagdbeute zu holen wäre. Nur ungern wandten wir uns zur Umkehr. Als wir hierbei noch einmal die Soldatenstadt streiften, wurde das Gespräch auf den beachtenswerten Umstand gelenkt, daß die Engländer dieselben Stellen des Landes mit Be-

*) Vgl. S. Palm B. 81—84 u. 90—92

satzung belegt halten, die schon die Römer dazu aus-
erlesen hatten, nämlich Kairo, Alexandria und Assuân.
Dem strategischen Blick des alten Kulturvolkes ist da-
durch ein ehrendes Zeugnis ausgestellt worden. Von
ihrer Umsicht der Besetzung der höchsten Stellen in der
Grenzfestung ließe sich nicht ebenso Rühmlisches schließen,
wenn auf Wahrheit beruht, was die römischen Biographen
berichten. Danach soll nämlich der Satiriker Juvenal in
seinem achtzigsten Lebensjahre von Hadrian hierher als Gouverneur „strafversehrt“ worden sein, weil er einen vom Kaiser begünstigten Schauspieler in einer Satire*) angegriffen hatte. Im allgemeinen sind Dichter für solche Ämter nicht geeignet. Juvenal hatte nur Worte des Unwillens und Hasses gegen das Volk, in dessen Mitte unfreiwillig zu leben er verurteilt worden war. In einer anderen, nach Annahme der Biographen, aus dieser Zeit stammenden Satire geißelt er in den stärksten Ausdrücken ihre religiöse Unduldsamkeit, die vor den widerwärtigsten Greueln nicht zurückschrecke. Er spricht darin von „albernen Ägyptern“ — und an anderer Stelle**) sagt er von ihnen: „Nun aber haben Schlangen größere Einträchtigkeit“ u. s. w.

Aus jener Satire ließe sich noch eine Reihe inter-
essanter Belege für den Widerwillen des Dichters gegen
die Ägypter anführen. Ich fürchte jedoch mich schon über
Gebühr lange bei dieser übrigens stark umstrittenen Frage
aufgehalten zu haben, andererseits wollte ich sie nicht

*) Satire 15 B. 3.

**) B. 255 (nach d. Übers. v. Hilgers).

ganz unberührt lassen, da die Erinnerung an den kühnen Schilderer seines sittenlosen Zeitalters an diesem Orte nicht gut unterbleiben konnte.

Nun aber bitte ich den gütigen Leser, der die Abschweifung auf das literarische Gebiet nicht für ungut nehmen möge, mich auf einem Spazierritt zu begleiten, den ich tags darauf in die an Assuân südlich gelegene Wüste unternahm. Denn auch hier bot sich viel Interessantes. Der Weg führte bei dem verlassenen Hause des bekannten in Gefangenschaft des grausamen Mahdi geratenen Kaufmanns Neufeld vorüber, dessen Geschäftsschild noch nicht entfernt worden war. Wohl wenige, die von den Leiden des vielgeprüften Mannes gehört haben, werden hier vorüberziehen, ohne von tiefem Mitleid ergriffen zu werden. Unweit davon erhebt sich das kleine Bahnhofsgebäude, in das die Eisenbahn mündet, auf der man durch die Wüste in einer halben Stunde nach Schelläl, gegenüber der Insel Philae, gelangen kann.

Die Wüste, die unmittelbar die letzten Häuser der Stadt begrenzt, zeigt ein ganz anderes Gepräge als die am entgegengesetzten Ende von Assuân. Denn wir befinden uns schon in dem nördlichen Rande jenes Querriegels von Granit, der als ein Seitenarm des arabischen Gebirges in der Breite von zehn Kilometern die Wüste und den Nil durchschneidet, und den ruhigen Lauf des Stromes gezwungen hat, sich mit Gewalt Bahn zu brechen. So weit der Blick reicht, erheben sich starre Granitfelsen, bald einzeln aus der Wüste emporragend, bald fettenförmig sich hinziehend. Was aber diesem eigentümlichen Bilde noch sein besonderes Aussehen verleiht, ist der Umstand,

daß hier die Reste einer weithin ausgedehnten Nekropole sichtbar sind, deren erste Gräber vor etwa tausend Jahren angelegt worden. Diesen, den ersten Bekennern des Islams zugehörigen Totenwohnungen, mit ihren verwitterten Grabsteinen, begegnet man auf allen Punkten des Gebietes. Auf den dem Nil näher gelegenen Höhen beherrschen stattliche, allerdings schon arg zerfallene Mausoleen das Totenfeld, dem gerade durch das Trümmerartige dieser von Kuppeln überragten Bauten ein in hohem Grade materielles Gepräge verliehen wird. Sowohl durch die Bauart dieser Grabkapellen, als auch durch die Umgebung wird man lebhaft an die ja aus derselben Zeit stammenden Mamelukengräber bei Kairo erinnert. Schon an der Ausdehnung dieser Totenfelder und den einstmal's prächtigen Bauwerken darauf kann man er-messen, wie bedeutend Syene, das ehemalige Assuân, im Altertum gewesen ist. Den Felsen, die sich weithin bis zum Katarakt erstreckten, wurde das für die Tempel der Pharaonen vortrefflich geeignete Material „Syenit“*) abgerungen. In dem ununterbrochenen Verkehr, den dieses Bedürfnis zeitigte, mag wohl die wesentlichste Ursache des Emporblühens der Stadt gelegen haben.

Daß ein Erinnerungszeichen an jene glorreiche Zeit ganz in der Nähe noch sichtbar war, wußte ich, und so zögerte ich nicht, dem Drängen meines Eseljungen, der mich nach der bekannten Sehenswürdigkeit, dem „obelisk“, geleiten wollte, endlich nachzugeben. In kurzem hatten wir, durch die felsige Wüste nach Osten reitend,

*) Nach der daranliegenden Stadt Syene so benannt.

die alten Steinbrüche erreicht. Hier machten wir am Fuße einer Kette mächtig hoher, nackter Syenitfelsen halt, und bald zeigte mir der junge Führer den etwas versteckt liegenden Ort, der von fast allen Assuanreisenden aufgesucht wird. Man sieht hier einen auf drei Seiten freien Obelisken liegen, während die untere Fläche noch mit dem Felsen, aus dem er gehauen wurde, verwachsen ist. Es geht daraus deutlich hervor, daß die Obelisken und wohl auch die übrigen von hier geholten Bestandteile der Tempel in den Syenitbrüchen selbst vollständig fertig bearbeitet wurden. Wohl kann man sich denken, daß ein Unbefangener, der hierher geriete, des Glaubens wäre, die Steinmeßen hätten erst vor kurzem den Ort verlassen, um später ihre Arbeit fortzusetzen, nicht aber, daß viele Jahrtausende verflossen sind, seitdem die schwierigen Hände der alten Ägypter an diesem Blocke thätig waren.

Von fern drang der Pfiff der Lokomotive, welche die Fremden von Assuan nach Schelläl befördert, an mein Ohr. Ich sagte mir: „der Zug ist zweifelsohne telegraphisch oder telephonisch dort angemeldet worden“ und unwillkürlich folgte dem Gedankengange die Frage: „Daß alles dies möglich war, welche Unsumme von geistiger und materieller Arbeit ist in der Welt geleistet worden, seitdem die Steinmeßen diesen Ort verlassen haben? Wahrlich, die Jahrtausende sind nicht vergebens vorübergerauscht! Aber in dem unermeßlichen Füllhorn ihrer herrlichen Gaben hat sich auch ein Kobold eingemistet, von dessen Vorhandensein man wohl in früheren Zeiten keine Ahnung hatte. Ich meine den Unhold „Raftlos“, der besonders sein Unwesen treibt, wo der Pfiff der Loko-

motive ertönt. Wenn wir dort versuchen, uns mit Muße und Beschaulichkeit in den Geist der Zeiten zu versetzen, scheucht er uns auf und verläßt uns nicht eher, als bis er sich überzeugt hat, daß wir die Tage abgezählt haben, die wir für ein Vorhaben verwenden können und die Stunden genau eingeteilt haben, es zu ermöglichen. Bisher war es mir noch immer gelungen, mich der Angriffe des lästigen Gefellen zu erwehren. Nun hatte er auch mich in seine Gewalt bekommen. Drei kurze Tage blieben uns nur noch von der ganzen schönen Zeit übrig, die uns vergönnt war, für die Nilreise stromaufwärts zu verwenden. Und doch war, sollte Philae den Schluß der Reise bilden, noch so viel zu sehen! Darum hieß es, was wir so ungern thaten, während der kurzen Frist in die Fußstapfen der Programmreisenden zu treten, und manchen Ort im Fluge zu besichtigen, der nur zu sehr zum Verweilen einlud.

Die gegenüberliegende Nilinsel Elephantiae, deren liebliche Palmen auf der Oberfläche der steil zum Strome abfallenden Felsen uns schon manchmal schweigend zum Besuch aufgefordert hatten, wurde zum nächsten Ziel des Ausfluges bestimmt.

Am folgenden Tage saßen wir, umgeben von heiterer Gesellschaft, in einer Feluke, auf der wir in wenigen Minuten zur Insel befördert wurden. Auf den ersten Blick scheint es, als ob die Formation der Felsen, die hin und wieder an die Lavafelder des Atrio del cavallo am Vesuv, erinnert, der Insel den Namen gegeben habe. Denn das Spiel der Natur hat hier den Granitfelsen Formen und Farbe verliehen, die an eine Fülle

sich wild durcheinanderdrängender Elefantenrücken erinnert. Den Geschichtsforschern ist indessen längst bekannt, daß nur der Zufall die äußere Form der Insel mit ihrem Namen in Beziehung gesetzt hat. Sie hieß im Altertum Ab (ägyptisch Elfenbeininsel), weil sich der Hauptstapelplatz von Elefantenzähnen in dem Hafen befand, der sich der Insel anschloß und wegen des beträchtlichen Handels mit Elfenbein u. s. w., der in der daraufgebauten Stadt gleichen Namens blühte. Erst die Griechen übersetzten das Wort in ihre Sprache und gaben der Insel den Namen, den sie noch heute führt. — Wer würde glauben, daß hier einst eine weitberühmte Stadt stand, die Metropole des südlichsten Gau'es, die an Ruhm und Glanz Theben und Memphis nicht nachstand, und deren Tempel und Heiligtümer an Ausdehnung und Schönheit die des herrlichen Philae in Schatten stellten? Von aller Pracht ist nichts übrig geblieben, als ein paar kaum erwähnenswerte Baureste und weithin zerstreute Trümmer, in denen hin und wieder ein mit Hieroglyphen oder Skulpturen versehener Mauerstein verrät, daß an dieser Stelle ein Heiligtum gestanden habe.

Nur noch zwei ärmliche Nubierdörfer fristen ein trauriges Dasein, wo einst stolze Paläste und schimmernde Tempel zwischen Weinbergen und Palmenhainen in den tiefblauen Himmel ragten, und mit den Heiligtümern auf der unsern gelegenen Insel Philae die südlichste Grenze des Wunderlandes Ägypten würdig abschlossen.

Als die mehrfach erwähnte französische Expedition hier weilte, hatte sie das Glück, noch zwei nahezu vollständig erhaltene Tempel zu sehen und sie der Nachwelt

im Bilde zurückzulassen. Im Jahre 1822 wurden diese aber durch Muhammed Ali niedergerissen, weil er die Bausteine zu einem in Assuân aufgerichteten Palais verwenden wollte. Daß sein Enkel Ismail Pascha die tempelzerstörerischen Neigungen des Großvaters nicht nur nicht theilte, sondern sogar bemüht war, das Verfallene wieder aufzurichten, zeigt die einzige Sehenswürdigkeit auf Elephantiae, der Nilmesser. Dieser, bereits von Strabo anschaulich beschriebene,*) mit dem Nil in Verbindung stehende Brunnen, an dessen mit einer Stala versehenen Quaderwänden man das Steigen und Fallen des Stromes ablesen konnte, wurde im Jahre 1870 auf Befehl des Khedivs durch den Astronomen Mahmoud-Bey aufs neue für das Land nutzbar gemacht. Mehr als fünfzig Stufen, die in sechs Etagen geteilt sind, führen in den offenkundigen Schacht. Er ist mit einer französischen Inschrift geziert, worin besonders hervorgehoben ist, daß neben den neuen Maßen auch die alten zur Erinnerung beibehalten wurden. Dieser Nilmesser findet vielleicht insofern auf der Erde nicht seinesgleichen, als er eine künstliche Einrichtung darstellt, die schon vor Jahrtausenden dem Lande denselben Dienst erwies, den sie Ägypten in unseren Tagen leistet.

Alles übrige durch die Hand des Künstlers auf Elephantine Geschaffene ist im Laufe der Zeiten bis auf trostlose Trümmerhaufen, eine Bildsäule und ein Granithor, verschwunden. Aber das von der Natur hervorgebrachte Schauspiel des unsernen Nilkataraktes, dessen Gotte

*) Vgl. Dümichen, Gesch. d. a. Ä. S. 33.

Thnum jene verschollenen Heiligtümer namentlich galten, ist „herrlich, wie am ersten Tag“.

Der Katarakt mit seinem ununterbrochenen Rauschen, das hier oben deutlich vernehmbar ist, mit den abenteuerlich geformten Felsen und Inseln, die an ihm und um ihn herum gelagert sind, erschien den Älten, deren Sinn sich gerne dem Mystischen zuneigte, als ein mit Geheimnissen erfüllter Ort, an den sie den Ursprung des heiligen, fagenspendenden Nils verlegten.

„Herrliche, siebentägige Feste wurden,“ wie Ebers*) berichtet, „einst hier gefeiert, und Pharaonen aus allen Zeiten wohnten ihm bei.“

Schwer wird es, sich im Angesicht der Vereinsamung, die jetzt inmitten der Trümmerhaufen auf Elephantia herrscht, von jenen Glanzzeiten auch nur annähernd eine Vorstellung zu bilden. Jetzt ladet nichts mehr zum Bleiben ein. Nicht ungern wandten wir uns daher, die ungestliche Stätte verlassend, der Richtung zu, von der wir das Brausen der Wasser vernommen hatten und gelangten so, über Schutthaufen und Wüstenand schreitend, zum südlichsten Ende der Insel.

Hier bot sich den Blicken eine überraschende, höchst eigenartige und wunderbare Flußlandschaft. Der ganze Strom, dessen Ufer selbst von wild zerklüfteten Granitfelsen eingerahmt war, denen die sanften Linien des libyschen Gebirges einen malerischen Hintergrund verliehen, erschien, soweit er sichtbar war, wie übersät von dunkelbraunen und schwarzen Granitblöcken, die in den felt-

*) Ebers, Agypten II, S. 391.

sanften, abenteuerlichsten Formen und in allen möglichen Größen, von unscheinbarem Stein bis zur ansehnlichen, gebirgigen, mit schroffen Wänden abfallenden Insel, phantastisch aus dem Wasser hervorragten.

Dazwischen bahnte sich der durch die vielgestaltigen Klippen hier gehemmte, dort beförderte Lauf des Stromes seinen Weg, indem er bald aufschäumende Strudel bildete, bald sich in wildem Sturze über die glänzend geglätteten schwarzen Granitblöcke ergoß, an andern freier liegenden Stellen wieder majestätisch dahinzog, oder gar, wo mächtige inselartige Feldpartien schützend gelagert waren, ruhige, von der wildrauschenden Umgebung unberührte winzige Seen bildete.

Lange ließen wir die in ihrer Mannigfaltigkeit so reizvollen Vorgänge des anziehenden Naturschauspiels auf uns wirken und freuten uns im Stillen, daß wir endlich morgen zum eigentlichen Nilkatarakt kommen würden, dessen nördlichste Begrenzung wir hier nur vor uns sahen.

Bevor wir nach Assuân zurückkehrten, unternahmen wir noch eine Rundfahrt um die verödete Felseninsel, die vom Wasser aus betrachtet, mit ihren hier senkrecht abfallenden Granitwänden, dort basaltartigen Ausbuchtungen oder nischenförmigen Vertiefungen, an andern Orten wieder in sanfteren Linien absteigendem Fruchtkland, auf dem sich freundlicher Palmenwuchs entwickelt hat, dem Auge eine Fülle bedeutsamer Landschaftsbilder offenbarte.

Auch manche hieroglyphische Felseninschriften, deren vortreffliche Ausführung sie den besten ihrer Art gleichstellte, zogen an unsern Blicken vorüber. Eine von ihnen, die in einem der Felsen des Kataraktgebietes eingemeißelt

war, feierte nach Ebers*) die Anwesenheit „des großen Rameses mit seinen Lieblingskindern, seinem Sohne Chamus und seiner Tochter Bent-Anat“ bei einem der prachtvollen Nilfeste, die auf Elephantine gefeiert wurden.

Es waren also seit Abfassung dieser Schrift nahezu 3400 Jahre verflossen!

Der Ausflug nach Elephantine war in vieler Hinsicht lohnend für uns gewesen und bei der herrschenden Hitze lag es nahe, nach der Rückkehr für diesen Tag der Ruhe und der Erinnerung zu pflegen. Anders wollte es unser neuester unsichtbarer Gefährte „Rastlos“, der uns kaum, daß wir das Ufer betreten hatte, in die Ohren raunte, wir müßten noch heute die Gräber Mount Grenfell besuchen. Noch in den späten Nachmittagsstunden wurde der Wille des kleinen Zwingherrn ausgeführt. Wir ließen uns wieder mit einer Feluke zum jenseitigen Ufer hinübersetzen und stiegen nun auf einer gegen fünfzig Meter hohen, alten, in den Fels gehauenen Treppe, die nicht zu den bequemsten gehörte, den Berg hinan. Von drei Abteilungen der Treppe gelangt man in drei übereinanderliegende Reihen von Felsgräbern, die der sechsten und zwölften Dynastie angehören.

Nachdem ich von den berühmtesten Gräbern in Agypten ausführlicher gehandelt habe, verzichte ich, in Rücksicht darauf, daß ich mir nicht zur Aufgabe gestellt habe, eine erschöpfende Schilderung aller Sehenswürdigkeiten zu bieten, sondern nur eine Auslese der hervorragendsten, auf eine eingehende Beschreibung dieser teil-

*) Ebers, Agypten II, S. 391.

weise erstaunlich frisch erhaltenen Gräber. Unter ihnen forderte namentlich das des Mechu mit seinen achtzehn in den Schacht gehauenen Säulen unsere Bewunderung heraus.

Der britische Konsularagent Mustapha Schafir und Sir F. Grenfell in Assuân haben sich 1885 und 1886 das Verdienst erworben, diese Fundgruben der ägyptologischen Wissenschaft zu eröffnen. Der Fachmann weilt mit Vorliebe darin, um weiter zu forschen; uns Laien aber genügte, sie gesehen zu haben und so fanden wir noch Zeit, die Spitze des Berges vor Sonnenuntergang zu erklimmen. Es war kein müheloses Unternehmen, in dem weichen Sande, in dem wir bei jedem Schritte tief einsanken, fast steil emporzuklettern. Aber die Aussicht von der verfallenen Grabmoschee aus, die den Berg krönt, belohnte die Beschwerde. Noch einmal nahmen wir das herrliche Bild zu unseren Füßen, den Nil und die Kataktenklippen, Elephantine, Assuân, nach Süden zu die sich über den Strom weit in die Wüste bis zum arabischen Gebirge sich hinziehende Kette der Granitfelsen, in uns auf und wandten uns befriedigt zur Rückkehr.

In großen Sprüngen konnte der Abstieg in wenigen Minuten ausgeführt werden, wobei uns zu unserer besonderen Belustigung ein etwa zehnjähriges, hübsches und schalkhaftes Nubiermädchen, das uns schon von den Gräbern an scheinbar absichtslos begleitet hatte, bis zum Ufer folgte, um dann jauchzend mit ihrem Obolus davonzuspringen.

XXII. Der erste Katarakt.

„Katarakt und Philae!“ waren die Lösungsworte für den folgenden Tag. Damit wir nicht in der Wüste den glühenden Strahlen der Mittagssonne ausgesetzt seien, bestiegen wir schon am Morgen die stattlichen und leichtfüßigen Esel, die uns im Galopp zum südlichen Ausgang der Stadt brachten. Nun durchritten wir nochmals die in der felsigen Wüste gelegenen sich weithin erstreckenden arabischen Friedhöfe und gelangten auf eine breite und ausgetretene Wüstenstraße, die von Kamel- und Eselreitern mit ihren Familien sehr belebt war. Auch bei ganzen Karawanen ritten wir vorüber. Sie trugen Güter, die stromaufwärts befördert werden sollten und des Kataraktes wegen bis zum ersten dahinter gelegenen Dorfe dem Schiff der Wüste anvertraut werden mußten. Nach einer halben Stunde verließen wir den Karawanenweg und wandten uns nach rechts dem Flusse zu in eine von dunkelbraunen und schwarzen Granitfelsen ordnungslos durchzogene Wüstenei. Je tiefer wir in die erhabene Ode eindrangten, desto großartiger gestalteten sich die Felslandschaften.

Nach einer Viertelstunde kündigte dumpfes Brausen die Nähe des Kataraktes an. Nicht lange darnach, so war es zu starken Rauschen angewachsen, das die Luft erfüllte, und in wenigen Minuten hatten wir das wild zerklüftete Ufer erreicht. Nun bedurfte es nur noch eines kurzen Rittes und der Katarakt selbst bot sich unsern Blicken dar. Was nun daran schuld war, sei es der zu

niedrige Wasserstand, seien es die zu hoch gespannten Erwartungen von der Größe des Naturschauspieles, ich weiß es nicht; Thatsache ist, daß, als wir endlich am Katarakt standen, dieser nicht den erhofften Eindruck auf uns übte. Nichtsdestoweniger gehörte das Flußbild, das sich jetzt unsern Blicken entrollte, zu den hervorragendsten und eigentümlichsten, die wir von Nilandschaften bisher gesehen hatten. Fast über die ganze Breite des Stromes hin zog sich ein von mächtigem Rauschen begleitetes Gefälle, aus dem da, wo gewaltige, schwarzgrünlich schillernde Felsklippen vereinzelt hervorragten, die mit Macht herangeschleuderten Sturzwellen in weißem Gischt hoch aufsprudelten. Unten davor lagen Granitblöcke minder großen Umfangs in Menge quer über den Fluß gelagert, an denen die von dem Sturz noch aufbrausenden Wellen auf's neu zischend anprallten oder über die sie sich mit Wucht ergossen. Am gegenüberliegenden Klippenfreieren Ufer zog der Strom in ungestörtem Laufe dahin, was durch den Gegensatz zur wildaufgeregten Umgebung den landschaftlichen Reiz des Gemäldes erhöhte. Im Hintergrunde sah man die Gebirgskette, die das Hinderniß geschaffen, von der Wüste her weit in den Fluß hineinragen und sich auf der westlichen Seite fortsetzen, wodurch, da sich diesseits noch fruchtbares, reich mit Palmen und Sykomoren gesegnetes Fruchtländchen daran lehnte, dem Ganzen eine sehr wirkungsvolle Umrahmung geschaffen wurde.

Wie wohl überall in der Welt, wo Naturschönheiten oder gewaltige Naturschauspiele unerwartet die Gleichartigkeit einer Landschaft unterbrechen und den Reisenden, den sie mit Bewunderung erfüllen, zum Ver-

weilen nötigen, so fehlte es auch hier nicht an Schlaun, die den günstigen Augenblick ausnützten, um eine Bakschisch einzuheimsen.

In allen Lebensstufen waren sie hier vertreten, vom fünfjährigen Knaben an, der ein geschickt aus Halmen geflochtenes, federleichtes Spielzeug vom Wind im Saude vor sich hertreiben ließ, indem er es als „Cook-steamer“ anpries und zum Verkauf bot, bis zum Manne in reifen Jahren, der sich in die Fluten des Kataraktes stürzte und in aalgleichen Windungen den gefährlichen Stromsturz hinunterschwamm. Halbwüchsige Burschen klammerten sich zu gleichem Zweck rittlings an einen Baumstamm und trieben so im weißen Gischt der Wellen zwischen den Klippen dahin. Über allen Wirbeln und Rauschen aber ertönte gellend der nur zu wohlbekannte Ruf: „Bakschisch, Bakschisch!“ und verfolgte uns noch lange, nachdem wir den Katarakt verlassen hatten.

Allen Europäern, die es anlockt, das kühne Wagnis der Nubier nachzuahmen, pflegt hier zur Warnung das traurige Schicksal des Mr. Cave erzählt zu werden, der, beim Versuch, den Katarakt hinabzuschwimmen, in den Klippen seinen Tod fand.

Wohl die ganze Gesellschaft jener kühnen Bakschisch-Schwimmer setzte sich aus Einwohnern der nahen, am diesseitigen Ufer gelegenen Dörfern Schelläl und Mahäda zusammen, durch die unser Weg jetzt führte.

Besonders letzteres bot, mit seinen weithin schattenspendenden Sykomoren, mit den im Vergleich zu früher gesehenen, recht behaglich erscheinenden Wohnungen unter der Fülle herrlicher Palmenbäume einen sehr einladenden

Ansicht. Die Menschen allerdings, die müßig an den niederen Eingängen kauerten, thaten gar bald das ihrige, diesen freundlichen Eindruck bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen. Denn sie musterten uns mit mißmutigen, oft haßerfüllten Blicken und zeigten sich sehr entrüstet darüber, daß wir unsern Weg durch das Dorf nicht mit Geldstücken für die Horde ihrer uns bettelnd verfolgenden, halbnackten Kinder bestreuten. Vor den Thüren sahen wir manch hübsches, junges Weib, das kaum mehr als vierzehen Lenzte zählte, aber den Säugling schon an der Brust mit sich herumtrug.

An belustigenden Ausritten im Dorfe fehlte es auch nicht. Besonders einer ist mir im Gedächtnis geblieben. Eine Dorfschöne war mit einer Anzahl ihres Geschlechts, wahrscheinlich wegen Liebessachen in heißen Streit geraten. Im Verlaufe desselben war sie auf eine Kiste gesprungen und schleuderte nun vom erhöhten Standpunkte aus, mit leidenschaftlich erhobenen Armen einen solchen schier unerschöpflichen Erguß von Beleidigungen auf die Freundinnen hernieder, daß diesen der Mut verging, sich zu verteidigen. So unaufhaltsam entfloß die Flut der Rede den Lippen, daß ich die Empfindung hatte, es hätte sich auf's neue ein Katarakt gebildet, diesmal aber einer von Worten.

Um nicht mit einem so unfreundlichen Bilde von dem an und für sich idyllisch anmutenden Flecken zu scheiden, will ich nicht verabsäumen, zu rühmen, daß wir unter den Dorfkindern viele von ungewöhnlicher Schönheit entdeckten und daß wir auch einige junge Mädchen sahen, deren weiche Züge für den Pinsel eines Sichel geschaffen schienen.

Wir ritten nun noch eine kleine halbe Stunde hart am Ufer entlang. Zwischen den wild zerklüfteten Granitblöcken und auf dem glatten, holprigen Felsboden war das Reiten nicht gerade verlockend und, um uns ungeschädigt hindurchzuzwängen, mußten wir oft mit tiefgebeugtem Rücken auf dem Sattel sitzen. Dafür wurden wir auch am Ende des Mittes durch den entzückendsten Anblick belohnt, der uns in Ägypten zu teil geworden war. Die Insel Philae lag vor uns.

XXIII. Die Insel Philae und die Rückkehr.

Wohl darf ich behaupten, daß keine der vorher gesehenen Landschaften so sehr verdient, eine märchenhafte genannt zu werden, wie die der Tempelinsel Philae. Natur und Kunst haben in überraschender Weise zusammengewirkt, um eine Harmonie von Formen und Farben zu schaffen, deren zarte Reize auch die mit Bewunderung und Freude erfüllen müssen, die gemeinhin für Naturschönheiten weniger empfänglich sind. Leicht stelle ich mir vor, daß jene ehemaligen Maler von Ideal-Landschaften, ein Koch, Poussin oder Claude Lorrain, wenn sie aufgefordert worden wären, das Idealbild einer ägyptischen, mit Tempelruinen bedeckten Nilinsel zu malen, immermehr ihrer Phantasie etwas so Malerisches entzogen hätten, wie das ist, was hier, vom Ufer aus betrachtet, dem Blicke in Wirklichkeit geboten wird. Worin der Zauber besteht? Wer vermöchte es zu sagen! Die einzelnen Bestandteile des Bildes sind schnell genannt. Da

sind wieder die schlanken Palmen, das dunkle, diesmal freilich üppigere Grün, in dem die Tempel gleichsam gebettet liegen, die schroffen Felsen im Norden der Insel, die sanften Formen der Gebirge, im Hintergrunde der ringsum fließende Nil und der, das Ganze überwölbende tiefblaue Himmel. Nun „hat man die Teile in seiner Hand“ — aber wie alles das sich vereinigt hat, um die Ruinen auf der Insel drüben als verzaubertes Schloß auf einer Feeninsel erscheinen zu lassen, — wer könnte das Rätsel lösen?

Nur mit Widerstreben ließen wir uns durch die Aufforderung der lärmenden Felukenföhrer, ein gerade hinüberfahrendes Boot zu benutzen, der Betrachtung des fesselnden Bildes entreißen und nach wenigen Minuten hatten wir den Boden der Insel selbst betreten.

Einige einleitende Bemerkungen über ihren Namen seien vorausgeschickt.

Der Zufall fügt es, daß, wenn ich dem Schlußkapitel die nicht unangemessene Überschrift: „Die letzte Insel der Reise“ hätte geben wollen, und, was in einem Buche über Ägypten nicht auffällig gewesen wäre, diese Worte in Hieroglyphen übertragen hätte, hiermit zugleich, in trefflichem Doppelsinn, die altägyptische Bezeichnung für die Insel Philae dagestanden hätte. Aus den Werken der oft erwähnten Forscher Dümichen*) und Ebers**) ersehe ich nämlich, daß altägyptisch *Ua-lak*, das auch als *Uak* vorkommt, mit dem vorgelegten männlichen Artikel *P* also *Pilak* (im Munde der Römer zu *Philae* geworden),

*) Bgl. Dümichen, *Gesch. d. alten Ägypter*, S. 31.

**) Bgl. Ebers, *Ägypten* Bd. II, S. 403.

so viel wie „die am Ende liegende Insel, die Grenzinself“ bedeutet. Im besonderen bezieht sich aber „am Ende“ auf die Fahrt der Pilger, die, aus Ägypten kommend, in den Tempeln der Insel ihrem frommen Zuge ein Ziel setzten.

Als ein Muster klassischer Baukunst können die umfangreichen und meist gut erhaltenen Reste dieser Tempel nicht mehr gelten. Denn der älteste der noch vorhandenen Bauten, ein am südwestlichen Ende der Insel sich erhebender Empfangsraum wurde unter Nektaneos II., einem Herrscher der dreißigsten Dynastie, errichtet, der im vierten Jahrhundert v. Chr. lebte, also etwa tausend Jahre nach der Blütezeit ägyptischer Kunst.

Aus Inschriften, die auf der etwa dreimal größeren, westlich von Philae gelegenen, von dieser nur durch einen schmalen Nilstreifen getrennten Felseninsel Wige, gefunden wurden, geht hervor, daß beide Inseln schon unter den Herrschern der achtzehnten Dynastie als Wallfahrtsorte bekannt waren. Von den Heiligtümern jener entlegenen Zeit aber ist fast nichts übrig geblieben.

Die alten Ägypter glaubten, das Grab des Osiris befände sich auf der Insel. Der Isis, als der obersten Göttin der Dreieheit Isis, Osiris und Horus, waren daher die meisten Tempel auf Philae geweiht. Diesen und dem vermeintlichen Osirisgrabe galten die Pilgerzüge.

Die reich geschmückten Barken der Prozessionen mußten wegen des klippenreichen, unzugänglichen Nordufers von Süden her landen. Noch sind die Reste der gemauerten Landungsstelle ebenso wie die rings um die Insel gegen die Überflutung errichteten steinernen Dämme sichtbar

Nach dem Austritt aus der oben erwähnten Empfangshalle bewegten sich ehemals die feierlichen Züge durch den weiten Vorhof. Dieser sollte von zwei sehr langen, bedeckten Colonnadengängen begrenzt werden. Der westliche, schmale, sich unmittelbar auf den Ufermauern hinziehende hat sich, noch 31 schlanke Säulen aufweisend, ziemlich unverfehrt erhalten. Der östliche hingegen mit dem gegenüberliegenden nicht in gleicher Richtung angelegten, ist nur in einzelnen Theilen vorhanden, und die am Boden liegenden, noch in Roharbeit gebliebenen Kapitäle zeigen, daß der Bau schon im Entstehen unterbrochen wurde.

Beide Begrenzungen des Vorhofes gehören einer weit späteren Zeit an, als die Empfangshalle. Sie wurden erst unter römischer Herrschaft erbaut. Zwischen Nektanebos II. und dieser liegen kampfreiche Zeiten. Ersterer wurde von den Persern vertrieben. Diese haben Alexander dem Großen weichen müssen; während weiterer dreihundert Jahre regieren die Ptolemäer über Aegypten und dann ergreifen die Römer die Zügel der Herrschaft. Alle diese Eroberer haben in einer für jene Zeit bewunderungswürdigen Weise der Religion der Unterworfenen Zugeständnisse gemacht, indem sie fortfuhren, deren Tempel, so gut sie es vermochten, in dem Stile aufzurichten, der von Urzeiten her überliefert war. Daß aber unter so störenden Einflüssen im Laufe von vielen Jahrhunderten eine Einheitlichkeit im Bauplan nicht durchgeführt werden konnte, ist erklärlich. Auch die Formen selbst sind der wechselnden Einwirkung fremder Geschmacksrichtungen unterworfen. Die Darstellungen

namentlich an den Pylonen zeigen, daß so hartnäckig auch an den altägyptischen Vorbildern festgehalten wurde, doch griechischer Formensinn überall die starre Linienführung zu durchbrechen sucht; nicht zum Vorteil der angestrebten Stilreinheit.

Wie an andern Orten, wo sich die Bauarbeiten durch Jahrhunderte hinschleppen, finden wir auch auf Philae Vollendetes zur Seite des im Beginn Unterbrochenen, sowie selbständige Bauten, wo nach dem allgemeinen Schema nur Seitenräume zu erwarten waren. Wir sehen eine Prozessionsstraße, deren Axe mehrfach die Richtung der Geraden verläßt, wodurch auch die Gesamtrichtung der einschließenden Tempelräume verändert wird, und noch andere Abweichungen vom Hergebrachten.

An Einzelheiten dagegen ist ein Fortschritt deutlich erkennbar. So haben sich beispielsweise die Kapitäle durch das Eindringen der freien griechischen Kunstübung herrlich entfaltet. Die vielfarbigen mit Pflanzenornamentik, die wir in erstaunlichem Formenreichtum auf Philae sahen, ferner auch Kapitäle mit ungezwungener als sonst behandelten Hathormasken zeugen von der hervorragenden Erfindungsgabe ihrer Schöpfer.

Auch an den 31 Säulen der Colonnade, an deren Besprechung die vorstehende Betrachtung anknüpfte, offenbart sich eine erstaunliche Mannigfaltigkeit schöner Formen. Kein Kapital gleicht dem andern.

Bei den zahlreichen Tempelbauten, die sich, im ersten Teile die Breite des vorerwähnten Vorraumes weit überschreitend, von Süden nach Norden bis über die Mitte der Insel hinziehen, sei hier nur auf das Wesentlichste

hingedeutet. Dieser Mangel an Ausführlichkeit möge theils mit dem eingangs begründeten Mangel an kunstgeschichtlichem Wert der erhaltenen Denkmäler entschuldigt werden, theils mit meiner Absicht, Philae's vornehmsten Reiz den poetischen Schimmer vor allem wirken zu lassen und ihn nicht durch zu starke Ablenkung auf Einzelheiten den Blicken zu entziehen.

Gleich der erste, den Borraum abschließend, in mächtigen Höhen- und Tiefenverhältnissen angelegte Pylon bietet Gelegenheit, noch einmal das Bild der unvergleichlich lieblichen Felseninsel mit ihren tausendjährigen Ruinen und ihrer größeren Gefährtin Bige, diesmal von oben herab, bewundern zu können. Kein Besucher sollte die sich überraschend lohnende Mühe scheuen, die im Innern des östlichen Pylonenteiles auf das Dach führende Treppe zu besteigen.

Nach dem Verlassen des antiken Aussichtsturmes betraten wir einen geräumigen, lichtdurchfluteten, nahezu quadratischen Säulenhof, wo wir uns zur Einnahme der mitgeführten Mahlzeit bequem lagerten, während zwei allerliebste, neckische Knaben mit Palmenwedeln die lästigen Fliegen von uns abwehrten und uns durch allerhand koboldartige Scherze zu erheitern suchten. Es waren die Kinder des Wächters, der mit seiner Familie die gesamte Bewohnerschaft der Insel bildet.

Nach hinlänglicher Rast wenden wir uns zu den Ruinen des sich zur Linken des Hofes ausdehnenden Tempels, des sogenannten „Geburtshauses.“ Es beziehen sich nämlich die bildlichen Darstellungen darin auf die Geburt des Horus und auf seine erste Pflege und Er-

ziehung durch Hathor und Nephthys. Aus einigen Bildern geht hervor, daß sich die späten ptolemäischen Herrscher selbst in der Rolle der durch Isis Geborenen gefielen und wohl auch die entsprechende göttliche Verehrung genossen. Vielleicht waren es gerade diese Darstellungen, die den Augen der ersten Christen ein besonderes Ärgernis bereiteten. Denn an einigen Wänden des Geburtshauses sind die Bilder mit Nilchlamm bedeckt, an andern sind die Bilder zerstört. Auf Philae hielt sich der Isisglaube länger als anderswo in Ägypten. Erst im 6. Jahrhundert gelang es dem Christentum hier Fuß zu fassen.

Das Innere der den Hof auf der östlichen Seite begrenzenden kleinen Räume dürfte, weil sich die Inschriften in dem einen von ihnen auf die Bibliothek beziehen, in dem andern auf die Darstellung von allerhand Räucherwerk für gottesdienstliche Zwecke, den Ägyptologen mehr interessieren, als den Laien. Beide jedoch werden mit Vergnügen die zehn davor aufgerichteten, mit prächtigen Hathormaskekapitälen geschmückten Säulen betrachten.

Die Nordseite des Vierecks wird wieder von einem Pylon begrenzt, der den Zugang zu dem eigentlichen Isisempel eröffnet, den Ebers „das freundlichste aller Heiligtümer“ nennt. Diese Bevorzugung ist wohl hauptsächlich den schönen Verhältnissen des Hypostils zuzuschreiben, der sich an den Pylon schließt, und den zehn immer noch farbenprächtigen Säulen mit ihren feinstilisierten Pflanzenkapitälen. Von diesen sagt der nämliche Forscher: „Sie bieten die lehrreichsten von allen auf uns gekommenen Proben für die Art und Weise, in der die alten Ägypter ihre Säulen zu färben liebten.“

In diesem Hypostil, an dessen Wänden die ein-
gemeißelten Kreuze und eine Altarnische noch sichtbar sind,
verrichtete unter Justinian die erste Christengemeinde auf
Philae ihre Andacht.

Von den übrigen sich zu Seiten des Hauptganges
gruppierenden Räumen bis zum Sanktuarium hin, das
den Tempel abschließt, sei hier nur das auf dem Dache
errichtete Osiriszimmer erwähnt. Sein Hauptschmuck ist
die Darstellung der Mumie des Gottes, aus der Lotos-
blumen hervorsprossen, zum Zeichen, daß Osiris in diesem
Raume zu neuem Leben erwacht sei.

Der griechische Formensinn, der, den Erbauern selbst
vielleicht unbewußt, an dem Isisempel und den Vor-
bauten überall seinen Einfluß geltend gemacht hat, feiert
beinahe seinen vollständigen Sieg in dem erst unter Tibe-
rius errichteten Tempelpavillon oder Kiosk, nach dem wir
jetzt unsere Schritte lenkten. Er erhebt sich am östlichen
Nilufer, etwa in gleicher Richtung mit dem ersten Pylon.

Wie sich das Bild des rauchenden Besußs untrenn-
bar mit dem Neapels verknüpft, so taucht bei dem, der
die Insel auch nur aus Bildern kennt, bei dem Namen
„Philae“ dieser Kiosk ungerufen aus der Erinnerung
hervor. Denn wohl selten und mit Recht ist das liebliche
Eiland von einer andern Seite her gemalt worden, als
von der, wo der Pavillon es im Vordergrund zielt.

Er stellt ein Rechteck aus Säulen dar, die das Dach
tragen, von denen je vier in der Breite, je fünf in der
Tiefe, aus verhältnismäßig hohem, gemauertem Unter-
grunde emporstreben. Das Freie und Lustige, das diesem,
auch das „Bett der Pharaonen“ genannten Tempel sein

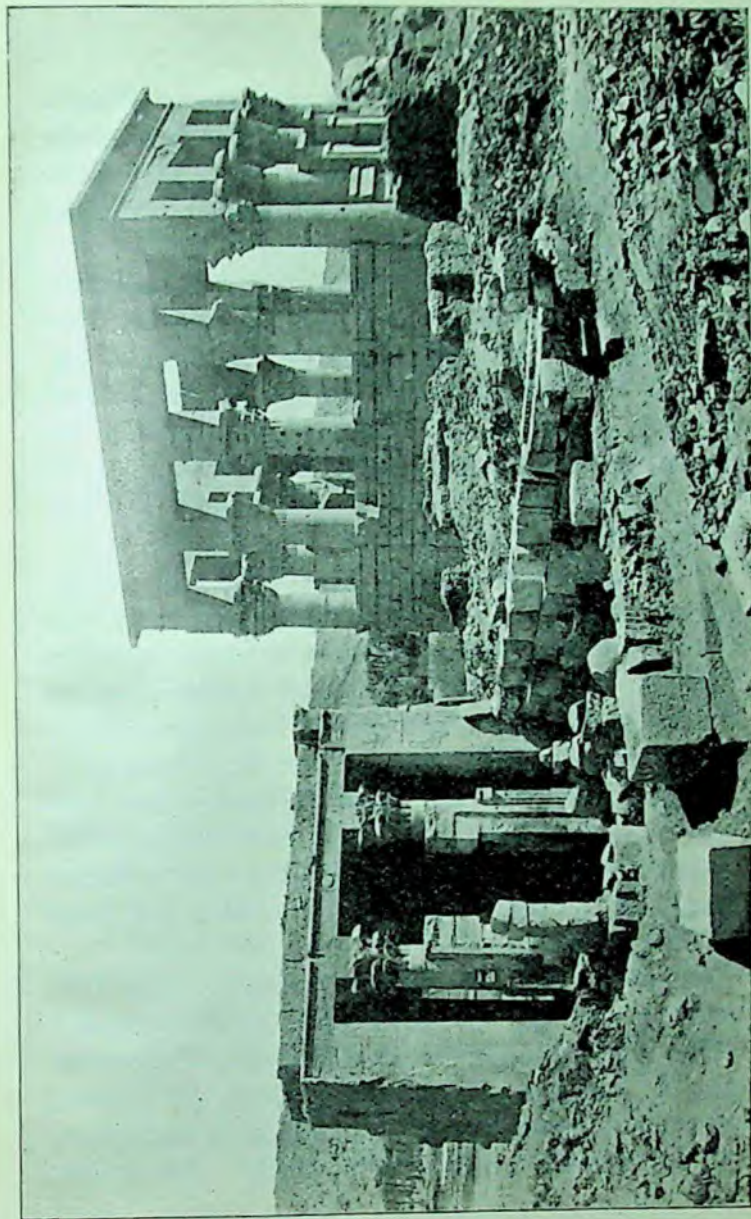
eigentümliches Gepräge verleiht, wird durch eine Behandlungsweise der Säulen hervorgebracht, die wohl selten nachgeahmt wurde. Anstatt der herkömmlichen niedrigen Deckplatte über den Kapitälern ruhen nämlich auf diesen schlank emporsteigende Deckenträger, die sich wie Verlängerungen der Säulen ausnehmen.

Die herrlichen Palmen, die ringsumher aus dem mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Boden königlich hervorragen, erhöhen den malerischen Reiz dieses Tempelkleinods.

Unter den vielen Namen, welche die Besucher des Kiosks an den Wänden zurückgelassen haben, entdeckte ich mit Vergnügen auch den Alfred Brehms. Die Tempelinsel muß dem berühmten Naturforscher einen besonders tiefen Eindruck verursacht haben. Denn während er in seinem vortrefflichen Werke „Reisekizzen aus Nordost-Afrika“ die übrigen Tempel Ägyptens meistens mit ein paar Zeilen abfertigt, widmet er denen auf Philae mit den Ausdrücken höchster Begeisterung ebenso viele Seiten. Er besuchte die Insel am 18. Oktober 1847 und am 26. März 1850.*)

Bis zum späten Nachmittage streiften wir noch auf dem mit Trümmern bedeckten übrigen Teil der Insel umher. Am Abend aber, nachdem wir uns wieder hatten übersetzen lassen, bestiegen wir in Begleitung des Herrn Dr. S. eine der Anhöhen, die, als Fortsetzung der granitnen Kataraktfelsen, von Philae bis Assuän die Nilufer begleiten. Eine Horde von etwa zwanzig halbwüchsigen

*) Vgl. Brehm, Reisekizzen aus Nordost-Afrika I, S. 65 u. III, S. 24.



Ausicht auf der Insel Philae.

Burschen verfolgte uns, indem sie brüllend ihre Führerdienste anbot. Wir achteten ihrer nicht, und je höher wir stiegen, desto winziger und kleinlauter wurde die Begleitschaft, bis uns oben auch der Ausdauerndste von ihnen murrend den Rücken kehrte.

Der Vollmond stand am tiefdunklen, klaren Himmel. Schweigend versenkten wir uns in den Anblick des feenhaften Bildes, und lange währte es, ehe wir uns entschlossen, den Rückweg anzutreten. War ja der Blick auf die unvergleichlich liebliche Nilandschaft unter uns im sanften Licht des Mondes doppelt anziehend und bot sie doch landschaftlich das Schönste von allem, was uns Ägypten bisher enthüllt hatte!

Es war, als ob der Nil selbst, an dessen erinnerungsreichen Ufern wir so viele frohe Stunden verlebt, so viele Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt hatten, uns zum Abschiede seinen bezauberndsten Gruß entbieten wollte. Am anderen Morgen — Ende Februar war herangenah — trugen uns seine Wellen bereits wieder der Heimat zu.

Zwischen Assuan und Luxor besichtigten wir noch den erst vor etwa dreißig Jahren durch Mariette vom Wüstenlande befreiten Tempel von Esfu, am westlichen Ufer, ungefähr sechs deutsche Meilen nördlich von Gebel Silsile gelegen.

Dieses dem Horus geweihte Heiligtum ist das besterhaltene Ägyptens, und selbst seine Umfassungsmauern stehen noch unversehrt, wie zur Zeit seiner Vollendung, die in das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung fällt. Die Anordnung der Räume steht im allgemeinen der des Tempels von Dendera sehr nahe. Nur ist hier

noch ein ausgedehnter Vorhof, ein Eingangspylon von mächtiger Stärke, dessen zwei turmartige Teile die Gegend weithin beherrschen und ein rings um das Heiligtum führender Gang hinzugekommen. Bedeutend war der Vortheil, den die Wissenschaft aus dem ungeheuren Schatz vortrefflich erhaltener Hieroglyphen gezogen hat.

Auch in Esne, einer ansehnlichen Nilstadt, begaben wir uns aus Land, um inmitten des belebten Ortes die jetzt unterirdischen Reste eines Tempels zu bewundern, deren mächtige Verhältnisse an die des Karnaktempels erinnerten. Nur 24 Säulen des hypostylen Saales aus der Ptolemäerzeit stammend, sind sichtbar. Auf den übrigen Teilen des Heiligtums, die wahrscheinlich älterer Zeit angehören, ist Esne erbaut. Es ist daher wenig Hoffnung vorhanden, daß der Tempel noch einmal seine Auferstehung feiern werde. Die Abbildung der Kapitäle, die an der Stelle dieses Buches eingefügt ist, wo Esne bei der Vorüberfahrt berührt wurde, wird besser als alle Beschreibung einen Begriff von den ungeheuren Raumverhältnissen geben, in denen man sich das ganze Bauwerk vorzustellen hat. Errichtet war das Denkmal dem Chnum, der obersten der Schutzgottheiten dieses Gaues.

Von der schon angeführten Station Beni-Hasan aus unternahmen wir noch einen dreiviertelstündigen Ritt durch das Fruchthland, um die Gräfte, die den gleichen Namen führen, zu besuchen.*)

Die Anlage der Totenstadt reicht etwa bis 2400 Jahre

*) In den ältesten Inschriften hieß diese ganze Gegend Tu-sat, d. h. zerschnittenes Gebirge, wegen der hier befindlichen Felsengräber. Vgl. Dümichen l. c. S. 194.

v. Chr. Geb. zurück. Die Gräfte sind, ebenso wie die zwischen den Eingängen angebrachten Säulen, aus den die Wüste begrenzenden Felsen herausgearbeitet. Namentlich einige der letzteren, welche den dorischen Säulen überraschend ähnlich sind, haben zu Fragen weittragender Bedeutung für das Verständnis der griechischen Kunstgeschichte Veranlassung gegeben. Es lag nahe, zu untersuchen, ob die Griechen die bei ihnen erst später nachweisbare dorische Säule den Ägyptern entlehnt haben. Ein heißer Kampf entbrannte zwischen den Anhängern der ägyptischen Vorgängerschaft und denen, die in ihrer Begeisterung für den frei waltenden Genius des Griechentums eine Nachahmung nicht zugeben wollten.

Lepsius' tiefe Forschungen fielen jedoch schwer in die Waagschale — zu gunsten der ersteren. Er zeigte an dem Beispiele gewisser Gräfte in Memphis, daß die Ägypter die im Innern der Gräberschachte befindlichen Wände durchbrochen hatten, um vom Eingang her Licht in die Grabkammern dringen zu lassen. Höhlten sie die Wand an zwei Stellen aus, um mehr Licht zu gewinnen und, gaben sie den Öffnungen die größtmögliche Ausdehnung, so blieb zwischen den Höhlungen nur ein Pfeilerartiger Rest übrig, der stehen bleiben mußte, um die Decke zu stützen. So war die Säule entstanden. Noch wichtiger aber waren die Nachweise, aus denen hervorging, daß auch die weitere Ausgestaltung des stützenden Wandrestes zur vielkantigen kanellierten Säule mit dem bekannten Zubehör (Basis, Kapitäl, Abakus etc.), wie wir sie in Beni-Hasan sahen, aus ganz bestimmten Erfordernissen des Baues hervorgegangen war, während die dorische Säule

der Griechen nahezu die gleichen Formen im einzelnen aufweist, ohne daß man im Stande wäre, die inneren Ursachen anzugeben, denen sie ihre Entstehung verdanken. Worin liegen nun die Gründe der Übereinstimmung?

Auch die Wände der Gräfte sind, ähnlich denen in Sakkara, mit bildlichen Darstellungen von erstaunlicher Fülle, Mannigfaltigkeit und Originalität geziert und haben trotz des schadhafte[n] Zustandes, in dem sie sich befinden, die Kenntnis des Altertums in hohem Grade gefördert. Es finden sich hier hieroglyphische Befundungen und Bilder, die sich auf die verschiedensten Äußerungen des Lebens beziehen: auf die Thätigkeit im Hause und auf das Landleben, auf Feste, namentlich auf Spiele und gymnastische Übungen, Krieg und Jagd zc.

Wie die angestrengte Arbeit des Minengräbers edles Metall aus dunklem Bergeschacht hervorschaafft, so hat hier emsige geistige Thätigkeit den Gräften Schätze von Kenntnissen entlockt, die auf die geschichtlichen Wandlungen sowie auf das Leben und Treiben eines der ältesten Kulturvölker helles Licht verbreiten. Denn, so belehrend die Bilder in Beni-Hasan an und für sich auch sein mögen, ohne die Kenntnis des sie begleitenden hieroglyphischen Textes hätten sie nie den Stützen ernster Forschung eingereiht werden können.

Was von diesem Orte gilt, findet auch auf die übrigen zahlreichen Denkmäler, die wir auf der Reise berührt haben, Anwendung. Sie alle redeten, nachdem Champollion die Entzifferung der Hieroglyphenschrift auf's neue entdeckt hatte, erst in unserem Jahrhundert wieder die verständliche Sprache, die ihnen schon vor fast zweitausend

Fahren abhanden gekommen war. Eine Reihe großer, auf den Höhen der Menschheit stehender Gelehrter, deren Namen ich im Verlauf der Reisebeschreibung öfter zu nennen veranlaßt wurde, hat die Arbeitskraft ihres ganzen Lebens darangesetzt, diese meist geheimnisvolle Sprache zu deuten und, was sie kündigt, für die Wissenschaft zu verwerthen. Erst jetzt, da das Verständnis für die steinernen Zeugen des uralten und merkwürdigen Kulturlandes zum Teil wieder erschlossen ist, bietet das Reisen in Ägypten hohen Genuß und dauernden Gewinn.

Jener Bahnbrecher der Wissenschaft sei daher, da ich an den Schluß des Buches gelangt bin, mit dem Gefühl verehrungsvollsten Dankes gedacht. Ohne ihre Arbeit hätte es nicht geschrieben werden können.

* * *

Wir kamen am 27. Februar in Kairo an. Schon andern Tages suchten wir wieder das trauliche Heluan auf, wo wir noch fünf Tage im angenehmen Verkehr mit lieben Freunden und Bekannten verlebten. Mit wehmütigem Herzen bestiegen wir am 5. März in Ismailia den Dampfer „Oldenburg“, ein Schwesterschiff der „Gera“ vom Norddeutschen Lloyd, auf der wir von Genua gekommen waren, und trafen am 9. März 1895 in Neapel ein. Hinter uns lag die Zeit der drei erinnerungsreichsten Monate unseres Lebens,

ein Winter in Ägypten!



Sach- und Namenverzeichnis.

A.

- Ach-hotep 237.
 Ababde 264.
 Abd el-Kurna 215.
 Abd el-Rasul 202.
 Aethiopen 254.
 Abu Girge 78.
 Abu Sir 64. 73.
 Abutig 85.
 Abydos 89. 93. 94. 95. 98. 101.
 105. 110. 112. 138. 161. 236.
 Abydos (Königsreihe von A.)
 103.
 Achmin 86.
 Aqua Claudia 175.
 Aken 211.
 Ahmed 204.
 Ahes nefertari 206.
 Ai 199.
 Ajaccio 123.
 Alexander der Große 134. 166.
 287.
 Alexandria 269.
 Alt-Kairo 31. 72.
 Amen-em-heb 214.
 Amenhotep III. (Amenophis III.)
 199. 241.
 Amenophis III. 171. 174.
 Ammon 100.
 Ammonstempel 137. 142. 145.
 146. 147. 148 ff.
 Amonmeses 190.
 Antäopolis 85.
 Antinoe 79. 175.
 Antinous 79. 175.
 Anubis 82. 98. 192.
 Ape 140.
 Apis Mausoleum 59.
 Apollinopolis 116.
 Arabische Wüste 74.
 Areies 176.
 Artaxerges III. 165.
 Arueris 252.
 Asi 218.
 Asien 160. 161.
 Asklepiodotos 176.
 Assuan 80. 117. 159. 223. 243.
 255. 256. 257 ff.
 Äthiopien 165.
 Äthiopier 179.
 Ätna 4.
 Augustus 113. 174.

B.

- Bab-el-Mandeb 93.
 Bah 191.
 Balbilla 175.
 Barberini'scher Obelisk 175.
 Barrages du Nil 23. 24.

Bedraichên 73.
 Beliane 89. 105. 106. 107.
 Belzoni's Grab 203.
 Beni-Hassan (spr. Hassan) 79.
 295. 297.
 Bent-Anat 278.
 Bibân el-Mulûf 195. 199.
 Bige, Insel 286. 289.
 Birket el-Kurûn 78.
 Bischarin 130. 258. 259. 264.
 Bitterseen, die 104. 161.
 Blemmyer 259.
 Boulaq (Bulâf) 203.
 Brehm, Alfred 292.
 Bruce 194.
 Brugsch, Emil 201. 203. 204.
 206.
 Brugsch, Heinrich 62.
 Bubastidenhalle 144. 145. 147.
 Bubastis 145. 161.
 Budget 236.
 Bulâf (Nifinsel) 41. 206.

C.

Caligula 113.
 Capri 123.
 Caprivi 162.
 Cave 282.
 Ceylon 7.
 Champollion 298.
 Chamusâ 278.
 Cheb 78.
 Chefren 54.
 Chefrenpyramide 13. 53. 54.
 Chem 233.
 Chemmis 86.
 Chennu 250.
 Chenoboskion 107.
 Cheopspyramide 13. 43. 48. 51.
 52. 54. 143. 144. 150.
 Cheta 217. 219.
 Chetareich, das 218.
 Chnum 295.
 Choiakh 232.
 Choubra f. Schubra.

Chunju 138.
 Chunsutempel 142. 174.
 Claude Lorrain 284.
 Cleopatra 114.

D.

Dahschûr 73.
 Darâwi 254.
 Deir el-bahari (Dêr el-bâhri)
 203.
 Dendera 108. 109. 110. 111.
 114. 118. 295.
 Dêr Abu Schânudi 86.
 Dêr el-bâhri 199. 201. 204. 205.
 207. 208. 209. 211. 212.
 226. 235.
 Dêr el-Medine 187.
 Derût esch-Scherif 79.
 Diodor 133. 220.
 Diospolis 133.
 Drağ Abu'l Negga 237.
 Dümichen, Joh. 109. u. a. a. D.

E.

Ebers, Georg 48 u. a. a. D. m.
 Edju 248. 249. 294.
 El-Asajif 209.
 Elephantine 255. 275. 276. 278.
 279.
 el-Kab f. Kab.
 el-Kufur f. Kufur.
 el-Yemen f. Yemen.
 Eos 172.
 Erbkam 49.
 Erman, Ab. 175. 228. 232. 234.
 u. a. a. D.
 Erment 245.
 Esne 245. 295.
 et-Tell f. Tell.

F.

Fayûm 77.

G.

Gâmia el-Asghar 28.
 Gebelên 245.

Gebel Sifsile 250. 251. 294.
 Genua 1. 2. 4.
 Geziret Uruzije 124.
 Girge 86. 87. 93.
 Gize 40. 101.
 Gize (Museum von) 153. 164.
 237.
 Gorff, August 34.
 Gournah (Kurna) 202.
 Gräber der Königinnen, die 184.
 Grenfell, Sir F. 279.

G.

Gadendoa, die 259. 264.
 Hadrian 79. 175. 269.
 Hasan Pascha 31.
 Hatafoo (Dampfer) 70. 105.
 Hatafu 156. 210. 212. 213. 226.
 Hathor 109. 154. 290.
 Hathor-Kuh 213.
 Heilige See, der 167.
 Helopolis 38. 94.
 Heluan 67. 68. 72. 120.
 Hermonthis 245.
 Herodot 52. 161. 231.
 Hethiter 104.
 Honigmann, G. 68.
 Horus 179. 192. 286. 295.
 Hôtel du Nil 163.
 Hui 179. 180.
 Hypoosphinx 164.

H.

Hbis (Dampfer) 243.
 Hschia 4.
 Hsi 97. 98. 114. 179. 286. 290.
 Hsmaïl Pascha 22. 41. 275.
 Hsmaïliya 7. 10. 160.
 Justinian 291.
 Juvenal 269.

K.

Ka 191.
 el-Kab 248.

Kadis 218.
 Kairo 7. 10. 11. 23. 31. 36.
 51. 53. 108. 197. 269. 271
 u. a. a. D.
 Kalifengräber 16.
 Kambyjes 59.
 Karnak 116. 131. 135. 136. 148.
 150 ff. 200. 207.
 Karnaktempel 234.
 Kasr es-Saihad 106.
 Katarakt, erster 267. 268. 280.
 282.
 Kateich 217. 218. 219. 242.
 Kau el-Kebir 85.
 Kauffmann, Franz 202.
 Kene 106. 107. 108. 115. 118.
 204.
 Kioß auf Philae 291. 292.
 Koch 284.
 Kom Umbo 251. 252. 253. 264.
 König 213.
 Königsgräber, die 185. 188.
 Königsmumien, die 201. 205.
 Koptos 115. 118.
 Korsika 4.
 Kreta 7.
 Kust 115. 118.
 Kurna (Tempel von) 235.
 Kurnet Murrai 187. 224. 237.
 Kurnet Murrai, die Gräber von
 177. 178. 179.
 Kus 116.
 Kuschiten 179. 259.
 el-Kusur 132.
 Kynopolis 78.

L.

Lepsius 49. 51. 95.
 Lebantiner 264.
 Libher 229.
 Libysches Gebirge 178.
 Libysche Wüste 74.
 Liparischen Inseln, die 4.
 Louqsor (Lufsor) 202. 203.
 Louvre (Paris) 95.

Suffor 46. 47. 107. 115. 116
 117. 118. 119. 121. 124. 127.
 128. 129. 131 ff.
 Suffor-Hôtel 120.
 Suffortempel 118. 239. 240.
 Sykopolis 82.

M.

Mahâda 282.
 Mahdi 270.
 Mahmoud-Bey 275.
 Mariette 40. 54. 59. 60. 95. 96.
 114. 237. 294.
 Mariettes Haus 60. 61.
 Maspero 86. 206.
 Mastâba 63.
 Mausoleum 59.
 Mechu 279.
 Medinet Sabu 200. 224. 225.
 226. 231. 232. 242.
 Médân, Pyramide von 76.
 Meffa 108.
 Memnon 95. 172. 175.
 Memnonium 207.
 Memnoniskoloffe (Memnonssäu-
 len) 125. 135. 169 ff. 185.
 200. 241.
 Memphis 11. 59. 66. 94. 107.
 133. 185. 274. 296.
 Menahouse-Hôtel 53. 57. 185.
 Menes 103.
 Merneptah 151. 188. 218.
 Mesopotamien 211. 214.
 Messina 3. 4. 5.
 Meyer, Eduard 51 u. a. a. D.
 Mittelländische Meer, das 104.
 Mohamed Abd el-Rajûl 204.
 Moharab 203.
 Mokattâm 39. 72.
 Moltke 42.
 de Morgan 73.
 Moses 60. 85. 237.
 Mosesquelle 40.
 Mount Grenfell 278.
 Mouski (Straße in Kairo) 37.

Muhammed Ali 260. 275.
 Museum der ägyptischen Alter-
 tümer (in Kairo) 40.
 Mustapha Schafir 279.
 Muth 148. 159.

N.

Napoleon I. 135. 227.
 Neapel 3. 4. 163. 197.
 Nektanebos II. 286. 287.
 Nephthys 290.
 Neptunstempel 163.
 Nero 113.
 Neufeld 270.
 Nordpalästina 218.
 Nubien 265.
 Nubier 252. 264.
 Nut 112.

O.

Ombos 145.
 Orontes 218. 219.
 Osiris 97. 98. 101. 112. 192.
 286. 291.
 Osiriszimmer 291.
 Osymandyas 221.

P.

Paris (Place de la Concorde)
 239.
 Pästum 163.
 Pefusium 160.
 Pentaur 218. 219.
 Pepi 112.
 Petrie 51.
 Philae, Insel 145. 267. 270.
 273. 274. 280. 284. 285 ff.
 Pilaf 285.
 Place de la Concorde 242.
 Plinius 133. 161.
 Plotin 82.
 Pompeji 197.
 Port Said 4. 7. 8. 9.
 Pouffin 284.
 Ptah-Sofaris-Osiris 232.

Ptolemäer 287.
Punt 211. 212.
Pyramiden, die 11. 13. 47. 58.

R.

Ra 97. 221.
Ramesseum 125. 177. 200. 215.
219. 220. 221. 230.
Ramſes I. 133.
Ramſes II. 93. 96. 103. 143.
150. 151. 187. 188. 216. 217.
220. 221. 235. 236. 237. 242.
Ramſes III. 138. 147. 188. 189.
193. 227. 228. 229. 230. 231.
232.
Ramſes VI. 196.
Ra-nefer-ar-ka 61.
Ra-usir-ma 221.
Reggio 4.
Rehabeam 147.
Rénane 105.
Riffa 76.
Röda (Inſel) 30. 40. 72.
Röda (Station) 79.
Rom 175.
Rote Meer, das 104. 116. 160.

S.

Saffära 43. 58. 59. 64. 73. 171.
179. 297.
Salomo 147.
Sardinien 4.
Schéſch Abdel Kurna 213.
Schéſch el Fadhſl 78.
Schéſch Muja 245.
Schéſch el-Beled 43.
Schelläl 270. 272. 282.
Schliemann 204.
Schubra 34.
Schweinfurth 69. 206.
Sebet-Rä 252.
Septimius Severus 173. 174.
Serapeum 59.
Serapis 59.
Setſi I. (Seti) 201.

Seti I. 94. 96. 100. 101. 103.
133. 138. 148. 151. 160. 189.
196. 209. 224. 235. 236.
Seti II. 146.
Setitempel (kleiner) 147.
Sichel 283.
Sifaſ 147.
Siüt 80. 81. 82. 85. 87. 118.
Sizilien 3.
Skarabäen 45.
Sohäg 85.
Somalküſte 211.
Sphing 54.
Strabo 133. 161. 185. 275.
Stromboli 4.
Stufenpyramide 64.
Sudan 82. 263. 265.
Sudaner 267.
Suez 161.
Suezkanal 160. 161.
Syene 271.
Syrer 179.
Syrien 104. 188. 218.

T.

Taberna 107.
Taormina 4.
Tarschüt 107.
et-Tell 79.
Tell el-Amarna 79.
Tentyra 114.
Theben 94. 95. 116. 131. 132.
133. 134. 139. 142. 152 ff.
This 87. 93.
Thodrus ſ. Todros.
Ti (Grab des) 61. 64.
Tiberius 113. 291.
Tii ſ. Titi.
Titi 184.
Todros 140. 162. 201. 203.
Trajan 86.
Troja 204.
Tuabu 133.
Turra, Steinbrücke von 72.
Tutmes I. 156. 210. 226.

Tutmes II. 156.
Tutmes III. 154. 156. 163. 164.
171. 209. 214.
Tutmesstempel 200.

II.

Uarda 187. 198. 208. 218.
Urausfchlange 194.
Ufir-ma-ra 221.

B.

Uejuv 4.

B.

Wabi Salsa 252.
Werner 42.
Wilkinson, Gardener 189.

B.

el-Yemen 211.

B.

Zafazif 161.



